Rothe

# Predigten

von

# Richard Rothe.

Gehalten zu Bonn in den Jahren 1851—1854.

Nach stenographischen Aufzeichnungen
herausgegeben von
**Johannes Bleek,**
Pfarrer.

**Dritter Band**
der „Nachgelassenen Predigten".

**Elberfeld 1869.**
Verlag von R. L. Friderichs.

Gedruckt bei R. L. Friderichs u. Comp. in Elberfeld.

# Inhalt.

# Vorwort.

Der verewigte Rothe war in den Jahren 1849—54 hier in Bonn als Professor und Universitätsprediger thätig. In der letzteren Eigenschaft hatte er in der Regel alle vierzehn Tage mit Ausschluß der Ferien zu predigen, in dem gemeinschaftlichen Universitäts- und Gemeindegottesdienste. Wenn er auch diese Verpflichtung auf die Dauer als eine drückende empfand, so konnten seine Predigten doch eines mächtigen Eindruckes auf die Zuhörer nicht verfehlen; und der Freimüthigkeit, mit welcher er aus der Fülle seines Herzens redete, merkte man es nicht an, welches Zittern und Zagen nach seinem eigenen Geständnisse vorherzugehen pflegte. Mit der Bonner Zeit schließt Rothe's Thätigkeit auf der Kanzel im Allgemeinen ab, indem er nachher in Heidelberg nur ausnahmsweise, und zwar sehr selten gepredigt hat. Um so lieber ist es mir, aus dieser Zeit dem Publikum die vorliegende Sammlung bieten zu können. Sie beruht, da Rothe damals seine Predigten nicht mehr aufschrieb, auf meinen Nachschriften. Seit dem Jahre 1851 nämlich pflegte ich dieselben nachzuschreiben, nachdem ich, mit zu diesem Zwecke, mich mit der Stenographie bekannt gemacht hatte. That ich dieses zunächst um meiner selbst willen, so kam ich damit doch zugleich den Wünschen vieler Anderer entgegen, deren Drängen mich in der Regel nöthigte, das stenographisch Nachgeschriebene sofort in die gewöhnliche Schrift umzusetzen. Ich freue mich zu erwähnen, daß unter diesen mein seliger Vater war, der zu Rothe nicht nur in einem höflich freundlichen, sondern in einem herzlichen, innigen Verhältnisse stand, und der, wie er seinen Predigten mit Spannung folgte, dabei in diesen Nachschriften einen Ersatz für das fand,

was ihm in der Kirche wegen Schwerhörigkeit entging. Obgleich es nicht in meiner Absicht lag, sie drucken zu lassen, so bin ich doch unbedenklich der Aufforderung hiezu, welche nach des Verfassers Tod an mich erging, gefolgt; ich sah darin eine erwünschte Gelegenheit, dem Danke, welchen ich meinem unvergeßlichen Lehrer schulde, einen Ausdruck zu geben. Einer besonderen Empfehlung bedürfen diese Predigten nicht; sie werden für sich selbst sprechen, und ich überlasse es getrost dem Urtheile des Lesers, ob ihre Herausgabe durch die richtig verstandene Pietät gefordert war.

Bei der Herausgabe konnte ich bei einigen wenigen Stellen eine mir von Herrn Dr. Preyß in Düsseldorf gütigst zur Verfügung gestellte nicht-stenographische Nachschrift benutzen. Im Uebrigen war ich nur auf meine Nachschrift angewiesen, welche aber, Dank der Stenographie, ausreichte, um das auf der Kanzel Gesprochene fast wortgetreu wiederzugeben, so daß die Predigten hier im Wesentlichen so, wie sie gehalten worden sind, dem Publikum vorliegen. Kleine Lücken, die sich nur selten auf mehr als einzelne Worte erstreckten, habe ich ausgefüllt, wenn sich die Ergänzung aus dem Zusammenhange von selbst ergab, in andern Fällen beseitigte ich sie durch Streichung der unvollständigen Partie. Es versteht sich, daß ich mir dabei große Vorsicht zur Pflicht machte, auch in manchen an sich unbedenklichen Fällen zog ich das Streichen dem Ergänzen vor. Nirgendwo aber habe ich etwas weggelassen, was für den Inhalt von Bedeutung wäre. — Außerdem erlaubte ich mir zuweilen am Ausdruck zu glätten und zu kürzen, war aber auch hierin möglichst sparsam. Immerhin wird man es dem Stile dieser Predigten anmerken, daß sie frei gehalten sind, findet sich aber vielleicht entschädigt, wenn die Frische und Unmittelbarkeit der mündlichen Rede um so mehr in ihnen nachklingt. Daß freilich unter des Verfassers Meisterhand, wenn er selbst sie zum Druck überarbeitet hätte, etwas Anderes aus ihnen geworden wäre, kann die Vergleichung der nach meiner Nachschrift von ihm selbst redigirten Bonner

Abschiedspredigt*) zeigen; — ich meinestheils bescheide mich gern, lieber zu wenig als zu viel in dieser Beziehung gethan zu haben. So ließ ich auch manches auf der Kanzel fremd klingende Wort stehen, weil Rothe sich nicht scheute, auch dergleichen zu gebrauchen, wenn er darin den treffendsten Ausdruck für seine Meinung fand. Wußte er doch recht wohl darum und hat es in der erwähnten Abschiedspredigt bekannt, daß er aus der Fülle der Seele geredet habe, einfältig wie es ihm um's Herz war, und darum „oft gewiß Vielen zu einfältig, weil so gar wenig im gewohnten Geleise der übereinkömmlichen Formen."

Es ist Manchen hoffentlich willkommen, daß den einzelnen Predigten die dabei gesungenen Lieder nach ihren Anfangsworten und Nummern im Rheinisch-Westphälischen Provinzialgesangbuch beigedruckt sind. Die Eingangslieder sind dabei in den Fällen mit aufgenommen, in welchen nicht eines der sogenannten Sonntagslieder zum Eingang genommen war. Für die Ueberschriften der einzelnen Predigten, soweit ihr Wortlaut nicht diesen selbst entnommen ist, bin ich natürlich allein verantwortlich.

Die Predigten sind nach der Zeitfolge geordnet; einige, deren Datum ich nicht genau angeben konnte, finden sich nach ihrem ungefähren Zeitverhältnisse zwischen den übrigen. Den letzten neun Nummern konnte ich jedoch ihre richtige chronologische Stellung nicht geben, weil ich erst, als die vorhergehenden schon gedruckt waren, so glücklich war, diese, welche ich für verloren gehalten, wieder zu finden und durch ihre nachträgliche Hinzufügung die Sammlung vollständig zu machen. Eine andere Abweichung von der Zeitfolge wird man bei Nr. XVII bemerken, „über den Unglauben unserer Zeit in Beziehung auf das böse Geisterreich". Diese Predigt gehört nämlich der Zeit nach an den Anfang; eben deßhalb ist aber, wie man leicht begreift, die Nach-

*) Diese, welche zuerst 1854 im Druck erschien, ist in den Anhang zu Bd. II der von Herrn Dr. Schenkel herausgegebenen Predigten aufgenommen.

schrift hier verhältnißmäßig am wenigsten vollständig. Dazu kommt, daß, wie ich überzeugt bin, auch der Verfasser eine Predigtsammlung nicht mit diesem Gegenstande eröffnet haben würde. Ich habe sie daher nicht an den Anfang, sondern an die betreffende Stelle des folgenden Jahres gesetzt. Uebrigens wollte ich trotz des erstgenannten Umstandes gerade diese Predigt nicht vorenthalten, weil ihr Inhalt, so sehr er der herrschenden Ansicht unserer Tage widerspricht, doch eben in die eigenthümlichen Anschauungen Rothe's hineingehört, und dieser ihn nicht auf der Kanzel vorgebracht hätte, wäre er ihm nicht wichtig erschienen.

Die eigenthümliche Richtung Rothe's wird man in diesen Predigten in voller Ausprägung finden; ihre Abweichungen von andern Richtungen rechts und links treten bei gegebener Veranlassung unverhüllt hervor, wie es ihm ja recht eigentlich Gewissenssache war, seine Ansichten klar und unzweideutig darzulegen. Aber auch bei abweichender Ansicht wird man nicht leicht verkennen, daß er stets aus vollster eigenster Ueberzeugung redet, mit warmem Gefühl, aufs tiefste durchdrungen von Liebe zu dem Herrn, dessen Herrlichkeit er den Kindern unserer Zeit zeigen möchte. Es ist ein kindlicher Glaube, der zwar nicht nach überlieferten Lehrformeln gemessen sein will, aber in um so schönerem Bunde steht mit scharfem, klarem Verstande und edler Weitherzigkeit.

Der Herr gebe, daß der Segen, welcher auf diesen Predigten ruhte, als sie gehalten wurden, auch jetzt mit ihnen sei.

Bonn, im Januar 1869.

**Johannes Bleek,**
Pfarrer zu Winterburg bei Sobernheim.

## I.

# Ueber das Nichtfernsein vom Reiche Gottes.*)

Eingangslied 26, 1. 2: Mit Ernst, o Menschenkinder.
Hauptlied 28, 1–4: Warum willst du draußen stehen.

### Text: Marc. 12, 34.

Da aber Jesus sah, daß er vernünftig antwortete, sprach er zu ihm: Du bist nicht fern von dem Reiche Gottes.

Mit wenigen Worten kann ich euch Rechenschaft geben, meine andächtigen Freunde, von der Wahl unseres Textes. Wir stehen in der Adventszeit, und die große Verkündigung, welche sie uns gibt, ist das Wort: Du bist nicht fern vom Reiche Gottes. Das Wort, welches der Herr von vornherein uns zurief, indem er sein Amt begann, dieses Wort muß uns Veranlassung geben zu fragen: Ist das Reich Gottes nahe herbei gekommen zu uns? Nun denn, fragen wir uns, wie wir zum Reiche Gottes stehen, ob wir ihm wirklich angehören und hineingetreten sind! Das ist eine Frage, die der Christ alle Tage an sich thun soll. Wie mögen wir uns denn antworten auf diese Frage: Bist du in diesem Reiche Gottes? bist du sein Bürger? Ach, wir können wohl alle die Antwort in unsern Herzen lesen, die wir uns darauf geben. Die allermeisten Christen werden etwa sagen: Ja, daß ich in dem Reiche Gottes als Bürger sei, das will ich mir nicht zutrauen; aber das Zeugniß kann ich mir doch geben, das in dem vorliegenden Texte der Herr dem Schriftgelehrten gibt: Ich bin nicht fern vom Reiche Gottes.

*) Gehalten am 2. Sonntag des Advents, den 7. December 1851.

Und damit beruhigen wir uns gewöhnlich. Allein, selbst wenn es seine volle Richtigkeit damit hat, wir müssen doch wenigstens untersuchen, ob denn ein solches Verhältniß uns wirklich die gesuchte Beruhigung gibt. So lasset uns denn Gott bitten, daß er uns in dieser Stunde zu unserer Betrachtung seinen Geist gebe, indem wir aus Veranlassung des Textes mit einander fragen, wie es sich verhält mit dem Nichtfernsein vom Reiche Gottes, und zwar zuerst, was es heißt, nicht fern sein vom Reiche Gottes, dann zweitens, welchen Werth ein solches Nichtfernsein hat.

1.

Was heißt es denn, nicht fern sein vom Reiche Gottes? Viele machen darauf Anspruch, ohne sich klar gemacht zu haben, was es denn eigentlich heißt, ja vielleicht ohne daß sie überhaupt geneigt wären, sich hievon eine Vorstellung zu machen; denn es kann dem Einen oder dem Andern die Unklarheit darüber erwünscht sein, indem er, ohne sich genauer zu prüfen, denkt: nun, ich bin auch nicht fern vom Reiche Gottes, und sich dabei beruhigt. Was heißt es nun? Zunächst lasset uns nicht verwechseln, was so Viele mit einander verwechselt haben, ob das Reich Gottes uns, oder wir dem Reiche Gottes nahe kommen. Weil das Reich Gottes uns so nahe gekommen ist, so meinen Viele, sie selber seien auch dem Reiche Gottes nahe gekommen. Sie fühlen sich in Berührung damit; sie sind ja von frühester Kindheit an darauf angewiesen, durch die Taufe in die christliche Gemeinschaft aufgenommen und mit ihren Lehren bekannt gemacht worden; überall im Leben finden wir es, daß die Menschen ausdrücklich Christen sein wollen; sie besuchen den Altar des Herrn und lassen sich speisen mit seinem Leib und Blut. Und weil das Reich Gottes ihnen so nahe ist, meinen sie auch selbst ihm nahe zu sein; diese Berührung betrachten sie als ihr Nahesein. Und doch, wenn wir in ihr Inneres schauen und nur etwas näher zusehen, o wie sieht es da so ungöttlich, so irdisch, so unhimmlisch aus, wie findet sich da so wenig von Gütern des Reiches Gottes, von Gottähnlichkeit und unerschütterlicher Zuversicht zu Gott; es ist überhaupt gar keine Berührung des Herzens sichtbar; die Beziehung ist nur äußerlich. Das ist noch nicht das Nahesein zum Reiche Gottes; dieses erfordert innere Beziehung, innere Empfänglichkeit; und es ist eine unselige Täuschung, wenn man das, was Gott uns gethan, verwechselt mit der Stimmung des eigenen Herzens. Also lasset uns das festsetzen, daß, wenn einer vom Reiche Gottes nicht fern sein will, eine innere Beziehung stattfinden muß. Er muß

innerlich erweckt sein, er muß sich auf den Weg gemacht haben, in das Reich einzutreten; so freilich, daß er noch auf dem Wege begriffen ist, das Thor noch nicht überschritten hat. Nicht fern vom Reiche Gottes ist der, welcher wirklich innerlich auf dem Wege, aber noch nicht eingegangen ist. Legen wir es uns deutlicher auseinander. Wie kommt man zum Reiche Gottes? Durch Bekehrung, und hiezu gelangt man durch Erweckung In wie vielen Gestalten der heilige Geist in uns auftreten mag, anders als durch Erweckung und Bekehrung geschieht es nicht. Nicht fern ist, wer wirklich erweckt, aber noch nicht bekehrt ist durch Christum und in Christo. Die Bekehrung ist ihrer Natur nach zugleich Wiedergeburt, die Entstehung eines neuen, wirklich geistigen und himmlischen Menschen. Auch die Wiedergeburt also ist in Betracht zu ziehen: nicht fern ist, wer noch nicht wirklich wiedergeboren, aber auf dem Wege dazu begriffen ist. Und wenn uns dieses Alles noch nicht deutlich ist, so wollen wir uns jene Begriffe noch etwas näher vorführen. Die Bekehrung geschieht durch Buße und Glauben an Christum; durch diese beiden, die unzertrennlich sind, treten wir in das Himmelreich ein. Nicht fern ist, wer zwar auf dem Wege zur Buße und zum Glauben ist, aber doch noch nicht wirklich Buße gethan und noch nicht wirklich an Christum glaubt. Daß es hier viele Abstufungen gibt, versteht sich von selbst; und Diejenigen, welche am entferntesten stehen, können noch sehr weit entfernt sein. Lasset uns nun, um eine deutliche Vorstellung von einem solchen Menschen zu bekommen, in einigen Grundzügen diese beiden Fragen beantworten: Gibt es denn einen Menschen, der auf dem Wege zur Buße und zum Glauben ist, der aber in Wirklichkeit noch nicht Buße gethan, noch nicht an Christum glaubt? Den Weg zur Buße, den müssen wir freilich Alle thun, haben wir wohl Alle angefangen. Als wir Buße zu thun begannen, da gingen uns die Augen auf über uns selbst, wir wurden ernstlich der Gegenstand unseres Nachdenkens. Wir merkten in uns die Sünde und ihre Gewalt, daß sie etwas sehr Ernstes, Schlimmes sei und wir in sie hineingeflochten seien. Wir sahen ein: Ja, du hast eine Schuld auf deiner Seele, deinem Herrn, deinem Gott gegenüber. Wir fingen an, unser Elend zu erkennen, zu empfinden, daß diese Sünde im innersten Widerspruch steht mit unserm Wesen, unserer höheren Bestimmung, daß sie uns unglücklich macht. Wir fingen an zu empfinden, wie wir durch die Sünde unser Leben verdorben, unsere Verhältnisse vergiftet hatten; und bald bemerkten wir auch, daß diese Sünde nicht unser besonderes Eigenthum sei, sondern daß sie alle Menschen ergriffen, daß die ganze Menschen-

natur durch sie vergiftet sei. Diese Entdeckung hätte uns nun beruhigen können; aber daß wir Sünder seien, fiel uns dabei mit neuer Schwere auf die Seele: wir empfanden, wie wenig Hoffnung sei, zur Befreiung aus dem Bann, welcher die ganze Menschheit festhält. Je mehr wir seine Gewalt erkannten, desto entsetzlicher war sie uns. Wir sahen, daß hiefür bei uns allein keine Hülfe sei, daß es keinen andern Rath gebe, als die freie Vergebung durch Gottes Gnade. Aber nicht, daß nun gleichsam über sie der Weg zum Himmelreich führte, sondern Gott muß uns auch Kraft geben ein neues Herz und einen neuen Geist, eine Kraft aus der Höhe: das erkannten wir. So sieht es in einem Menschen aus, der auf dem Wege ist, Buße zu thun und zu glauben; und dennoch hat ein solcher Mensch noch nicht Buße gethan. Er muß zur Sünde von ganzer Seele und unbedingt Nein! sagen; und das ist der Punkt, vor welchem so Viele stehen bleiben. Man erkennt wohl, daß ein unbedingtes Nein! gesprochen werden muß; man will es auch, aber man schiebt es auf, vielleicht auf eine kleine Weile, man meint, der Augenblick sei zu lockend, man müsse noch eine oder die andere Sünde zurückbehalten, und mit ihr noch nicht den Kampf beginnen. Ja, man meint, wie man einmal sei, so könne unser einem Gott wohl die eine oder die andere Sünde nachsehen und eine Frist gönnen, nach und nach sich mit ihr auseinander zu setzen.

Das ist, meine andächtigen Freunde, das Bild Desjenigen, der auf dem Wege zur Buße ist und doch nicht Buße thut, und ebenso Desjenigen, der auf dem Wege zum Glauben ist und doch nicht glaubt. O, wer wäre nicht unter uns auf dem Wege? wer sähe nicht mit Sehnsucht hinauf zu Christus? wer hätte nicht an seiner Heiligkeit Wohlgefallen? wer müßte nicht mit dem Schriftgelehrten sagen: Meister, du hast wahrlich recht geredet, wenn er die heilige Hoheit des Herrn in ihrer Einfalt wahrnimmt? Und wer sagte nicht: Ach, der ist glücklich, der diesen Jesus wirklich sein nennen kann, an ihm seine Befriedigung hat, mit voller Seele glaubt, daß er ihm Alles sei! Ja das empfindet man leicht und das ist der W e g zu Buße und Glauben. Aber von allen diesen Ueberzeugungen kann man durchdrungen sein, und Jesum kennt man doch noch nicht. Da gibt es noch so viel Unlust, so viele Bedenklichkeiten; da hat man sich noch so viele Fragen zu beantworten, um die Eine Frage, wie denkst du von Christo, zu verstehen; und so schiebt man es so oft auf, darüber in's Reine zu kommen. Man kann sich nicht entschließen, zu sagen: Herr, was ich noch nicht verstehe, mußt du mich lehren; lügen kannst du nicht, was du sagst, muß Wahrheit,

Wort des ewigen Lebens sein. Mit diesem Vertrauen sich ganz in die Arme dieses Jesus werfen, sich seiner Lenkung und Herrschaft ergeben, hieße glauben, aber das vermag man noch nicht.

Wenn wir nun nach allem diesem uns selber fragen sollen: Wie steht es mit dir? bist du auch nicht fern vom Reiche Gottes? so ist dieses eine leichte Frage. Keiner kann sich darüber täuschen, Jeder kann es gar wohl an den Wirkungen fühlen. Wer nicht fern vom Reiche Gottes ist, der spürt wohl etwas von diesem Reiche, er weiß von ihm, er empfindet seinen Stachel; aber er genießt noch nicht die Güter dieses Reiches. Er genießt noch nicht von dem seligen Frieden eines Menschen, welcher auf die göttliche Gnade, die Vergebung der Sünden vertraut; er ist noch nicht gewiß der himmlischen Kraft und Erneuerung, die in dem Reiche Gottes von allen Seiten uns umgeben; er erfährt noch nicht die vortreffliche Erziehung im Reiche Gottes; er findet sich in dieser Welt noch nicht durch Gottes Gnade in einem Reiche der Liebe. Daß er wächst an dem neuen Menschen, das empfindet er noch nicht und müßte es doch empfinden; und eben weil ein Solcher, der dem Reiche Gottes nur nicht fern ist, weil er noch nicht schmeckt und genießt von den Gütern dieses Reiches, darum kostet der letzte Entschluß ihn so viele Mühe; er sagt immer: Nur heute nicht, morgen will ich es thun.

## 2.

Nach diesem allem werden wir die andere Frage in aller Kürze beantworten können, welchen Werth es hat, in diesem Sinne nicht fern zu sein vom Reiche Gottes. Wir müssen hier nach beiden entgegengesetzten Seiten hin uns vor Uebertreibung hüten, daß wir den Werth dieses Standpunktes nicht zu hoch, aber auch nicht zu niedrig anschlagen. Ja gewiß ist es besser, wenigstens etwas zu haben, als gar nichts von Gottes Reich wissen zu wollen. Etwas ist wohl in uns Allen durch Gottes Gnade und durch die Kraft, die er uns gegeben. Wenn wir aber meinen sollten, wer nicht fern sei vom Reiche Gottes, befinde sich schon darin, dann täuschen wir uns. Wahrlich in der Christenheit, und besonders in der evangelischen Christenheit, ja ich kann getrost sagen, auch in unserer Bonner evangelischen Gemeinde, hat man genug Gelegenheit und Mittel, um dahin zu gelangen, wo Der ist, der nicht fern steht vom Reiche Gottes. Aber wer auf diesem Punkte sich befindet, was hat er denn davon? seine Qual und seine Pein, aber noch nicht seine Seligkeit; er steht gegenüber diesem

Paradiese; aber es ist ein Bann, der ihn davon fern hält. Was hilft ihm der Blick auf jene Herrlichkeiten, wenn er sie noch nicht genießen kann? Für das Reich Gottes selbst aber ist eine solche Stellung auch nicht etwa ein Gewinn; gerade für unsere Kirche ist es mißlich, wenn so Viele in ihr demselben eben nur nahe stehen. Nach diesen beurtheilen die Menschen so häufig das Reich Gottes; sie meinen, bei diesen sei das eigentliche Christenthum, und sagen dann, das Christenthum sei ja nicht wesentlich anders als das natürliche Leben. Das ist der Nachtheil, welchen das dem Reiche Gottes Nichtfernstehen bringt. O, lasset uns ehrlich sein und zur Ehre Gottes eingestehen, wir stehen draußen, nehmt uns noch nicht für die Christen; wir sind nur erst, wenn ich mich so ausdrücken darf, Proselyten des Thores.

Aber es ist noch ein Unterschied zwischen Denen, die auf diesem Standpunkt verharren, und Solchen, in denen ein lebendiger Drang ist zum Reiche Gottes. Wo dieser Drang ist, wo Jemand mit aller seiner Kraft dem Reiche Gottes zueilt, da preisen wir ihn selig. Vielleicht muß er länger draußen bleiben, wenn er nur nicht versäumt anzuklopfen; er wird hindurch kommen, wenn er angeklopft hat. Wo aber das Verweilen vor dem Thore der dauernde Zustand wird, wo wir das Reich Gottes immer blos von außen sehen, da steht es sehr bedenklich; wer sich damit beruhigen will, wer so fort und fort vor dem Thore des Reiches stehen bleibt, was trägt er davon? ein unseliges Ende. Er schiebt von Tag zu Tage auf und meint, er wolle noch etwas warten; er weiß aber recht wohl, was dazu gehört, und hat einst keine Entschuldigung am Tage des Gerichtes.

O, wenn du so lange stehst vor dem Thore, wenn du vielleicht Gott dankst, daß du soweit gekommen bist, vergiß nicht, wohin du kommen sollst, vernimm, daß das Reich Gottes von neuem dir nahe kommt, erhebe deine Augen nach oben hin, bete, kniee, ringe, daß du eingehest in das Reich, das dir nahe ist; das heißt Advent feiern, Advent nicht blos für einmal, sondern für immer, Advent für alle Ewigkeit, eingehen in das ewige Reich der Gnade Gottes und in seine Herrlichkeit. Amen.

Lied 28, 5: Aller Trost und alle Freude.

## II.

# Ueber die Frage: Wann kommt das Reich Gottes?*)

Eingangslied 35, 1. 2.: Komm, Tochter Zion, komm.
Hauptlied 31, 1—3: Hosianna, Davids Sohn.

### Text: Luc. 17, 20. 21.

Da er aber gefraget ward von den Pharisäern: Wann kommt das Reich Gottes? antwortete er ihnen und sprach: Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Geberden. Man wird auch nicht sagen, siehe, hier oder da ist es. Denn sehet, das Reich Gottes ist inwendig in euch.

Die Frage, welche hier aufgeworfen wird, meine andächtigen Freunde, ist eine Adventsfrage. „Wann kommt das Reich Gottes?" Wenn das eine sehr natürliche Frage war, als der Herr einst auf Erden wandelte und sein Reich gründete, so ist sie heute noch natürlicher, nachdem so viele Jahrhunderte verstrichen sind, ohne daß das Reich Gottes so recht zu sehen wäre. Es wäre widernatürlich, wenn wir sie zurückdrängen wollten; aber es ist eine gefährliche Frage. Wir können die Antwort nur bei dem Herrn suchen, darum lasset uns mit den Pharisäern diese Frage an den Herrn richten, miteinander fragen: „Wann kommt das Reich Gottes?" und indem wir unserm Texte getreu bleiben, werden wir die Aufmersamkeit **zuerst** zu richten haben auf diese Frage, wie sie uns im Munde der Pharisäer entgegentritt, und **dann** auf die Antwort des Herrn.

### 1.

Es ist diese Frage eine höchst natürliche und auch sehr berechtigte, durchaus untadelig und unbedenklich; aber wir haben Ursache, auf unserer Hut zu sein. Es versteht sich nämlich nicht von selbst, daß sie auch in unserm Munde eine unbedenkliche ist. Wenn der Christ, der wahre Christ, diese Frage thut, und wenn er sie wirklich nach oben zum Throne Gottes richtet, sich demüthig vor Gott beugend, wenn sich nicht Unglaube einmischt: dann ist es eine wirklich berechtigte, dem Herrn gefällige, vor Gott köstliche Frage. Sie läßt sich nicht unterdrücken in dem Herzen, welches erfüllt ist von Sehnsucht nach dem Reiche Gottes. Sollte man nicht sehnsüchtig nach diesem Reiche blicken? sollte den Christen nicht verlangen, daß die Ehre seines

---

*) Gehalten am 4. Sonntag des Advents, den 21. December 1851.

so vielfach geschmähten Herrn vor aller Welt offenkundig werde durch die Erscheinung des Reiches der Herrlichkeit? und sollte den wahren Christen gar nicht verlangen nach dem ganzen, vollen Heil für sich und alle Brüder? sollte es ihm gleichgültig sein, ob das Heil, das Werk des neuen Lebens in Gott, immer ein Stückwerk bleiben soll? Ja der wahre Christ frägt mit vollem Rechte: Wann kommt das Reich Gottes? er thut es aber dann auch mit derjenigen demüthigen Selbstbescheidung, die ihm vom Herrn zur Pflicht gemacht worden; er bedenkt, daß Tag und Stunde der Ankunft nicht uns zu wissen gebührt, daß kein Engel es weiß, daß Christus selbst es nicht weiß, sondern es Gottes Macht vorbehalten ist. Aber ihr seht ja, daß wir in unserm Texte es nicht mit dem wahren Christen zu thun haben, sondern wir lesen, der Herr sei von den Pharisäern gefragt worden; und eben dieselbe Frage im Munde der Pharisäer hat einen ganz andern Sinn, als beim wahren, gläubigen Jünger des Herrn. Da ist diese Frage keine berechtigte und dem Herrn gefällige, sondern eine unverständige, vorwitzige. Wenn der Pharisäer fragt: Wann kommt das Reich Gottes? so wissen wir, was er eigentlich damit meint: „Wann kommt der Tag, da wir von der römischen Knechtschaft befreit werden, und Ströme sinnlichen Vergnügens über uns fließen?" Das ist eine andere Frage geworden. Auch wir, meine andächtigen Freunde, werfen diese Frage oft auf: Wann kommt das Reich Gottes? und wenn wir sie auch anders ausdrücken, es ist kaum Einer, der sie nicht aufwürfe, und zwar in einem Sinne, der dem der Pharisäer sehr nahe kommt. Das jüdische Volk war nicht das einzige, welches den Druck des Irdischen empfand; wer empfände ihn nicht, und wie bald verzagt der Mensch dann nicht! Da drängt sich ihm auch eine Frage auf: „Ach, wann wird der Druck des Lebens von mir genommen werden, nicht nur von mir, sondern auch von meinen armen Brüdern, denen es nicht anders geht als mir; wann wird diese Noth von uns genommen, und die Glückseligkeit, nach der jedes Herz dürstet, uns zu Theil werden?" — Das ist eine andere Frage, als die eines echten Christen. Können wir sie aber eine berechtigte und verständige nennen? Gewiß nicht. Sehen wir auf die Pharisäer, wie diese sie aussprechen, so scheint es freilich zuerst eine ganz angemessene Frage zu sein. Nun ja, den Messias über das Reich Gottes zu fragen, ist angemessen; aber was wollen die Pharisäer zuerst vernehmen? wann es komme. Denkt euch dem Herrn Jesus gegenüber, könnt ihr da mit freiem Auge diese Frage zuerst thun? liegen da nicht andere Fragen viel näher? „O Herr, wenn das Reich Gottes kommt, was verlangt es von mir? wie

muß ich mich dazu stellen? was ist das Reich Gottes? Sage mir, was ich thun muß, um in dieses Reich einzugehen." Das wäre der einzig natürliche Anfang des Fragens gewesen, und dann erst wären sie auf den Punkt gekommen, der hier zuerst kam. Daß aber dieses bei ihnen zuerst kam, ach das muß seinen Grund in einer verkehrten Stellung des Herzens haben; nicht wirkliches Interesse des Herzens, sondern vorwitzige Neugier hat diese Frage hervorgerufen. Berechtigt waren diese Leute nicht zu solcher Frage; erst dann ist man es, wenn man gefragt hat: „Wie kommt das Reich Gottes?" Anders ist es nicht mit uns: so sehr diese Frage auch auf unsere Lippen sich drängen mag, vorläufig wenigstens sollen wir sie unterdrücken und eine andere zu ihrem Rechte kommen lassen. Wohl ist es ein Großes, daß wir aufseufzen können zu Gott, wenigstens in der Stunde der Noth. Aber das ist nicht löblich, daß unser Seufzer keinen andern Inhalt hat, als: Wann wird diese Noth von mir genommen? Da wäre es doch weit natürlicher, zu seufzen: „Wann wird die Last der Sünde von mir genommen, wann werde ich ein Kind Gottes? Wenn ich nur seine Gnade finden möchte! Daran fehlt es mir!" Das wäre natürlicher, so zu seufzen, dann könnten wir immerhin zu seiner Zeit auf die andere Frage übergehen. Unberechtigt ist also diese Frage immer, wenn sie den andern Fragen vorangeht: „Was ist das Reich Gottes und wie kommt es zu mir?" Ich brauche nicht erst auseinanderzusetzen, daß es auch völlig unverständig ist, so zuerst zu fragen. Wie ist es denn möglich, darauf eine Antwort zu erhalten, wenn wir nicht wissen, was das Reich Gottes ist? So war der Herr auch nicht im Stande, den Pharisäern zu antworten, weil sie nicht wußten, was es sei. Die Pharisäer hatten allerdings nicht gerade eine unbestimmte Vorstellung davon, sie dachten sich etwas sehr bestimmtes, ein sinnliches Reich Gottes. Was ist das aber für ein Gedanke, ein sinnliches Reich und doch ein Reich Gottes, des geistigen? Wer solchen Widerspruch annimmt, der stellt die Frage gedankenlos und unverständig. Unsere Vorstellung ist nun nicht gerade mit diesem Mangel behaftet; wir sagen oft: Das Reich Gottes ist nicht ein sinnliches; aber wir wissen doch nicht, was es ist, höchstens was es nicht ist; und wenn man sagt: „Nun, ich verstehe darunter den Besitz der vollen Glückseligkeit", so ist die Frage doch noch nicht gelöst. Was ist denn deine volle Glückseligkeit? O das Wort Glückseligkeit ist leicht ausgesprochen, und das Gefühl des Verlangens danach leicht ausgerufen; aber fragen wir: Was macht uns glückselig? so weiß man sich selten recht darauf zu antworten.

2.

So ist es wohl an den Tag gekommen, daß die Frage unseres Textes keine so unbedenkliche ist, daß sie, wie sie in uns aufzusteigen pflegt, in den meisten Fällen eine wenig berechtigte, eine unverständige, vorwitzige ist. Fragen nun die Pharisäer: „Wann kommt das Reich Gottes?“ so sagt der Herr: „Es kommt nicht mit äußerlichen Geberden, man wird nicht sagen, hie oder dort ist es, es ist inwendig in euch.“ Nicht auf die Frage: Wann kommt es? antwortet der Herr, sondern auf die andere. Nun, er wird wohl guten Grund gehabt haben, so zu antworten, und uns geziemt es, seine Antwort zu Herzen zu nehmen. Gewiß, wie das Reich Gottes kommt, das ist für uns das Wichtigste und dasjenige, was uns von vornherein allein zu wissen Noth thut. Er sagt: Es kommt nicht mit äußerlichen Geberden, er wehrt die Vorstellung ab, als bestehe es in großen Ereignissen, in etwas, was von Außen her an uns heran und gleichsam über uns kommt. Weil wir Alle wohl wissen, daß Menschen es nicht machen können, daß es von oben kommt, so glauben wir, Gott schenke es uns dadurch, daß gewisse Ereignisse eintreten; wir meinen so leicht, die äußeren Begebenheiten, welche dazu mitwirken, seien selber das Reich Gottes, aus ihnen erbaue es sich. O müßig da zuzusehen, wo Gott der Weltregierer in großen Thaten und Ereignissen sein Reich herbeiführt, das ist so kläglich und unwürdig, so unfromm, es setzt eine so völlige Verdunkelung unserer Vorstellung von Gott voraus, daß wir davor erröthen müssen. In der Weise erwartet das Kommen des Reiches Gottes nicht! Keine Einrichtung in der Welt, keine Kirchenverbesserung, keine Erscheinung des religiösen Lebens, nichts von dem allen ist das Kommen des Reiches Gottes selbst, wiewohl alles dieses sich darauf bezieht und ein Mittel ist, um es immer vollständiger zu bewirken. Wenn wir so nach außen schauen nach dem Kommen des Reiches Gottes, so ist die Folge eine Enttäuschung nach der andern; und wenn uns so ein Stern nach dem andern erlischt, dann bleibt zuletzt nur das Dunkel des Zweifels. Davor warnt der Herr und sagt: „*Das Reich Gottes ist inwendig in euch.*“ Dieses Wort ist allerdings vielfach mißbraucht worden, in einer Weise, die gar wenig der Meinung des Herrn entspricht. Man sagt: Das Reich Gottes ist inwendig, in meinen frommen Gefühlen, Stimmungen, Gesinnungen, in diesem innersten Heiligthum; nach außen hin kann es nicht treten, es bleibt ewig verborgen. Aber der Herr will kein Reich, das ewig verborgen bleibt; das bischen Frömmigkeit in unsern Herzen nennt er noch nicht sein Reich, das wäre ein armes Reich, und nicht einmal ein Reich;

denn ein Reich ist eine Gemeinschaft und setzt ein Zusammenwirken von vielen Tausenden voraus. Was er aber eigentlich meint, kann uns nicht undeutlich sein, wenn wir nur irgend mit dem Worte Reich eine deutliche Vorstellung verbinden. Reich ist eine Gemeinschaft, Reich Gottes eine Gemeinschaft, wo Gott König ist, wo Gott den Menschen einwohnt. Und wo ist ein solches Reich möglich? Gott ist Geist und heiliger Geist: ein Reich Gottes kann es nur geben in einer Geisterwelt, in einer Welt rein geistiger Geschöpfe, nur ein Himmelreich kann das Reich Gottes sein. Von diesem Reiche sagt er: es ist inwendig in euch; es kommt nicht blos, es ist immer vorhanden, aber nicht nach außen sichtbar, sondern inwendig in euch. Staunend steht man, sieht, wie da inwendig im Menschen ein geistiger Mensch empfangen und geboren wird. Da wird das Reich Gottes allerdings nicht von selbst, nicht ohne eines Menschen Zuthun wie ebenso nicht ohne Gottes Zuthun; da werden die Menschen durch Gottes Gnade, durch den Glauben an den Erlöser zu Bürgern dieses Reiches; da fällt die sinnliche Decke ab, und sie treten ein in ein neues himmlisches Reich, zum himmlischen Zion, zur Versammlung der Engel, da bildet sich das Reich Gottes: und wenn es dort nach und nach zu Stande gekommen, wenn es ausgebaut ist, dann tritt es hervor aus seiner Verborgenheit, dann kommt das neue Jerusalem auf die Erde. Inwendig in euch wird es geboren und erhebt sich, wenn der neue Mensch die Schwingen rühren kann, hinauf zu der Stadt Gottes; und wenn dort der große ewige Bau vollendet ist mit den Bausteinen, die hier auf Erden zurecht gemacht worden sind, dann kommt das Reich Gottes, das Reich der Herrlichkeit, von dem die Pharisäer träumen, aber freilich ein ganz anderes, dann kommt es auf Erden, und die neue Erde nimmt es auf.

Das ist also die Antwort des Herrn, nicht auf das „Wann?" aber auf das „Wie?" Er hat uns gesagt, wie das Reich Gottes kommt, er hat uns auf die Arbeit gewiesen, die geschehen soll; in dem durch Christum erneuten Herzen findet das Kommen des Reiches Gottes Statt, den inwendigen Menschen betrifft das Reich Gottes. An dieser Arbeit lasset uns still und demüthig bleiben und nicht hinausschauen und fragen Wann? sondern arbeiten an der Reinigung und Heiligung, an der Förderung des neuen Menschen, und dann still Gott überlassen Zeit und Stunde, wo er die geschmückte Braut heimführen will vor den Augen aller Welt, und, so Gott will, auch vor unsern Augen! Amen.

Lied 31, 4: Schreibe, Herr, mich auch mit an.

## III.

# Einer ist euer Meister.*)

Lied 319: O süßester der Namen all.

**Text: Matth. 23, 8.**

Einer ist euer Meister, Christus; ihr aber seid alle Brüder.

Ihr sehet, meine andächtigen Freunde in Christo, daß es dieselben Texteswort sind, welche das letztemal unsre Andacht beschäftigten, die ich heute von neuem zu eurer Erbauung gewählt habe. „Einer ist euer Meister", dieses Wort unseres Herrn haben wir neulich von zwei Seiten betrachtet uns aber zugleich gesagt, daß wir es noch lange nicht genugsam, auch nach wesentlichen Seiten nicht vollständig gefaßt haben. Wir sahen zunächst, wie Großes der Herr hierin sich selbst beilegte; suchten uns dann zu vergegenwärtigen, welch' herrliche Verheißungen und Aussichten er uns darin eröffnet; aber wir thaten es nur zu dem Ende, um mit desto mehr Nachdruck drittens uns an die ernsten Forderungen, welche er damit an uns richtet, zu erinnern; und dieses dritte, was uns eigentlich die Hauptsache sein soll, mußten wir damals aussetzen. Dieses lasset uns denn heute unter Gottes Segen nachholen, lasset uns ins Auge fassen die Forderung, welche das Wort des Erlösers: „Einer ist euer Meister" an uns stellt. Es liegt auf der Hand, daß diese Forderung doppelter Art ist; sie schließt ein Gebot und ein Verbot in sich: sie gebietet, keinen andern Meister als Christum zu haben, und verbietet, daß wir unsererseits irgend eines Andern Meister sein wollen. Darauf wird es denn in dieser Stunde ankommen, uns von dieser doppelten Ueberzeugung durchdringen zu lassen und unsere Herzen willig zu machen, daß wir ihr folgen.

### 1.

Das Gebot, daß wir nur Einen und keinen Andern als ihn über uns Meister sein lassen, fließt allerdings als ganz nothwendige Folgerung aus unserm Texte: „Einer ist euer Meister." Wenn er der einzige ist, so kann es auch für uns keinen andern geben, so müssen wir ihn als den unsrigen,

*) Gehalten am 4. Sonntag nach Epiphanias, den 1. Februar 1852. Die hier erwähnte erste Predigt über denselben Text fehlt leider; doch wird die vorliegende Predigt auch für sich hinreichend verständlich sein.

alleinigen annehmen. Diese Forderung setzt voraus, daß wir die Nothwendigkeit, einen Meister über uns zu haben, anerkennen. Es könnte ja Jemand sagen: „Ich brauche keinen Meister, bin mir selbst Meister"; allein wer wird so urtheilen? wer wird so kühn, so unverständig sein zu sagen: „Ich will auf eigenen Füßen stehn; laßt mich das Ziel nur allein finden, meistert mich nicht?" Wo wäre so verwegene Rede? Wir dürfen ja nicht vergessen, von welcher Art diese Meisterschaft ist: der Herr spricht vom religiösen Gebiete, in Ansehung der Frömmigkeit will er der alleinige Meister sein. Und meinen wir nicht, daß die Meisterschaft hier nicht viel bedeuten wolle. O, ihr wißt, es ist dieses Gebiet vielleicht das engste Gebiet, aber es liegt auf dem Höhepunkt: es ist die Höhe des menschlichen Lebens, von wo die wahren Lebensquellen abfließen, wovon die Lebenstriebe und Kräfte ausgehen: der höchste und zugleich innerste, also tiefste Punkt, das ist des Menschen Verhältniß zu Gott. Wer könnte dies leugnen? Der wird es nicht leugnen, der dieses Verhältniß zu Gott hat. Es ist der wahre Mittelpunkt seines Lebens, er wird es sich selbst sagen; denn er muß es empfinden, wie dürre und verwirrt sein inneres und äußeres Dasein ohne ihn sein würde. In Ansehung dieses, am höchsten und tiefsten liegenden Gebiets des menschlichen Lebens sagt der Herr: Ich bin euer Meister, und in Ansehung dieses sollte Einer sagen: ich bedarf keines Meisters? O, wir, die wir in den untergeordneten Dingen so sehr der Hülfe, des Raths und der Erziehung bedürfen, die wir nichts uns anzueignen vermögen ohne den Rath eines Lehrers, wir könnten einen Meister entbehren in dem, was das Höchste, Schwierigste, Heiligste ist? Es gibt wohl Solche, die wähnen, sie seien ihre eigenen Meister; ach! es sind nicht die Begabtesten, es sind eingebildete, kurzsichtige Thoren, die an ihrer eigenen Erfahrung sehen könnten, wie sehr sie eines Meisters bedürfen. Sie meinen in den höchsten Dingen auf eigenen Füßen zu stehen, und doch ist Niemand abhängiger als sie, Niemand mehr Knecht des Augenblicks und der augenblicklich herrschenden Meinung als sie. Sie sind nicht Meister, sondern Schüler und stehen selbst nach menschlichem Maße auf der untersten Stufe.

So wird die Voraussetzung vollkommen begründet sein, auf welche die Forderung, Christum zum alleinigen Meister zu haben, zurückgeht. Wenn wir also eines Meisters bedürfen, wen wollen wir denn wählen? Ihr fühlt es Alle, welch' eine Frage dies ist. In andern Angelegenheiten wird es nicht viel austragen, ob wir uns vergreifen mit der Wahl des Meisters; aber bei dem, was das Höchste, Letzte, Entscheidende ist, wo es dasjenige

gilt, wovon allein unser wirkliches Lebensglück, der innere Friede abhängt, ist die Wahl des Meisters unendlich wichtig. Die Menschen scheinen das auch sehr allgemein zu fühlen; denn die Meisten stehen ja an, hier eine Wahl zu treffen, sie scheinen sich zu besinnen. Das mag nun freilich auch noch andere Gründe haben; aber soviel steht doch fest, daß Viele nicht mit klarem Bewußtsein die Wahl treffen: sie überlassen es dem Zufall, die Wahl in Ansehung dessen, was das Wichtigste und Entscheidende ist, zu treffen. Nein, so darf es nicht sein! Wohl uns, daß wir uns nicht auf diesen leidigen Ausweg zu begeben haben, daß für uns die Wahl getroffen ist: Einer ist Euer Meister, es ist kein anderer da! Bedürft Ihr eines, so ist es Christus, er und kein Anderer. Ich meine, wir sollten herzlich froh und dankbar sein, daß die Wahl so getroffen ist. Soweit kennen wir Ihn Alle, daß wir eingestehen müssen, einen bessern, liebevollern, höhern Meister gebe es nicht. So wenig wir auch in die Jüngerschaft mit entschiedenem Ernste eingetreten sind, so gestehen wir, daß dieser als königlicher Alleinherrscher dastehe, neben dem Alles, was sonst Meister heißt, verschwindet, und müssen es empfinden, daß wir uns in ihm dem höchstem Meister in die Arme werfen und auch dem liebevollsten. Sein Angesicht voll ewiger Hoheit ist auch ein Angesicht voll ewiger Huld. Sein Auge durchdringt mich mit Feuerflammen: o, es ist auch ein Feuer der beseligenden Liebe Gottes zu mir. Wohl ist es ein strenger Meister, aber die Strenge ist so wunderbar mild, er verschmäht keinen, zieht die Sünder an sein Herz, den Zöllner heißt er willkommen. „Mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben!“ das weiß er auch über den zu sprechen, für den kein menschliches Urtheil Gnade fühlt. Wir haben ja schon neulich daran erinnert, wie die Jüngerschaft Jesu nicht Knechtschaft ist, sondern Freiheit, wahre Unabhängigkeit das hohe Ziel ist, zu dem er uns hinleitet, wie er seine Jünger zu Brüdern macht. Ja, die Wahl ist selig für uns getroffen; wir müssen einen Meister haben, und siehe, der Einzige, den wir haben können, er ist der schönste, liebenswürdigste, herrlichste, gnadenreichste, ein Meister voller Gnade und Wahrheit, wie wir ihn niemals mit unsern Gedanken würden erreicht haben.

Und diesen Meister sollen wir nicht als den alleinigen Meister ansehen? Einer ist es, einen andern gibt es nicht neben ihm, er wäre denn kein wirklicher Meister. Zu viel ist dieses wohl nicht gefordert. Freilich ist es eine Forderung, die uns schwer ankommt. Uns überhaupt von der Meisterschaft Christi ganz zu entbinden, fällt uns nicht in den Sinn; und

auch unter Denen, die unsere kirchliche Gemeinschaft nicht besuchen, wird es als Thorheit erscheinen, zu meinen, Christus solle sie gar nichts angehen. In einer Welt, die einmal eine christliche ist und die wir daher niemals zu einer unchristlichen machen können, da sich ganz dem Einflusse Christi entziehen wollen, wäre abgeschmackt; aber daß wir diesen nun zu unserm alleinigen Meister haben sollen? Halbiren möchten wir so gern, ungeachtet wir so hundertfältige Erfahrung haben, daß nichts so unselig ist, als ein halbes Wesen. O, würde doch endlich ein Ganzes aus uns! Wir möchten so gerne theilen zwischen dem Einfluß dieses einen Meisters und dem der Welt. Wir meinen, die Welt sei seitdem soweit vorangeschritten, es werde doch jetzt so vieles als Wahn betrachtet, was man damals angenommen, und vieles, was der Herr damals so scharf ausgesprochen habe, werde jetzt als bedeutungslos angesehen: und darum sei es einengend, ihn zum alleinigen Meister zu haben. Und das sehen wir doch, daß in keinem Fall es anders eingerichtet werden kann. Ja, wer nur einmal seine Angelegenheiten ihm ganz überläßt, wird es bald erfahren: wir müssen ihn als den alleinigen Meister anerkennen. Vergessen wir doch nicht, er ist nicht blos der Meister; er ist der Herr; noch eine kleine Majestät neben ihm, das ist ein für unsern Meister beleidigender Widersinn! Wähnt nicht, er würde sich das gefallen lassen und theilen; seine Güte und Sanftmuth dulde dies! er kann es nicht, auch wenn er wollte; er kann nicht aus seinen Armen uns lassen. Er kann nicht davon lassen, daß kein anderer Meister neben ihm sei und mit hineinrede in seinen Erziehungsplan; seine Lehrmethode ist so ganz anders, sie verträgt sich mit keiner andern; und wenn wir ihn nicht allein schalten lassen, so kann er nichts ausrichten, kann wenigstens all die Gnade, Wahrheit und Herrlichkeit uns nicht schenken; so wahr er uns liebt wie kein Anderer, so gewiß muß er darauf bestehen, unser alleiniger Meister zu sein.

Aber bei alle dem kommt es vor allem auf einen Punkt an, den wir absichtlich bis jetzt aufgespart haben: was es eigentlich heißt, Christum zum Meister machen, haben wir noch nicht gefragt. Wir sind sehr geneigt, hier einen unrichtigen Sinn anzunehmen. Wenn ich euch sage nach dem Worte unseres Textes: Ihr müßt Christum zum Meister annehmen, so werdet ihr es vielleicht so deuten: „Ihr müßt das Christenthum annehmen, die Lehrbegriffe, die Masse von Sätzen, welche in der Kirche aufgestellt sind, zu eurer einigen Richtschnur, zu eurem Glaubensbekenntniß und einigen Gesetz annehmen.“ O nein, das ist meine Meinung und die Meinung des

Herrn in diesem seinem Worte nicht, daß wir irgend etwas, was je von Christus gedacht, gesagt, gefühlt worden ist, annehmen; nein, es gilt, ihn selbst persönlich, die Person zu unserm Meister nehmen; nicht allein, daß wir uns vertiefen in die christliche Lehre und diese mit kühnem Entschluß uns aneignen; das mag seinen Werth haben, aber hier ist davon die Rede, daß wir ein persönliches Verhältniß anknüpfen mit diesem Meister. Ihr seht es ja Alle, wo es ein Meisterverhältniß gibt, ist die Person die Hauptsache. Meister wird er erst, wenn wir persönlich uns in seine Hand geben, wenn wir ihn über unser Leben schalten lassen.

Aber hier kommen eure Einreden mir in den Weg: Hier ist der Punkt wo die meisten Schwierigkeiten sich treffen. Ihr werdet sagen: Soll Christus Meister sein, so muß er bei mir stehen; kein Buch, ihn selbst muß ich haben, ihm selbst klagen, von ihm selbst mir Rath holen können. Ja wenn ich gelebt hätte, als er auf Erden wandelte, da hätte er mein Meister werden können; aber so ist das alles vorüber, und ich habe blos das todte Wort. Wer so redet, kann der mit Wahrheit sagen, er habe von Christus nichts mehr übrig? Nein, laßt uns ihm entgegentreten mit dem freudigen Bekenntniß: Mein Christus lebt, er lebt noch; er ist vom Tode auferstanden, er ist mitten unter uns, wo zwei oder drei in seinem Namen zusammen sind. Ein Wort hat er uns hinterlassen, aber ein Wort, das sein Bild ist; und dieses Bild, wenn wir es in unser Herz aufnehmen, wenn es da warm wird, lebt es auf: der Geist Dessen, deß das Bild ist, kommt über das Bild; es spricht Worte, es lebt in uns. Da gibt es ein stilles Zwiegespräch zwischen dem Meister und dem Jünger. Fragt Einen, wie er mit dem Bilde redete, wie sein Herz ihm ausströmte? wer hat's nicht erfahren, wie sein Seufzen diesem Bilde gegenüber nicht ohne Antwort blieb! Dieses Bild Christi in unsern Herzen durch seinen Geist lebendig machen lassen, davon uns lehren und leiten lassen, o, das geht so still und ohne Aufsehen in uns vor: es wird uns je länger desto natürlicher wie das Athmen; und dann freut man sich an diesem Einen Meister Alles zu haben, kommt nicht mehr auf den Gedanken, neben ihm einen andern zu suchen.

2.

Das ist das Gebot, welches das Wort des Herrn an uns richtet, in diesem Sinne Christum und ihn allein zu unserm Meister zu haben. Hieraus ergibt sich aber auch von selbst die andere Forderung, daß wir unsererseits keines Andern Meister sein wollen. Wo er Meister ist, darf Keiner von uns Meister sein wollen. So ernst ist dieses

hier gemeint, daß selbst die Apostel nicht davon ausgeschlossen werden, sondern zunächst der Herr zu ihnen sagt: Ich bin euer Meister. Es versteht sich ja von selbst, daß die Meisterschaft sich wieder nur auf das Gebiet bezieht, von dem der Herr überhaupt spricht, das der Frömmigkeit, und daß nur in dieser Beziehung jedes andere Verhältniß von Meister und Jünger aufgehoben werden soll. In andern Gebieten dürfen wir uns in Abhängigkeit begeben, aber im Verhältniß zu Gott sollen wir frei und unabhängig sein; und daß diese Unabhängigkeit viel Einfluß hat auf die Unabhängigkeit und Freiheit überhaupt, sehen wir auch: hier liegt die Wurzel unserer Freiheit. Aber kann uns jene Forderung nicht doch sehr beschränken? Also in den Angelegenheiten unserer Frömmigkeit sollten wir einander ganz lassen, keiner dem Andern etwas leisten wollen, keiner zu Hülfe kommen mit seiner Einsicht, seinem Rath? wo wäre die Liebe, wenn sie das nicht dürfte, wenn sie nicht zugleich eine fromme sein dürfte? Nein, nicht das schließt er aus, daß wir uns einander etwas sein sollen; er will nicht, daß wir das, was des Bruders ist, vor allem in unseren heiligsten Angelegenheiten, von uns abweisen, nur daß wir nicht einer des Andern Meister sein wollen; das Ansehen des Meisters schließt er aus, nicht die Anforderungen der Liebe, das heilige Recht, Einer den Andern an der Hand zu greifen und hinzuführen zu Christo; dies heilige Recht bestätigt er uns, indem er uns verbietet, irgend eines Andern Meister zu sein: und das untersagt er Allen, den Aposteln selbst. Sein Ansehen soll Keiner dem Andern geltend machen, aber Diener, Handlanger sollen wir einander sein, den armen Bruder, der den Weg nicht finden kann, zu ihm führen; und da hat die christliche Liebe ein weites, unerschöpfliches Feld, wobei keiner fertig wird, der Treueste am wenigsten. Ihr seht, daß es dabei nicht gilt, die Menschen zu uns, zu unserer Ueberzeugung hinzuführen, nicht zu unserm religiösen System, nein überhaupt zu keinem, sondern zu persönlichem Verkehr mit dem, der die Quelle aller Frömmigkeit ist, daß er tief in das Innerste des Bruders hinein ihm sagen könne, was zu seinem Heile nöthig ist. Ach, das ist ja das wahrhaft evangelische Verfahren; wobei man bedenkt, daß nur durch den eigenen Glauben an Christus unser Verhältniß zu Gott ins Reine gebracht werden kann; und ich brauche nicht zu sagen, wie schön dabei das religiöse Verhältniß der Menschen zu einander wird, das sonst so oft sich trübt. Wissen wir, daß Jesus unser Meister ist, dann fällt alles Richten fort, dann kommt eine Weitherzigkeit in unser gegenseitiges Verhältniß, bei aller Entschiedenheit; es gilt nichts anderes, als daß jeder seines Meisters

Jünger sei; entfernt wird der kleinliche Geist, der auf einzelne Sachen das Hauptgewicht legt; er macht einer hohen Weitherzigkeit Raum, bei der Herzen, die sehr verschieden ihre Liebe zu dem einen Meister ausdrücken, sich doch verstehen und in ihrer Liebe sich freuen können der Mannigfaltigkeit der Zungen, und des Geistes, der ausgegossen über alles Fleisch in tausend Zungen verkündigt wird.

Das sind die Forderungen unseres Textes, und was können wir gegen sie haben? es sind edle Forderungen, welche die Probe für den Adel unseres Herzens bilden. O, daß sie uns in tiefster Seele gefielen, daß wir ihnen beifielen im tiefsten Grunde unseres Herzens, uns zu ihnen bekennten, wir keinen andern Meister kennen als diesen Einen, Keiner von uns eines Andern Meister sein wolle, wir aber Alle wie Brüder umschließen in heiliger, demüthiger Liebe! Amen.

Lied 317, 4: Dir sei Lob, Preis und Ehre.

---

## IV.

# Die Einzigkeit des Wortes Christi.*)

Lied 407, 1–4: Wir Menschen sind zu dem, o Gott.

**Text: Matth. 7, 28, 29.**

Und es begab sich, da Jesus diese Rede vollendet hatte, entsetzte sich das Volk über seine Lehre. Denn er predigte gewaltig, und nicht wie die Schriftgelehrten.

Ihr findet ohne meine Erinnerung, meine andächtigen Freunde, die nahe Beziehung auf, in welcher die verlesenen Texteswortte zu demjenigen stehen, was uns vor einigen Sonntagen beschäftigte. Wenn der Herr in jenem Worte sagte: „Einer ist euer Meister, Christus", so vernehmen wir hier auf dieses Wort die Antwort Derer, zu denen es gesprochen. Es ist der Widerhall aus dem Munde des Volks, der Einklang auf die Versicherung: Ich bin euer Meister. Zunächst geht es hier auf die Bergpredigt zurück; als Jesus diese gehalten hatte, entsetzte sich das Volk, ward inne des Eindrucks, den es noch nie

*) Gehalten am Sonntag Sexagesimä, den 15. Februar 1852.

empfangen hatte; denn er predigte als Der, der Gewalt hat, und nicht wie die Schriftgelehrten, als Der, der Vollmacht von Gott hat, zu predigen. Das ist aber nicht etwa eine vereinzelte Erscheinung, daß das Wort Christi einen überwältigenden, einzigen Eindruck macht; nein, es wiederholt sich mannigfach bei den verschiedenartigsten Gemüthern. Nicht blos die Demuth des Jüngers ist es, die da spricht: Herr, du hast das Leben allein; sondern es ist auch der Ausspruch Anderer, des Weibes, das ausbricht in die Seligpreisung der Mutter, die ihn geboren (Luc. 11, 27); es ist das Urtheil der Nazarethaner, sie gaben ihm Zeugniß und verwunderten sich über die Holdseligkeit seiner Rede (Luc. 4, 22); es ist das Zeugniß auch der Allerroheſten, der Diener des Hohenraths, die ausgesandt waren, ihn zu ergreifen; sie können es nicht und sagen: Also hat nie ein Mensch geredet (Joh. 7, 46). Das Wort Christi macht einen durchaus einzigen Eindruck. Laßt uns daher in dieser Stunde unter Anrufung des göttlichen Beistandes eben hierbei etwas sorgfältiger verweilen, uud zwar lasset uns zuerst sehen, worauf denn dieses Einzige des Eindrucks der Worte Christi beruht, und dann die Erinnerung beherzigen, welche es uns an die Hand gibt.

## 1.

Es versteht sich wohl ganz von selbst, wenn wir fragen: Worauf beruht diese Einzigkeit? daß wir uns dabei nicht vorsetzen können, irgend erschöpfend zu antworten. O, da hätten wir lange zu reden, alle die wunderbaren Eigenschaften hervorzuheben, auf denen und auf deren Zusammenwirken sie beruht. Darum wollen wir nur bei einzelnen Punkten stehen bleiben, die besonders leicht ins Auge fallen. Im Allgemeinen kann der Eindruck einer Rede nur auf Zweierlei beruhen: auf ihrem Inhalt und und ihrer Form; auf diese beiden Seiten hin wollen wir unser Augenmerk richten. Was ist es denn an dem Inhalt, was ihm einen so ganz einzigen Eindruck verschafft? Es kann scheinen, daß wir nichts Eigenthümliches finden, was dazu geeignet wäre; namentlich auch hier, wo die Bergpredigt so unmittelbar vorangegangen war. Ist denn der Inhalt dieser Bergpredigt so überraschend neu, so unerhört? O nein, und wenn wir von Einem Punkt absehen, müssen wir sagen, daß der Herr überhaupt nichts schlechthin Neues sagt, was noch nicht geredet ist. Redet er doch von den einfachsten religiösen Grundwahrheiten, die die Kinder jetzt in dem Katechismus lernen; von Gott, dem himmlischen Vater, von der Welt, die er erschaffen hat, von der übersinnlichen, himmlischen Welt, dem Reiche seines Vaters, einem

Reiche Gottes auf Erden und im Himmel; von der menschlichen Sünde und der Schuld der Menschen gegen Gott; aber auch von der Vergebung der Sünde, dem väterlichen, gnadenreichen Herzen dieses Gottes; von der Theilnahme des himmlischen Reiches an der Bekehrung der Menschen: ihr seht, er stellt wenige, einfache, religiöse Wahrheiten auf. Und wie einfach sind seine Forderungen! Gott zu lieben von ganzem Herzen, mit ganzer Seele und von ganzem Gemüthe; demüthig zu sein vor dem Allerhöchsten; gehorsam gegen sein heiliges Gesetz; ihn anzurufen in kindlichem Vertrauen, zu ihm zu beten — das sind die Forderungen, die er uns auferlegt, die großen religiösen Wahrheiten, die er in die Welt hineinruft — Wahrheiten, aber doch nicht unerhörte Dinge, sondern vielmehr solche, von denen schon fortwährend gepredigt worden, und die sich aus dem alten Bunde alle belegen lassen; und doch klangen sie, wie wenn jetzt zuerst von ihnen geredet würde, laut gesprochen in die Welt hinein, wie wenn bis dahin nur davon gestammelt worden, erst jetzt das Wort gefunden sei. Es sind wenige, einfache Wahrheiten, nichts neu und auffallend; und doch ist daran etwas sehr neu und bezeichnend: dieses schon, daß er bei diesen Grundwahrheiten und Forderungen stehen bleibt und keinen Schritt hinaus thut auf Dinge, die jenseits liegen. Wer hätte wohl unter den Schriftgelehrten von diesen Dingen allein geredet? Was damals den Hauptgegenstand ihrer Rede ausmachte, waren nicht diese Allgemeinheiten, sondern viel weiter gehende Einzelheiten, für die man ein größeres Interesse in Anspruch nahm; er aber läßt das alles unberührt, um was sich in Israel damals die Reden der Schriftgelehrten drehten. Einzig diese Grundwahrheiten, diese Hauptforderungen, gegen die kein menschlicher Verstand und kein menschliches Herz widerreden kann, spricht er aus; bei dem Wesentlichen, Unentbehrlichen bleibt er stehen. Und das ist etwas Einziges, nicht blos im Hinblick auf die damalige Zeit; durch alle Jahrhunderte hindurch, auch in unsern Tagen zeigt sich jene Einzigkeit. Wie oft ist denn das geschehen, daß, wenn man von dem Göttlichen redete, man nur bei dem Wesentlichen blieb, das Wesentliche betonte und alles Nebensächliche bei Seite ließ, sich nur auf das beschränkte, was jedes Gewissen anerkennen muß, nur die Wahrheit lehrte, die als das nothwendige Brod anerkannt werden muß, als dem Verstand und Herzen am angemessensten. Ach wir, die wir das göttliche Wort zu predigen haben, wissen am besten, wie schwer es ist, stets bei der Hauptsache, bei dem Nothwendigen stehen zu bleiben und zu verzichten auf alles Willkürliche, Eigene. O, es ist nicht zu verwundern, daß eine solche Rede,

der der gesunde Menschenverstand so wenig widersprechen kann, auf die Herzen der Hörer einen großen Eindruck macht!

Aber freilich, ein Punkt tritt uns nun entgegen, der doch sehr geeignet wäre, Bedenken und Befremden zu erregen in der Seele der Zuhörer, und besonders, da dieser Punkt den Hauptinhalt seiner Rede betrifft. Nämlich, der Herr spricht ja so viel von sich selber, er selbst ist der Hauptgegenstand, um den seine Rede sich bewegt; und das ist befremdend. Was sind das für überschwängliche, unerhörte Dinge, die er von seinem Verhältniß zu seinem ewigen Vater und zu uns sagt, von seiner Bestimmung für uns, der Heiland Aller zu werden, von der unendlichen Herrlichkeit, der er entgegengehe, und von dem Wege, auf dem er ihr entgegengehe! Und die Forderungen, die er an uns stellt! Alles was er fordert, kommt ja darauf hinaus, daß wir an ihn glauben, ihn anerkennen, ihm huldigen sollen. Davon macht er alles abhängig, und daran konnten auch die empfänglichen Gemüther Anstoß nehmen; und in der Synagoge zu Kapernaum*) finden ja auch Viele seine Rede zu hart. Aber trotz dessen überwog der Eindruck der Einzigkeit wieder, und Petrus mußte sagen: Herr, wir können dich nicht wieder verlassen, du hast Worte des ewigen Lebens.**) Daß aber der Inhalt seiner Rede, trotz alles Anstoßes, auf die Unbefangenen solchen Eindruck macht, beruht besonders auf ihrer Form. Je weniger sein Wort eigentlich verstanden wird, desto mehr muß wohl der Zauber in der Form liegen; und in der That ist ein unnachahmlicher Zauber ausgegossen über seine Rede in der Gestalt, in der sie uns entgegentritt. Wollen wir es kurz zusammenfassen, so sagen wir: Es ist darin eine lebensvolle Frische, Natürlichkeit und Ursprünglichkeit. Ich wüßte es nicht anders zu bezeichnen, was uns am unmittelbarsten daran in unsere Sinne fällt, als mit dem Worte: lebensvolle Frische. Es ist ein Schmelz ausgegossen darüber, wie der Frühling sich ausgießt über die Erde. Mit jedem Wort erklingt eine heilige Musik von oben, die das Herz vernimmt, während der Verstand den Inhalt zu erfassen sucht; ein Zauber, wie er in keiner andern Rede zu finden ist. Und wie wollt ihr denn solche Rede nennen? Ist es Prosa, ist es Poesie? Beides, Prosa und Poesie, finden wir vereinigt. Beides, Gefühl und Verstand, sind verschwistert und vermählt. Der heilige Charakter des Erlösers in seiner Eigenthümlichkeit hat sich hinein gehaucht und schaut uns majestätisch und lieblich an: der ganze Jesus ist

*) Vgl. Joh. 6, 59 ff.
**) Vgl. Joh. 6, 68.

darin, und daher jedes Wort voll Lebenswärme. Und welche Eigenthümlichkeit eine Eigenthümlichkeit, gemischt aus Gegensätzen, wie sonst nie, und doch harmonisch gemischt. Die volle Erhabenheit und Einfachheit, Hoheit und Huld, Gefühle des heiligsten Ernstes und der sanftmüthigsten Liebe: das ist die Eigenthümlichkeit des Redenden, die er hinein gelegt hat in jedes Wort; — und das soll kein Zauber sein? Doch nicht Zauber, es ist die Natürlichkeit selber, und auch dies müssen wir beachten. Der Herr redet von dem Höchsten, dem himmlischen Vater und seinem Verhältniß zu ihm, von der übersinnlichen Welt und von uns, die wir berufen sind, ihre Bürger zu werden. Hievon redet er in der kindlichsten Weise; die einfachsten Worte braucht er, nichts von Pracht und Kunst der Rede; wie ein Kind lallen konnte er, und diese Kindlichkeit ist nicht gemacht; denn man könnte sie nicht erkünsteln und auf altkluge Weise nachahmen. Von dem, was wir Salbung nennen, ist nichts zu finden, von dem was wir Salbung nennen; denn eine Salbung geht freilich hindurch, aber ganz anderer Art. O! es weht der Geist Gottes hindurch in seiner ganzen Reinheit und Frische, das ist Salbung, aber eine freie, natürliche, wie sie fließt aus Gottes Herzen. Auf dieser Natürlichkeit beruht zum großen Theil der Eindruck seiner Rede. Ein Jeder sieht: hier paßt das Wort so ganz zur Sache; ja, so ist es, wie er es sagt, denn er redet es rein heraus. Es ist uns schon bemerklich geworden, wie selten von den göttlichen Dingen recht natürlich geredet wird; wie wir den Allermeisten dabei anfühlen, sie reden jetzt anders, als wie sie von anderen Dingen reden, es ist nicht ihre natürliche Muttersprache. Es wird da entsetzlich viel unnatürlich geredet. Da fällt es denn wie erquickender Thau auf die Seele, wenn einer in reinster Natürlichkeit redet; und wir gestehen es, daß er Wahrheit redet, und daß die Dinge so sind, wie er mit reinen, einfachen Worten sagt. Ihr seht, wie diese Natürlichkeit seiner Rede ihren Ursprung hat in der eignen Erfahrung, in der Ursprünglichkeit. Des Herrn eignes Leben war in dem, was er sprach. Er war eins mit dem Vater und lebte stets mit dem Vater; der Vater zeigte ihm alles. Sein Ohr war allezeit geöffnet der Rede des Vaters. Er konnte, was er vom Vater gehört, also in die Welt verkündigen. Ja, in dieser fortwährenden eigenen Erfahrung stehend, konnte er nur berichten, was natürlich und wahr, mit nie nachlassender Frische, weil diese stets aus demselben Quell innerer eigenster Erfahrung entstammte; und darum klang sein Wort so in die Herzen, bezeugte sich bei jedem Herzen so, daß ihm nicht wohl widersprochen werden und man sich nur im ernsten Kampfe ihm

entziehen konnte. Ziehen wir denn mit dem Volke den Schluß: Ja er predigte gewaltig, als der, der Vollmacht hatte, von Gott zu reden, von göttlichen Dingen, mit göttlichem Geist. Ja, das will eine Vollmacht sein! und wer von Gott predigen muß, der fühlt, wie der Beruf allein noch diese Vollmacht nicht ist. Er beugt sich tausend Mal vor Gott, er schämt sich tausend Mal, daß er keine Vollmacht habe und sich nur berufen könne auf die Vollmacht Dessen, der ihn berufen, nachzustammeln, was er zuerst geredet hat.

## 2.

Aber es wird Zeit, daß wir fragen, ob denn diese Einzigkeit der Rede des Herrn uns nicht Erinnerungen an die Hand gibt. Gewiß, so ist es; und vor allen Dingen wird es zunächst eine Frage sein: Wie steht es bei uns mit dem Eindruck der Rede Christi? Hat sie bei uns nicht den Eindruck von ihrer Einzigkeit hinterlassen? Wenn wir diese Frage nicht beantworten könnten; wenn, was die Stumpfsten damals, die Knechte des Hohenraths, empfanden, von uns nicht empfunden werden könnte, wenn wir dem Petrus nicht nachsprechen könnten: Herr, Du hast Worte des ewigen Lebens — was wäre dann auf all unsre Bildung zu geben! Wenn sich unser Gefühl für das Wahre, Schöne so abgestumpft hätte! Doch ich vertraue, daß es nicht also bei uns bestellt ist. Wir empfinden noch immer diesen Eindruck, wenn wir nur die Rede des Herrn recht hören, ja ohne daß wir sie absichtlich hören; denn wer hätte nicht schon die Erfahrung gemacht, daß ein einziges Wort des Herrn mit Blitzeskraft in unsere Seele ging und wir sagen mußten: Herr, ich kann Dich nicht verlassen, Du hast Worte des ewigen Lebens. Wohl kommt uns diese Rede vielfach dunkel vor; wir stoßen uns oft daran, was er von sich selbst sagt, was so anmaßend klingen könnte; aber der überwiegende Eindruck, der von allen Seiten uns entgegentritt, ist doch die Einzigkeit; und, lasset uns nicht übersehen, daß seitdem die Rede zuerst einen Eindruck machte, achtzehn Jahrhunderte verflossen sind, und sie noch immer diesen Eindruck macht, und ihre Kraft noch nicht abgeschliffen ist, und in der Welt, wie wir ja Alle wissen, die Rede ganz alltäglich geworden ist. Sie hat also doch nicht ganz vergeblich geklungen, sondern die Welt hat sie sich selbst bis auf einen gewissen Grad zu eigen gemacht. Hier klingt es noch immer als etwas Einziges, das Wort des Herrn; und nichts ist so alltäglich, als dies eine

Wort, an welchem seitdem die edelsten Geister gearbeitet haben, es zu verstehen und wieder zu geben. Es ist noch immer neu, wie erstgeboren; immer noch ist der Eindruck: hier ist das Einzige, was sich nicht abgenutzt hat! Wer es erfährt, wie schnell menschliche Worte sich abnutzen, auch die besten, der muß sich wundern vor einem so einfachen schlichten Worte, das tief eindringt und unwiderstehlich das Bekenntniß für sich abdringt: also hat noch kein Mensch geredet!

Ja, an diesem Eindrucke wollen wir auch festhalten, wenn man uns entgegentritt mit Zweifeln an der Unverfälschtheit dieses Wortes. Ihr wißt ja, daß die Menschen vielfach sagen, nicht Jesu eigenes Wort sei es, sondern was ein späteres Geschlecht daraus gemacht, das ihn habe verherrlichen wollen, und deshalb sei viel hineingelegt worden. Wie, diese Rede, die schlechthin einzig ist, sollte nicht echt, sollte gedichtet sein? Zeigt uns den Dichter dieser Rede; er soll unser Christus sein! Sie sollte Nachahmung sein? Wo wäre denn das Urbild, dessen Nachahmung sie sein könnte? O, zeigt uns erst das Original! es kann Keiner zeigen; es war nur einmal da. Zeigt uns den Dichter, der gedichtet, was kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hat! Das kann ein Solcher nicht dichten, dessen Auge durch die Sünde verdunkelt ist; es ist nicht Dichtung, sondern Wahrheit; und freudig treten wir entgegen Dem, der es uns nehmen will, und bekennen: Er allein kann so reden; und alle Anderen müssen dagegen verstummen.

Wenn wir uns so von dem Eindruck der Einzigkeit der Rede Christi durchdrungen halten, so erinnern wir uns zuletzt auch noch daran, daß es eine schlechthin einzige ist. Wohl uns, so bleibt uns keine Wahl! Mit ehrerbietiger Aufmerksamkeit müssen wir horchen. Es gibt keinen Ersatz für diese Rede in irgend einer menschlichen Rede; sie sei noch so glänzend, lieblich, verheißungsvoll. Wähne nicht, du könntest sie entbehren, indem es ja andere, reichbegabte Lehrer gebe. So hat nur Einer gelehrt und wird in Ewigkeit lehren. Du magst eine glückliche Wahl treffen, aber einen Ersatz findest du nicht. Er hat die Vollmacht; er redet, als der die Vollmacht hat, und damit hat er das Recht zu fordern, daß er gehöret werde von Jedem. Und so hören wir denn auf ihn; lernen wir seine Rede verstehen durch ihn selbst und aus ihm selbst, nicht durch eine menschliche Auslegung: nein, wir sollen sie selbst zu verstehen suchen, in ihr forschen, durch sie uns erheben lassen über unsern niedern Standpunkt; und scheuen wir keine Mühe und fürchten wir nichts, wenn wir manches anders hören, als die Menschen sagen. Diese Rede allein hat das Recht, zu fordern, daß wir auf sie

hören; und wohl uns denn, daß es ein solches einziges Wort gibt! Es soll und kann nicht untergehen. Amen.

Lied 407, 9: Dein Wort laß allewege sein.

---

V.

# Die Forderung der Passionszeit, nicht uns selbst zu leben, sondern Christo.*)

Lied 95, 1—3: Der am Kreuz ist meine Liebe.

## Text: 2. Kor. 5, 14. 15.

Denn die Liebe Christi dringet uns also: sintemal wir halten, daß, so Einer für Alle gestorben ist, so sind sie Alle gestorben. Und er ist darum für Alle gestorben, auf daß Die, so da leben, hinfort nicht ihnen selbst leben, sondern Dem, der für sie gestorben und auferstanden ist.

Wie die verschiedenen Zeiten des christlichen Kirchenjahres verschiedene Stimmungen in uns hervorrufen, so bringen sie auch alle eigenthümlichen Anforderungen und Erweckungen an uns heran; und das ist ja auch ein besonderer Segen unserer kirchlichen Gemeinschaft, daß wir durch sie immer wieder durch den ganzen Umfang christlicher Lebensbestimmungen und Pflichten hindurch geführt werden. So hat auch die Passionszeit ihren eigenthümlichen Charakter und ihre eigenthümlichen Erweckungen und Forderungen; und es ist gar wichtig, daß wir uns dieser Forderungen bewußt werden. Wenn wir nun uns fragen, wie diese Forderungen sich in aller Kürze ausdrücken lassen, so gibt uns unser Text die entschiedenste Antwort darauf. Er faßt sie zusammen in dem einfachen Satze, daß wir nicht mehr uns selbst, sondern Christo leben sollen. Und wenn wir durch die Erinnerung daran, daß wir jetzt die heilige Leidenszeit begehen, auf diese Forderung geführt werden, so wird sie auch Denjenigen von uns, welche heute noch besonders den Tag feiern, wo die Thätigkeit der Universität ihren Abschluß hat, nicht ungeeignet erscheinen; denn all unser Lehren und Ler=

---

*) Gehalten am Sonntag Lactare, den 21. März 1852, beim Schlusse des akademischen Halbjahrs.

nen hat ja kein anderes Ziel im Auge, als daß wir durch die Wissenschaften mehr und mehr lernen, Christo zu leben; und wir dürfen uns jetzt wohl fragen, ob die Mühe, die wir darauf verwandten, uns auch diesem Zweck näher gebracht hat, ob sie den Erfolg gehabt hat, daß wir aufhören, uns selbst zu leben. Darum lasset uns eben bei der Betrachtung der eigenthümlichen Forderung stehen bleiben, welche die Passionszeit uns nahe legt, nicht uns selbst zu leben, sondern Christo. Ihr wißt es wohl, daß sie in der Welt für eine überspannte, schwärmerische und träumerische Forderung gilt, welche, schärfer ins Auge gefaßt, wie ein Luftbild verschwindet; und dieses Vorurtheil, dieses wenigstens wollen wir zu überwinden suchen. Wir wollen zweierlei uns deutlich zu machen suchen, zuerst daß sie durchaus billig, und dann, daß sie wirklich verständig ist.

1.

Ueber das Erste sollte es keiner weitläufigen Auseinandersetzung bedürfen. Daß es für den Christen, ja überhaupt, da es einmal einen Christus gibt, für den Menschen ohne Ausnahme das einzig Natürliche, Rechte und Billige ist, nicht sich selbst, sondern Christo zu leben, sollte eine ganz einleuchtende Wahrheit sein. Sie kann nicht gerechter, natürlicher sein, und der Apostel spricht es so aus: „Die Liebe Christi dringet uns." So lange es einen Christus gibt, so lange das Wort gilt: Liebe um Liebe, ist es ja so natürlich, daß wir ihn lieben. Wie hat er denn gelebt? Für uns bis auf den letzten Blutstropfen, für uns in Liebe, nicht für sich selbst, sondern um uns zu helfen, uns frei zu machen von dem einzigen Uebel, der Sünde mit all ihren Folgen, den Banden des Todes: dazu allein hat er gelebt in Liebe bis in den Tod. Wer hievon nur einen leisen Eindruck hat, muß anerkennen, daß es billig ist, ihm ebenso das ganze Leben unbedingt zu weihen. Wer die Liebe Christi kennt nach ihrer ganzen Größe, und die ganze Größe der Wohlthat, die in seinem Leben und Sterben lag, der kann nicht anders als mit dem Apostel sagen: Die Liebe Christi dringet mich; nicht mehr ich lebe, sondern Christus in mir, der mich geliebet und sich für mich dahingegeben; und was ich noch lebe im Fleisch, das lebe ich im Glauben des Sohnes Gottes.*) Ich weiß wohl, es gibt Menschen genug, die von all dem nichts empfinden, die sprechen: Um meinetwillen brauchte Christus nicht zu leben und zu sterben, ich will es ihm gern erlassen; es gibt wohl unglückliche, arme, verworrene Seelen, die so reden in ihren Herzen; aber gibt

*) Vgl. Gal. 2, 20.

es nicht Gott Lob auch Solche, die schamroth werden in ihren Herzen vor solchen Gedanken? O es wäre unwürdig in einer christlichen Versammlung, sich mit der Widerlegung solcher Gedanken zu befassen, die zeigen, wie tief der Mensch in sich versinken, verdorren, verarmen kann.

Aber hier kommen mir eure Einwürfe entgegen. Ihr werdet sagen: So gerecht, so natürlich die Forderung sein mag, Christo seinem Erlöser und Freunde zu leben, so enthält sie doch Eins, was sie zu einer harten, schwer erträglichen macht. Es heißt ja nicht allein, daß wir Christo leben, sondern auch, daß wir hinfort nicht mehr uns selber leben sollen. Dieses ist der schwere Stein des Anstoßes. Verbergen wir uns die Schwierigkeit nicht. Das müssen wir uns freilich eingestehen, wie schwer und hart es sein mag, gerecht, natürlich, ordnungsmäßig ist es. Es kann nicht anders sein. Der Apostel zeigt uns auch den innern Zusammenhang zwischen Christi Sterben und unserm Absterben, er sagt: „So Einer für Alle gestorben ist, so sind sie Alle gestorben; und er ist darum für Alle gestorben, auf daß die, so da leben, hinfort nicht ihnen selbst leben." Wie er sich uns gleich gemacht hat im Sterben, so müssen auch wir ihm sterben. Da er für uns gestorben ist, so haben wir uns zu betrachten als gestorben wie er, als dem Tode dahin gegeben und eben damit unserm eigenen Leben entfrembet. Wer den Tod des Erlösers mit dem innern Auge betrachtet hat, und wem der Sinn dabei aufgegangen ist, wie er die Kraft des Todes gebrochen, der hat schon über sein eigenes natürliches Dasein den Stab gebrochen, es betrachtet als ein Leben, das geopfert werden muß jenem herrlichen, übernatürlichen, göttlichen Leben in Christo. Und wer wüßte denn nicht, daß dieses doppelte Leben schlechterdings nicht zusammengeht, daß diese beiden sich ausschließen, und wir uns daher müssen gefallen lassen, hinfort nicht mehr uns selbst zu leben! Das sind alles einleuchtende Wahrheiten, aber damit wird die Schwierigkeit noch nicht gehoben. Man sagt noch immer: Sich selber sterben ist hart, also widernatürlich; Leben und sich selber leben ist eins; wo es ein Leben gibt, lebt es sich selbst; aber das Leben zu opfern, dieses zuzumuthen dem edelsten Geschöpf unter allen, dagegen sollte das menschliche Dasein sich nicht sträuben? Und Jeder von uns, der zu einem hellen Bewußtsein über sich selber erwacht ist, der sein eigenthümliches geistiges Leben führt, der weiß, daß er das Bild des Menschen in seinen eigenen Zügen kann hervorleuchten lassen, soll er auf das alles verzichten? das soll in den Tod gehen? Ja, scheinbar ist das hart; aber es ist nur ein Schein. Fragen wir uns, was es denn heißt,

uns selber leben? Wer sind wir denn? Wer ist denn unser Selbst? Ach das natürliche, sinnliche Selbst ist ein sündliches, und deßhalb ein auf sich selbst gekehrtes, selbstisches Geschöpf. Laßt es doch einmal sich selber leben! Wird es ihm Heil bringen? Nur scheinbar. Wohlan denn, es befriedige sein selbstisches Bedürfniß, lebe sich selbst, behandle alles andere als Mittel für sich, stoße alle Andern zurück, weil sie ihm Schatten machen, stelle sich auf sich selbst: was wird denn da zurückbleiben? Das Sinnliche verbraucht und verzehrt sich selbst in kurzer Zeit, und das Herz, das doch der Liebe nicht entbehren kann, findet sich allein, und es sind die Bande gelöst, die uns von vornherein an Andere knüpften; je ärmer das Dasein in sich selber geworden ist, desto ärmer ist ihm auch die Welt. Und das heißt sich selber leben? das die Eigenthümlichkeit zu vollem Rechte bringen? Nein, die Eigenthümlichkeit kann sich hierin nicht entfalten, nur in dem Leben der Liebe, nur indem wir mit unserer Eigenthümlichkeit eingehen in die Eigenthümlichkeiten Anderer; nur dadurch wird sie kräftig, lebendig, zu einer des Menschen würdigen Eigenthümlichkeit, und zu einem Spiegel, in dem sich die Eigenthümlichkeit Anderer in besonders hellen Strahlen zeigt. Sich selber leben heißt doch aus sich selber etwas Wahres, Rechtes, Tüchtiges machen, heißt nicht sich selbst verzehren; ein soches Leben ist der Tod. Wie Viele haben es zu spät empfunden und sich gesehnt nach einem höhern, bessern Leben, dem sie sich hingeben konnten. Wohl uns, wir kennen einen Solchen, dem wir leben können; freilich einen Andern gibt es auch nicht. Ihm sich hinzugeben, ist es werth, daß wir uns selber aufgeben, und wird uns nicht reuen. Sein Herz ist ein Herz, dem Jeder sich ergeben kann, ohne zu fürchten sich zu entwürdigen; er zieht Jeden zu sich empor. Ihm sich hingeben heißt, dem wahren Menschen sich hingeben, ihm leben, dem wahren Menschen leben. Und da können wir nichts verlieren, wenn wir das wahre Menschenleben eintauschen für dieses Zerrbild, dieses in sich selbst zerrüttete Leben. Ja, an ihm können wir am besten wahrnehmen, was dabei herauskommt, sich nicht selber zu leben. Es hat nicht sich selber, sondern seinem Vater und seinen Brüdern gelebt. Es war das Leben Dessen, der nicht wußte, wo er sein Haupt hinlegen sollte, der zuletzt keine andere Stätte hatte als das Kreuz; und kraft dieses Lebens ward er der Name, der über alle Namen ist, und die Herrlichkeit, die über alle Herrlichkeiten ist, vor der sich beugen alle Kniee (Phil. 2, 9. 10). Der Ertrag seines Lebens war die Erhöhung zur Rechten des Vaters, wo ihm übergeben ist alle Gewalt im Himmel und auf Erden.

2.

Nun, meine andächtigen Freunde, wenn wir bis hieher diese Forderung als billig haben anerkennen müssen, so bleibt uns immer noch die andere Entgegnung übrig, welche vielleicht zu allernächst in unsern eigenen Herzen sich geltend macht. So billig sie ist, wird man sagen, so wenig klar und deutlich ist sie; es ist eine träumerische, in sich selbst unhaltbare Forderung, man kann sich nichts Bestimmtes dabei denken; deßhalb kann, wer ihr beistimmt, sie doch nicht ausführen. Wir wollen nicht leugnen, daß hierin Manches begründet scheint. Es gibt Solche, die da meinen, Christo zu leben, und bei denen wir doch nicht sehen, was ihr Leben in Christo eigentlich sei, bei denen wir nichts sehen als Redensarten die Fülle, Worte, unverständliche Worte, aber dabei bleibt es, und allenfalls noch Uebungen, die dem Herrn Christus sehr gleichgültig sein müssen, von denen er nicht sagen würde, daß sie sein Leben seien, leere mechanische Uebungen, die das Leben gewiß nicht auf eine bessere Stufe bringen. Daher wird man sagen, es lasse diese Forderung sich nicht im eigentlichen Sinne verstehen. Der Ausdruck, einem Andern leben, setze voraus daß dieser selbst lebe. Ja, wenn der Herr selber noch lebte, wäre es eine sehr leichte natürliche Sache, aber nun sei er ja von uns geschieden, gestorben, und dem Gestorbenen könne man nicht leben, außer in Gefühl und Phantasie. Diese Einrede kann uns aber nicht irre machen. Der allgemeine Satz hat seine Richtigkeit, hier läßt er sich nicht anwenden. Dem wir leben sollen, er lebt noch immer, er ist gestorben, ja einmal, aber um wieder aufzuerstehen und nimmer zu sterben, und Gotte und uns zu leben. Darum sagt der Apostel: „Der für uns gestorben und auferstanden ist.“ Er lebt nicht mehr im Fleisch, nicht mehr für unsere sinnlichen Augen sichtbar, aber darum nicht weniger, sondern unendlich herrlicher; nicht mehr in engem Kreise, sondern soweit die Welt des himmlischen Vaters geht; er lebt im Geiste, so weit es Geschöpfe gibt, für die er leben kann. Er ist auferstanden, für uns zu leben, und darum sollen auch wir ihm leben.

Doch wenn der Ausdruck auch im eigentlichen Sinne genommen sein mag, wird man doch sagen, er sei noch nicht klar, und auf die Frage, worin dieses Leben bestehe, seien wir noch die Antwort schuldig. Aber fürchten wir uns nicht. Die Sache ist sehr einfach. Fragen wir uns nur, was es überhaupt heißt, einem Andern leben. Es heißt die Zwecke eines Andern zu den unsrigen zu machen, uns zu seinem Zwecke hingeben und zwar ganz; denn nur dann leben wir ihm, wenn wir uns ihm ganz hingeben.

Nun weiter! hat denn der Herr Christus einen Zweck? So lange er in der Welt war, hatte er doch augenscheinlich einen Zweck, seinen himmlischen Vater den Menschen zu offenbaren in aller Klarheit, daß sie durch die Anschauung dieses Bildes genesen möchten, rein und frei von der Sünde würden im Licht, in der Wahrheit des heiligen und in seiner Heiligkeit gnädigen Gottes, in der Gotteserkenntniß; durch diese Offenbarung die Menschen zu befreien, zu reinigen und zu vereinigen zu einem Reiche göttlicher Reinigkeit und Heiligkeit. Dies war sein Zweck; und hat er ihn erreicht? Da fehlt noch viel. Den unumstößlichen Grund hat er gelegt. Aber es mußte auf diesem Grunde weiter gebaut werden; und er hat es den Jüngern in die Hand gelegt, sie sollten mit ihrem ganzen Leben diesem Zwecke dienen, und Allen denen das Werk zur Fortführung überlassen, die an ihn glauben. Aber was die Mittel betrifft, sind sie gegeben, um diesen Zweck zu verfolgen? Je nun, die Mittel werden dieselben bleiben müssen, die der Heiland in Anwendung brachte, und das waren sehr einfache Mittel. Vor allem, er zeigte sich selbst wie er war; er öffnete der Menschheit selbst sein Herz, um sie in seinem Herzen Gottes Herz sehen und lieben zu lassen; und das that er allerdings zunächst durch Worte und Thaten, Wunder nämlich, die Zeugniß von ihm ablegten. Das reicht aber nicht aus. Sein ganzes Leben war dazu erforderlich, und zwar sein ganzes Leben, Alles, ein Leben reiner Liebe und Hingebung.

Das waren die Mittel, welche der Herr anwandte, so lange er auf Erden wandelte; und das sind die Mittel, die wir anwenden müssen, wenn wir ihm leben wollen. Ist das nun nicht einfach, so zu leben, daß wir durch unser ganzes Leben in Wort und That Zeugniß geben von dem Christus, in welchem der Gott der Liebe erschienen ist? daß wir alle Zeit so handeln, daß der Glaube an die heilige Liebe als an das Gewissește und Wahrste aus allem hervorleuchte und dadurch zum Zeugniß werde für Alle? Und ist das nicht etwas Einfaches, daß wir dieses Bewußtsein durch unsere Worte, durch alles Thun und Lassen hindurch führen? Schwer ist es, unendlich schwer, aber einfach. Es ist das Höchste, Größte, und Niemand soll sagen, er könne nichts denken bei einem solchen Leben, welches dem Zwecke des Herrn dient, den Vater zu offenbaren und alle zu verbinden zu einem Reiche heiliger Menschenliebe, damit sie diesem dienen mit Hingabe aller Kraft, mit ganzer Seele. Aber es ist ja nicht die Schwierigkeit der Sache, von der wir zu reden haben; es ist das Vorurtheil, daß sie ein Hirngespinnst sei, und das lasset uns ablegen, und in dieser Passionszeit

bedenken, daß diese Forderung eine billige, verständliche ist, die wir anerkennen müssen, und in Ansehung derer uns nur die Frage beschäftigen soll: Wie mögen wir ihr nachkommen? Und diese möge uns ernstlich beschäftigen! Er, der uns zumuthet, ihm allein zu leben, hat auch die Kraft, uns ihm leben zu lassen und uns zu neuen Geschöpfen zu machen. Aus uns selbst können wir es nicht; aber das können wir, ein vertrauensvolles Herz zu ihm fassen, nicht zweifeln, daß wenn wir ihn bitten, uns ein neues Leben zu geben, er uns über Bitten und Verstehen geben wird! Amen.

Lied 77, 5: Mein ganzes Leben will ich dich.

---

## VI.

# Selig sind, die nicht sehen und doch glauben.*)

Lied: 307, 1—3: Brich heller Morgenstern herein.

### Text: Joh. 20, 29.

Spricht Jesus zu ihm: Dieweil du mich gesehen, Thoma, so glaubest du. Selig sind, die nicht sehen und doch glauben.

Ihr werdet wohl damit einverstanden sein, wenn wir bei der Wahl des heutigen Textes noch innerhalb der österlichen Zeit stehen geblieben sind, wenn wir ein Wort des Herrn herausgenommen haben aus der Erzählung von einer der Erweisungen des Auferstandenen. Wer trennte sich gern von der österlichen Zeit? Und zumal hat derjenige Theil unserer Gemeinde, der morgen wieder einen neuen Abschnitt seiner Thätigkeit beginnen wird, eine besondere Veranlassung, mit seinen Gedanken in dieser Zeit zu bleiben. Beim Beginn eines neuen akademischen Halbjahres sind in der That österliche Gedanken und Stimmungen am Ort. Mit dem Rufe: Erhebet eure Herzen nach oben! werden wir wohl auf die rechte Weise uns das vor Augen führen, was der Zweck aller wissenschaftlichen Bemühungen ist; und deßhalb wird wohl unser Text, besonders da er auch auf den Glauben das ganze Gewicht legt, uns nicht ungeeignet erscheinen. Denn wir verstehen den Zweck der Wissenschaft nicht, wenn wir meinen, sie mache

*) Gehalten am Sonntag Misericordias Domini, den 25. April 1852, beim Beginne des akademischen Halbjahrs.

uns den Glauben entbehrlich und ziehe davon ab; wenigstens zieht sie nicht von dem Glauben ab, von welchem allein hier die Rede ist. Doch nein, wir wissen, daß der Glaube in der engsten Beziehung zur Wissenschaft steht und wir in ihm die wahre Frucht und das wahre Ziel derselben verstehen lernen. Wenn alle unsere wissenschaftlichen Bestrebungen nicht auf Glauben gegründet wären; wenn es nicht eine übersinnliche Welt, einen übersinnlichen Gott und einen Christus gäbe, in dem diese übersinnliche Welt zu uns eingetreten ist, so wäre es mit solchen Bestrebungen ein eitler Wahn, und sie wären alle vergebens. Es gibt verständiger Weise keinen andern Zweck der Wissenschaften, als den, das besser zu verstehen, was wir nicht mit Händen greifen und mit sinnlichen Augen sehen, immer gewisser zu werden und klarer zu verstehen die Herrlichkeit Gottes, wie er unser Gott sein kann und in Christo dem innern Sinne nahe getreten ist. So wird der Inhalt des Textes der Gelegenheit des Tages nicht fremd sein; es kommt nur darauf an, daß wir ihn verstehen. Lasset also den Gegenstand unserer Betrachtung das Wort sein: Selig sind, die nicht sehen und doch glauben. Um dieses Wort richtig seinem Gehalte nach zu verstehen, suchen wir es in dreifacher Beziehung ins Auge zu fassen. Wir werden sagen: das Wort spricht erstens nicht etwa eine Rechtfertigung der Leichtgläubigkeit aus, sondern zweitens einen Tadel der Schwergläubigkeit und drittens eine aufmunternde Anerkennung der Glaubenswilligkeit.

1.

Es könnte allerdings beim ersten flüchtigen Hören unseres Textes der Schein entstehen, als rede er der Leichtgläubigkeit das Wort und zwar gerade in den Dingen der Frömmigkeit. Man hat dieses Wort dazu mißbraucht, um diese Leichtgläubigkeit oder den blinden Glauben zu empfehlen. Das aber ist wahrlich nicht im Sinne unseres Textes. Die Leichtgläubigkeit, wenn wir sie zunächst ins Auge fassen als Blindgläubigkeit, findet in christlicher Gemeinde keine Entschuldigung. Es gibt freilich einen Glauben, der das, was er glaubt, gar nicht ansieht, der da meint, wenn er nur glaube, sei es gut; nicht darauf komme es an, zu wissen, was oder wem er glaube, ob er auch irgendwie guten Grund und Recht zu glauben habe; und so nimmt er an, was ihm zu glauben dargeboten wird. Aber wahrlich, der wahre Glaube ist seiner Natur nach nicht blind; er will vor allen Dingen das, was er glaubt, genauer kennen und eine irgendwie deutliche und klare Vorstellung davon haben; und wenn es namentlich Glaube des

Herzens ist, also vertrauensvolles Hingeben an einen Anderen; so sieht er sich Den an, dem er Glauben schenken soll; er denkt an das „Trau! schau! wem?“ nach Grund und Ursache seines Glaubens fragt er gar sehr. Er muß ja auch Andern Rechenschaft ablegen können von seinem Glauben. Und ebenso ist in anderer Beziehung der wahre Glaube das Gegentheil vom blinden; er ist vielmehr ein eigenthümliches geistiges Auge in uns, das sieht, was der Verstand nicht sieht. Er öffnet uns eine andere Welt, aus welcher dann ein Licht herabfließt in diese Welt. Dieser Glaube ist nicht blind, wohl aber die Leichtgläubigkeit; ihr liegt eine Stumpfheit und Trägheit zu Grunde, die nicht entschuldigt werden kann. Es kommt beim Glauben auf die wichtigsten Dinge an, und wenn einer meint, er brauche sich gar nicht darum zu bekümmern, an was für Dinge er glaube, so ist das ein großer Stumpfsinn, wobei gar nicht daran zu denken ist, daß die Seele sich wirklich zu Gott erhebe. Aber diese Blindheit hängt nur allzusehr zusammen mit einem andern Fehler, der nicht im Verstande, sondern im Herzen liegt. Die Leichtgläubigkeit ist die Neigung, gewisse Dinge zu glauben, wie es uns von Natur angenehm ist und unserer natürlichen Neigung entspricht; weßhalb sie auch immer Hand in Hand geht mit Schwergläubigkeit, indem sie abstößt, was ihr widersteht; und wer empfände nicht, welch' eine gefährliche Sache es damit ist? Was ist denn unsere natürliche Neigung? Ach, das sind die argen, unheiligen Dinge, das Verderbte, Gemeine, Rohe, das eigene Fleisch mit seinen selbstsüchtigen Lüsten und Trieben; und wehe dem, der sich diesem überläßt! So also kann der Herr die Leichtgläubigkeit nicht loben.

Aber es könnte scheinen, als habe das bisher Gesagte keine Anwendung auf den Gegenstand des Glaubens, um den es sich hier handelt. Denn wie, so könnte man fragen, kann in Beziehung auf den Glauben an Christus von einer Leichtgläubigkeit die Rede sein? Kann auch in einem Glauben an ihn, aus welcher Quelle er auch komme, irgend ein Tadel vorhanden sein? Darauf läßt sich bejahend und verneinend antworten. Freilich, wo es wahrer Glaube ist, der aus wirklicher Neigung zum Herrn entstammt, da ist keine Gefahr vorhanden; aber die Leichtgläubigkeit hat mit diesem echten, wirklichen Glauben nichts gemein. Sie ist nur ein ganz verkehrter, scheinbarer Glaube. Und wer wollte in Abrede stellen, daß es auch in Beziehung auf den Herrn Christus eine Leichtgläubigkeit gibt? O wie Viele haben in diesen achtzehn Jahrhunderten den Namen Jesus Christus in scheinbar gläubigem Bekenntniß genannt, ohne sich zu fragen, wer

denn dieser Jesus sei, dem sie, wenigstens ihrer Rede nach, ihr ganzes Herz und Vertrauen schenkten, in dem sie leben, sterben und selig sein wollten! Wie Viele hat es gegeben, die diese Frage sich niemals vorgelegt haben! Und es gibt noch viele Solche, die an ihn glauben, ohne zu fragen, wer er ist, und warum sie sein sein wollen. Darum ist es denn auch die allgemeine Erfahrung, daß dieselben Leute, die in früherer Zeit leichtgläubig waren, wenn der Wind sich gewandt hatte, in anderer Zeit schwergläubig und ungläubig wurden. Während sie vorher ohne Schwierigkeit von Jesu Christo annahmen, was von ihm gesagt wurde, so thun sie es auch jetzt, nur daß jetzt die allgemeine Meinung die umgekehrte ist. Aber auch Die, welche eine so traurige Erfahrung an sich selbst bis jetzt noch nicht gemacht haben, auch sie sollten sich fragen, ob nicht das Bekenntniß von Christo ihnen vielleicht blos deßhalb so leicht wird, weil sie es so ohne Bedenken hinnehmen. Ach vielleicht Mancher, der jetzt in einer Gemeinde steht, in welcher der Glaube geachtet wird und Jeder ohne Schwierigkeit glaubt, würde in einer anderen Gemeinde ganz anders mit seinem Glauben dastehen, mit Scheu und Zagen den Glauben aussprechen! Und das Allerübelste dabei ist, daß auch hier die verkehrte Neigung des Herzens ihre Wirkung nicht ausbleiben läßt. Denn, wenn nur so unbesehens geglaubt wird und man in diesem Falle annehmen dürfte, es wäre der rechte Christus, so wäre es noch gut; aber das ist eben nicht anzunehmen. Denn wer so unbesehens glaubt, macht sich aus ihm sofort etwas ganz anderes, wie es der natürlichen und verkehrten Neigung entspricht. Davon hat die christliche Kirche leider Zeugnisse genug abgelegt. Man hat sich eine Vorstellung von Christo nach dem Willen des alten Menschen gemacht, und die Reformation ist ja das lebendigste Zeugniß des furchtbaren Nothstandes, den dieser verkehrte Glaube hervorgebracht hatte. Aber auch unsere Kirche ist keineswegs darüber hinaus, und Jeder möge sich wohl hüten, daß sein Jesus unter seiner Hand nicht etwas ganz anderes werde, daß nicht aus dem heiligen Sohne Gottes voller Gnade und Wahrheit in irgend einer Weise ein Sündendiener werde.

2.

Wenn aber der Herr die Leichtgläubigkeit nicht loben kann, auch nicht in Beziehung auf ihn selbst, so tadelt er dagegen von der einen Seite die Schwergläubigkeit und ermuntert andrerseits zur Glaubenswilligkeit. Das Wort des Herrn ist an Thomas gerichtet, und Thomas war schwergläubig. Wohl liegt in dieser Schwergläubigkeit im Allgemeinen etwas Ehrenwerthes;

doch haben wir uns vor ihrer Ueberschätzung zu hüten; denn der Herr tadelt sie in dem gegenwärtigen Falle. Der Glaube, daß der Herr auferstanden sei, wurde dem Thomas so schwer; seine Mitjünger legten Zeugniß ab, wie sie ihn gesehen, allein das genügte ihm nicht: „Es sei denn, daß ich in seinen Händen sehe die Nägelmale, und lege meinen Finger in die Nägelmale und lege meine Hand in seine Seite, will ich es nicht glauben" (Joh. 20, 25.). Es ist nun hier augenscheinlich zunächst ein Mißverständniß über die eigentliche Natur des Glaubens, welches bei Thomas die Schwergläubigkeit hervorruft. Er will sehen und vergißt, daß das Sehen der Natur des Glaubens ganz widerspricht. Und so ist freilich bei dem Schwergläubigen immer noch Unklarheit über die Natur des Glaubens; man unterscheidet nicht zwischen Zeugniß und Beweis. Allerdings ein Zeugniß verlangt der Glaube, er kann nur annehmen, was bezeugt ist, aber einen Beweis fordert er nicht. Denn Glaube besteht eben darin, daß man sich einem Zeugniß aus freiem Vertrauen hingibt. Eine Nöthigung etwas anzuerkennen, kann nicht stattfinden, sei es durch die Sinne oder durch den Verstand, und das eben übersieht der Schwergläubige so leicht. Er meint, er müsse nothgedrungen glauben, sonst könne er es nicht, und vergißt, daß das kein Glauben mehr ist. Die Natur des Glaubens ist überhaupt für Jeden, der ihn aus eigener Erfahrung nicht kennt, schwer zu begreifen; denn wenn er auf der einen Seite das Allernatürlichste ist, so ist er andrerseits das Uebernatürlichste. Und dazu ist in der Welt über die Natur des Glaubens so viel Vorurtheil verbreitet, daß es schwer hält, sich, namentlich über den religiösen Glauben, einen klaren Begriff zu verschaffen. Vor allem begegnet man so leicht der Meinung, als sei er nur Annahme gewisser Thatsachen und Lehrsätze, als habe das Herz damit nichts zu thun, als seien die Gegenstände des Glaubens gleichgültige Dinge. Und so werden wir freilich zugestehen müssen, es könne die Schwergläubigkeit in einem ganz edeln Gemüthe stattfinden. Doch hangen die edeln Beweggründe auch wieder mit andern zusammen, die wir nicht edel nennen können. Das Herz kommt dabei wieder in Betracht; und eine gewisse Bedürfnißlosigkeit, ja Abneigung, gewisse Dinge zu glauben, ist leicht die Ursache der Schwergläubigkeit. Weil die Hingabe an sie das Leben des alten Menschen beeinträchtigen würde, darum wünscht man lieber, es möchte nicht so sein, und darum wird es so schwer zu glauben. Und namentlich ist es ja auch der Stolz, der hier sehr in Sprache kommt, weil nämlich aller Glaube Eingeständniß einer Schwachheit ist. Bei Thomas war es

nicht anders. So tief er in seinem Schmerz über den Tod des Herrn zerrissen war, so fühlte er sich doch gewissermaßen in seinem Unglück glücklich, er fühlte in dem Tragen des Unglücks eine Befriedigung seines Stolzes.

Wenn also auch in Beziehung auf Christus zur Schwergläubigkeit Veranlassung genug da ist, so werden wir uns nicht wundern müssen, wenn wir Alle ihm gegenüber mit Schwergläubigkeit zu kämpfen haben. Wer freilich hier Zeugniß und Beweis nicht unterscheiden kann, wer mit dem Verstande bewiesen haben will, wird niemals zum Glauben kommen können. Nicht als ob der Verstand nicht je länger desto tiefer eindringen könnte in das Geheimniß Christi; er kann es, aber nur vom Glauben aus und mit Hülfe des neuen Auges, das dem Glauben geschenkt wird. Jene falsche Auffassung des eigentlichen Gegenstandes des Glaubens hat oft stattgefunden und findet noch immer statt. Wie oft hat man uns Lehrsätze als den Gegenstand des Glaubens geboten und gesagt, daß dieser Glaube hinreiche! Wie oft ist es verkannt worden, daß nicht Lehrsätze, von Menschen gemacht, den Gegenstand des Glaubens bilden, sondern die Person Christi selbst, unser Erlöser, der uns zur Heiligung gesetzt ist. Aber freilich nicht blos nach dieser Seite ist Schwergläubigkeit Christo gegenüber uns so natürlich, es liegt oft auch an der Abneigung des Herzens, an Christum zu glauben. Von Hause aus fällt es uns sehr schwer zu glauben. Oder kennt ihr Einen, der von Natur geneigt wäre, sich als armen Sünder zu betrachten und zu demüthigen, der Heiligkeit ins Auge zu sehen, selbst dann, wenn sie als Gnade sich ansehen läßt und aus ihrem Auge ihm das milde Licht der Vergebung entgegenstrahlt? der nicht lieber die himmlischen Güter verdienen, als sich schenken lassen möchte? Und die Heiligung, welche aus der Heiligkeit Christi als unerläßliche Folgerung uns anschaut, die allein die volle Gemeinschaft mit Gott bringen kann, gefällt die von Natur irgend einem Herzen? Ich kenne keinen, uns Allen wird es von Natur schwer, eben weil in Christo uns die Gnade, die Heiligkeit selber entgegentritt, uns in ihre Arme zu nehmen, uns sich gleich zu gestalten, nicht vermöge unserer eigenen Kraft. Das ist die Schwierigkeit des Glaubens; und wir werden uns nicht wundern, daß der Tadel des Herrn nicht hart und wegwerfend ist; er sieht ein, daß es dem Thomas keine leichte Sache ist. Darum muntert er

3.

zur Glaubenswilligkeit auf, und diese ist es, welche er lobt, wenn er sagt: „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben.“ Was ist denn Glaubens-

willigkeit? Sie beruht auf zweierlei, einmal auf der richtigen Einsicht in die Natur des Glaubens, auf der Einsicht, wie wir Menschen in unserm irdischen Dasein durchaus auf Glauben gewiesen sind, daß Glauben nicht unnatürlich, sondern nothwendig ist, wobei die Verstandesthätigkeit freilich auch vorausgesetzt wird. Jeden Schritt im Leben und Lernen thun wir ja mehr oder weniger im Glauben. Wie können wir denn überhaupt anfangen zu leben ohne Glauben? Am Anfang unserer Laufbahn müssen wir schon glauben an die Aussagen Derer, die uns umgeben, glauben an den Lehrer, der uns unterrichtet. Alles, was wir von übersinnlichen Dingen wissen, beruht lediglich auf Glauben, und alle Menschen betrachten die Grundsätze, nach denen man handelt, als Voraussetzungen, die Niemand beweisen könne; sie können keinen Beweis dafür führen, daß gut gut und böse böse sei. Wer wollte nun das Glauben für so unnatürlich halten, wo es sich um die Dinge der Frömmigkeit handelt? Wer könnte da ohne Glauben seinen Weg gehen und zur Einsicht gelangen? Auf diesem Gebiete freilich muß noch etwas anderes hinzukommen, der Zug des Herzens, Empfänglichkeit des Herzens, ein Bedürfniß zu glauben und eine Erfahrung des Herzens von dem Gegenstande des Glaubens, die Ueberzeugung, daß gewisse Dinge zur Voraussetzung des Glaubens zu nehmen, würdig und edel ist. Das alles gehört noch dazu, und endlich auch noch der freie Entschluß, zu glauben, nachdem jene Voraussetzungen gegeben sind.

Wenden wir dies aber auf Christum an, müssen wir dann nicht gestehen, daß hier recht eigentlich der Ort für die Glaubensthätigkeit ist? Er, von dem wir mit dem Verstande keine klare Vorstellung gewinnen können, er, der Gottmensch, der überschwänglich ist, wie Keiner sonst, muß doch wohl geglaubt werden; und das wäre ein thörichter Mann, namentlich als wissenschaftlicher Mann, der hier meinte, er müsse erst sehen. Sollte diesem Christus gegenüber, der doch für den Glauben des Herzens der natürliche Gegenstand ist, das Herz kein Bedürfniß zu glauben fühlen, nicht den Zug des Wohlgefallens an ihm, der hingebenden Liebe zu ihm empfinden und bekennen: Ach wohl dem, der an ihn glauben kann! Und wer ihm gegenüber sich nicht zum Glauben geneigt fühlt, wehe ihm! Der Auferstandene von den Todten ist der Gegenstand des Glaubens, an dem die Glaubenswilligkeit des Herzens sich auf ausdrückliche Weise kund gibt, der Probirstein des menschlichen Herzens; hier ist für die Glaubenswilligkeit der Ort, wo sie ihre Probe besteht. Und wenn bei jedem andern Gegenstand, dem das Herz sich hingibt, Gefahr ist, so ist hier nichts zu besorgen, aber auch

unbedingte Glaubenswilligkeit nöthig. So lasset uns in diesem Sinne uns ihm gegenüberstellen; lasset uns das Wort gesagt sein: Selig sind, die nicht sehen und doch glauben! ja lasset uns ihm antworten auf dieses Wort: Herr, hilf meinem Glauben! Du weißt, wie schwach er ist. Du hast es dem Thomas nicht angerechnet; so hilf auch unserm schwachen Glauben; gib den Glauben, der nicht siehet und doch selig ist, sich freuet des Tages, da er Den, den er noch nicht sieht, sehen wird in Herrlichkeit, und erlangen das Ende des Glaubens, das ewige Leben! Amen!

Lied 307, 9: Verklär' dich täglich mehr in mir.

---

## VII.

# Friede sei mit euch!*)

Lied 133, 1—4: O auferstandener Siegesfürst.

### Text: Joh. 20, 19—23.

Am Abend aber desselben Sabbaths, da die Jünger versammelt, und die Thüren verschlossen waren, aus Furcht vor den Juden, kam Jesus und trat mitten ein und spricht zu ihnen: Friede sei mit euch! Und als er das sagte, zeigte er ihnen die Hände und seine Seite. Da wurden die Jünger froh, daß sie den Herrn sahen. Da sprach Jesus abermal zu ihnen: Friede sei mit euch! Gleichwie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch. Und da er das sagte, blies er sie an und spricht zu ihnen: Nehmet hin den heiligen Geist. Welchen ihr die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen, und welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten.

Die verlesenen Textesworte sind, wie ihr wißt, dem heutigen Evangelium entnommen, das sich in sehr natürlicher Folge an die Texte der Osterfeier anschließt. Denn nachdem die Jünger der Thatsache der Auferstehung Christi gewiß worden waren, da mußte die Frage in ihrer Seele lebendig werden, wie denn ihr geliebter Meister, nachdem er von den Todten auferstanden und in ein neues Dasein der Herrlichkeit eingegangen, sich ihnen gegenüber verhalte, ob er noch in der alten Traulichkeit mit ihnen umgehen, ob er überhaupt noch von ihnen Kenntniß nehmen, zu ihnen herabkommen oder sie vergessen und im Stiche lassen werde. Nun aber erhalten sie die Antwort, und zwar noch am Abend des Auferstehungstages selbst. Unser Text eben ist es, der von der Antwort Kunde gibt, welche Jesus

*) Gehalten am Sonntag Quasimodogeniti, den 18. April 1852, Abends.

auf diese Frage, die sie sich in Unruhe thaten, ihnen gab. Ach, das war eine Seligkeit! Die Erfahrung, wie er sich gegen sie verhalte, erfüllte ihre Herzen mit Freude. Plötzlich, da die Thüren verschlossen waren, trat er mitten unter sie, und das eine Wort, womit er sie begrüßte, war: „Friede sei mit euch!" und noch einmal wiederholt er es: „Friede sei mit euch!" Nicht wahr, wir denken im Stillen: O, wenn auch wir dieses Wort vernommen hätten aus dem Munde des auferstandenen Jesus, wir hätten es nicht vergessen, und mit diesem einen Worte genug gehabt für unser ganzes Leben. So denken wir, und doch ist das ein thörichter Gedanke. Denn die Jünger haben nichts hiemit vor uns voraus, wenigstens ist das Wort nicht etwa nur an sie gerichtet. Er lebt ja noch immer, ist uns so nahe, wie den Jüngern damals, spricht zu uns, eben so wie damals zu ihnen, noch immer: „Friede sei mit euch!" Es kommt nur darauf an, daß wir es vernehmen; und um eben dazu uns besser in den Stand zu setzen, lasset uns diese Stunde gemeinsamer Andacht verwenden, mit einander reden von dem Zuruf Jesu an uns: Friede sei mit euch! Wir wollen bei unserer Betrachtung von denjenigen Gelegenheiten reden, bei welchen dieser Zuruf uns entgegentritt, und ihn darum bei dreifacher Gelegenheit ins Auge fassen, wie er an uns ergeht: erstens beim Eintritt in's Leben, zweitens bei der Erweckung und Bekehrung zum Herrn und drittens beim Eintritt in seinen Frieden.

## 1.

Das Erste, der Zuruf des Herrn: Friede sei mit euch! bei unserm Eintritt in das irdische Dasein, wird in unserm Texte nicht erwähnt; und daran sollen wir sehen, wie wir es eigentlich viel besser haben als die ersten Jünger, denen ein solcher Zuruf aus solchem Munde nicht entgegen kam. Denn wahrlich, noth thut in jenem Augenblick ein solches tröstendes, ermunterndes Wort. Es ist eine ernste, ängstliche und gefahrvolle Sache mit dem Eintritt in dieses Leben. Der neue Ankömmling wird wohl mit Freuden begrüßt; aber die ihn so begrüßen, wenn sie sich recht darüber fragten, so würden sie vielleicht keinen Muth dazu haben. Was wartet denn des Menschen hier? Arbeit, Mühe, Sorge, da ist Keiner, dem dies nicht wird. Aber das ist noch das Wenigste. Was bringt denn alle diese Arbeit dem Menschen ein in diesem Leben? O, wenn uns nicht unser Herr, der auferstandene Jesus hilft, so wird sie uns sehr wenig einbringen. Es ist ein eitles Leben, ohne Halt. Freilich verspricht es viel, aber hält wenig;

fesselt uns an sich und hält uns krampfhaft fest, und doch übersättigt es uns leicht. O es ist auch ein gefahrvolles Dasein. Zwar ist es ein zeitliches, aber seine Folgen sind ewig; was hier gesät wird zeitlich, wird geerntet ewiglich. Da kann wohl überschwänglicher Segen geerntet werden, aber auch unermeßlicher Fluch, und noch viel leichter Fluch als Segen nach menschlicher Wahrscheinlichkeit. Die Gefahren, die seiner Seele entgegentreten, wem brauche ich diese erst zu beschreiben? Wer kennt nicht die Gewalt der Sünde, der Finsterniß, die tausendfachen Versuchungen, von denen wir dann sofort umgeben sind! Ja, wenn wir das erwägen, so mag uns wohl um den neuen Ankömmling bange werden. Doch man verzage nicht; eben darum ist Einer da, der alle Furcht vertreiben kann. Gleich an der Schwelle dieses Daseins tritt Jesus ihm entgegen, legt ihm die segnende Hand auf, ruft ihm zu: „Fürchte dich nicht vor all der Mühe, Arbeit und Sorge, die deiner warten; Ich bin bei dir, tröste, stärke dich; ich habe den dir bevorstehenden Kampf des Lebens auch durchkämpft und überwunden, für mich nicht blos, auch für alle Menschen. Fürchte dich nicht; wohl war das Leben leer und eitel, ich aber habe Fülle und Gehalt hinein gebracht, mein eigenes Leben hineingegossen aus Aufopferung, und nun hat es Gehalt, ich habe es belebt. Sieh' mich an. Da erkennst du, was das Leben ist, was es sein kann, wie es führt aus Schwachheit in Herrlichkeit, aus Zeitlichkeit in Ewigkeit, aus dem Fleisch mit aller seiner Noth in das unvergängliche Leben. Das siehe an mir, an meinem Leben und fürchte dich nicht, wenn auch noch so viele Gefahren dir entgegentreten, Versuchungen dich locken, ich habe alles in der Hand, bin stärker als der Fürst der Finsterniß; ich leite, behüte, tröste, stärke dich."

Ihr fragt nun, meine Brüder, wo und in welcher Weise der Herr dem neuen Ankömmling dieses Wort zuruft? Er selbst freilich vernimmt noch nichts davon, aber wir wissen, wie er zu ihm redet in der heiligen Taufe, worin er den Neugeborenen zu dem Seinigen annimmt, den alten Menschen zum Tode weiht, ihn einführt in die Gemeinschaft seines Erlösers in das Reich seiner Gläubigen, ihn aus der Welt nimmt und unter die behütenden Einflüsse seiner Gemeinde stellt. Der Neugeborne vernimmt diese Worte zwar selbst nicht, aber er soll sie dereinst vernehmen. Das ist ja eine der ersten Aufgaben Derer, die ihn umgeben, daß sie ihm Bericht erstatten von diesem „Friede sei mit euch!" und er wird es auch je länger desto mehr innerlich vernehmen, indem er erfährt, daß in der That Friede über ihm waltet, auf allen seinen Wegen die Kräfte dieses Friedens ihm entgegen

treten; daß er in einem Reiche wandelt, welches Gott zu dem seinigen gemacht hat.

2.

Aber wie nun, meine Freunde, hat es bei diesem einmaligen Zuruf „Friede sei mit euch!“ sein Ende? Es könnte bei ihm sein Ende haben, er wäre an und für sich kräftig genug, um nachzuklingen durch das ganze Leben und, indem er von neuem wiederhallt, statt sich abzuschwächen, nur immer stärker in das Innerste hineinzubringen. Der Mensch könnte ununterbrochen unter den Einflüssen der Gnade aufwachsen und entgegenreifen seinem Ziel, es könnte die Entwicklung seines natürlichen Lebens gleichen Schritt halten mit dem geistigen, der Eintritt in die natürliche Reife zusammenfallen mit völliger Erweckung in Christo. Und dann bedürfte es einer Wiederholung jenes Wortes nicht. Bei der Confirmation würde er das Wort vernehmen, aber es wäre nur der Wiederhall jenes ersten. So könnte es geschehen; aber ist es denn so? Ist ein einziger unter uns, bei dem es so zugegangen wäre? Ich glaube es nicht; die ganze Geschichte des Menschen lautet anders. Gar Viele erfahren nichts davon; oder sie erfahren es und es geht nicht ins Herz; oder es wird nicht lebendig, sie erfassen nicht die Hand des Herrn; oder wenn sie sie erfassen, wie oft werden sie untreu! Ueberhaupt ihre Entwicklung ist zum allergrößten Theil Verwicklung in Sünde, Entwicklung der Macht der Sünde in ihnen; und je mehr ihnen die Augen aufgehen, desto mehr sehen sie, daß, während sie sich frei wähnen, sie schon in Bande verstrickt sind; da fangen sie schon an, nicht nur die Mühe und Arbeit, sondern auch die Eitelkeit und Nichtigkeit des Lebens zu schmecken, die Gefahren zu erfahren, werden bange; und wenn sie selbst hören, es gebe einen Jesus, er habe das Wort des Friedens gesprochen, so meinen sie, er sei todt, wenigstens für sie. Da wird ihnen ähnlich zu Muthe, wie den Jüngern, als der Herr gekreuzigt und zu Grabe gelegt war; es thut noth, daß ihnen einer zu Hülfe kommt, das Wort noch einmal ausgesprochen wird. Aber das geschieht dann auch; dafür lebt Jesus noch, damit eine solche Seele, wenn sie aufrichtig verlangt, seine Stimme höre und ihn als den lebendigen Heiland erfahre. Es mag sein, daß sie lange harren muß, aber auch das geschieht nur, damit dann das Wort des Friedens desto tiefer in sie eindringe: denn der Friede bleibt nicht aus, und wie damals unter den Jüngern, so tritt der Herr plötzlich ein, ungeahndet, ohne daß man weiß, von wo er kommt und wie er Zugang

gefunden, und spricht zu der Seele: Fürchte dich nicht, glaube nur! deine Sünden sind dir vergeben. Friede, Gnade, ewiges Leben ist dir zugesprochen; ergreife es nur, glaube nur, und du bist selig. — Ja, da klingt das Wort doch noch unvergleichlich lebendiger als das erstemal; da ist das Herz so weich geworden, daß der himmlische Balsam ganz eindringen kann. In einem Leben der Sünde, in einer Stimmung, wo wir uns ganz in der Gewalt der Sünde sehen, dennoch das Wort „Friede sei mit dir!“ zu vernehmen, ist etwas ganz anderes, als wenn es das schlafende Kind hört. Es sind ja auch nicht blos Worte; o nein, zu dem äußern Worte fügt er das innere hinzu; seines Geistes Kraft legt er zugleich hinein, mit dem Finger seines Geistes schreibt er in die verzagende Seele jenes „Fürchte dich nicht!“ Da müssen wir sagen, dieser Gnade kann nichts widerstehen, und je mehr ich mich in der Gewalt der Sünde befinde, muß ich sagen: die Liebe Gottes ist stärker als die Sünde. Da muß sich eine Seele dem Friedebringer ganz hingeben; und unaufhörlich tönt es: „Friede sei mit dir!“

Doch es folgt auch diesmal auf die Freude wieder die Angst und Trauer, und es ist wohl nöthig, daß der Herr noch einmal kommt mit diesem „Friede sei mit euch!“ sonst würde die Seele bald verzagen. Sie hat sich den Herrn erwählt, gehört ihm, muß ihm dienen, weiß, daß sie kein Recht hat, hinfort sich selber zu leben, auch daß sie, wenn sie ein Recht hätte, es nicht könnte, weil der Herr ihr Herz hat. Sie muß ihm leben, ihm dienen, und nur insofern sie ihm dient, hat das Leben für sie Zweck, Sinn und Werth. Aber wie wird sie dazu im Stande sein? Da tritt nun eben die Sorge heran. Ach, wenn sie die Hindernisse erwägt, die dem Dienste des Herrn entgegentreten, und einigermaßen berechnet, welchen Widerstand sie dabei findet, so wird es ihr bange. Und wenn sie auch diese Hindernisse nicht findet, so fehlt ihr eine klare Vorstellung von der Art und Weise, Christo zu dienen, sie sieht sich um nach ihm, daß er ihr helfe und die Mittel an die Hand gebe. Er kommt noch einmal und hilft aus dieser Noth. Zu der Seele, die ihm dienen möchte und nicht weiß, wie? spricht er: „Friede sei mit dir!“ Wie er das thut, sehen wir recht anschaulich in unserm Texte. Die Jünger waren ja damals in ähnlicher Lage; sie wußten nicht, wie sie es machen sollten, und sahen Schwierigkeiten sich thürmen; da aber rief er: „Friede sei mit euch; gleichwie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch. Nehmet hin den heiligen Geist. Welchen ihr die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen, und welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten.“ Das alles paßt ganz genau auf die Lage

der Seele, welche dem Herrn dienen möchte und nicht weiß, wie. „Du fürchtest dich vor den Hindernissen? O höre, gleichwie mich mein Vater gesandt, so sende ich dich. Ich bin es, der dir den Auftrag gibt, und du willst dich fürchten? Traust du mir denn die Macht nicht zu, die Hindernisse zu überwinden? Wie mein Vater, indem er mich sandte, mit mir gegangen ist und mich ausgerüstet mit allem dem, was ich bedurfte, mich geleitet und behütet, so gehe auch ich mit dir, werde dich nicht lassen, dich behüten und dir Kraft geben, wie es noth thut. Und du willst dich fürchten? sagst: was muß ich Besonderes thun? Nichts Besonderes hast du zu thun für diesen Zweck, so wenig ich etwas Besonderes zu thun hatte, sondern nur dem Willen des himmlischen Vaters treu zu bleiben, auf seinen Willen zu lauschen, seinen Zweck zu verfolgen; das ist es auch einzig und allein, was Allen aufgegeben ist. Und das hast du auch zu thun: sei treu und gehorsam. Gehorche meinen Worten, meinem Willen, dem Zuge meines Geistes, und siehe, ich will dir Befehle geben. Aber nicht das allein, ich gebe dir auch die Kraft, nachzukommen, die Salbung, die dich lehren wird, Alles zu verstehen, und dich tüchtig machen wird, es zu vollbringen". Auch das letzte setzt er hinzu: „Welchen ihr die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen, und welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten". Denn allerdings das, worauf es in letzter Beziehung ankommt bei allem diesem, ist, daß wir die Welt erkennen lehren die Vergebung der Sünden in Christo, die heilige überschwängliche Liebe, die Gott ihr erwiesen und die die Welt überwindet. „Siehe, du weißt, was du zu thun hast; wohlan, gehe an die Arbeit, ich will dich leiten. Friede sei mit dir!"

3.

Ist dieses nun das letzte: „Friede sei mit dir?" Nein, es gibt noch ein anderes, von dem wir heute nicht näher im einzelnen zu reden haben, da der Text nichts davon sagt, aber wir kennen es. O, es kommt noch eine Stunde, da er es uns zurufen will; wenn der Dienst geendet ist und auf den Werktag der Sabbathtag kommt: dann kommt er, legt die Hand auf uns und ruft uns zu: „Friede sei mit dir! Der Kampf ist vorüber, die Arbeit geendet; folge mir nach in das Land des ewigen Friedens; du hast Glauben gehalten, den Samen des göttlichen Wortes aufgenommen mit gläubigem Herzen und bewahrt in Treue, und er hat Frucht gebracht jetzt soll dir die Krone des Lebens werden; du hast Ruhe von der Arbeit· Friede sei mit dir!" Keiner unter uns hat dieses schon selbst erfahren; Gott

gebe Gnade, daß wir es einmal schmecken, und wir werden es schmecken, wenn wir sein „Friede sei mit dir!" schon in den Tagen der Kindheit vernahmen und dann laut und unzweideutig in der Stunde, da wir uns seinem Dienste weihten und als Knechte eintraten in sein Reich. Drum kommt es darauf an, daß wir es nicht versäumen, ihm das Herz zu öffnen, wenn er es uns zuruft, dann vernehmen wir auch das letzte vollendete: „Friede sei mit dir!"

O du Herr des Friedens, du auferstandener lebendiger Jesus, gib uns deinen Geist, daß wir Alle dieses „Friede sei mit dir" vernehmen. Oeffne die Ohren und Herzen; laß es die Gemeinden von den Kanzeln vernehmen, lasse uns davon durchdrungen und geheiligt werden! Dein Friede ist es allein, worin wir Genüge finden, und einen anderen Frieden gibt es nicht. Du hast uns ja gelehret, deinen himmlischen Vater anrufen, darum halten wir uns an deine Zusage und bitten den Vater um den Frieden, der höher ist als die Welt, und bleibt, wenn alles vergeht. Ja, gib uns diesen Frieden! Amen!

Lied 133, 7: So komm denn selbst in unser Herz.

---

## VIII.

## Daß wir einen Himmel haben.*)

Lied 538, 1—4: Himmelan geht unsre Bahn.

### Text: Matth. 6, 9.

Darum sollt ihr also beten: Unser Vater in dem Himmel.

Indem ich die eben verlesenen Worte unserer gegenwärtigen Betrachtung zu Grunde lege, geht meine Absicht nicht etwa dahin, euch eine Auslegung des „Unser Vater" zu geben. Nein, ich wollte nur eure Gedanken bei einem Punkte festhalten, der in der Anrede an Gott, die der Herr uns beten lehrte, hervorgehoben wird. „Unser Vater im Himmel", so

*) Gehalten am Sonntag Exaudi, den 23. Mai 1852.

sollen wir beten, so oft wir unsere Herzen zu ihm erheben, ihn suchen. Jedes Gebet soll eine Erinnerung daran sein, daß wir einen Himmel haben und dorthin mit Gedanken und Empfindungen uns wenden müssen. Ist es nicht so, daß dieselbige Erinnerung an uns beständig ergeht? Predigen nicht unsere Tage es immerdar vernehmlich, auch wenn wir es nicht vernehmen wollen, daß wir einen Himmel haben? Das Himmelfahrtsfest, welches wir vor wenigen Tagen feierten, ist ja eine laute und gewaltige Verkündigung dieses Wortes; und das Pfingstfest, das uns jetzt nahe bevorsteht, das Fest, worin wir die Herabkunft des Himmels auf die Erde feiern, legt auch Zeugniß davon ab. Darum möchte auch ich mit einstimmen in diesen Ruf, der an uns ergeht, uns daran zu erinnern, daß wir einen Himmel haben. Lasset uns denn in dieser Stunde auf zwei Hauptpunkte achten, erstens, daß es einen Himmel gibt, und zweitens, daß es diesen Himmel auch für uns gibt.

1.

Sollten wir uns denn erst daran erinnern müssen, daß es einen Himmel gibt? Eigentlich nicht; das heißt, wenn alles in der Ordnung wäre, wie es in der Christenheit und in einer christlichen Gemeinde sein sollte, so wäre es überflüssig; aber es ist nun eben nicht so. Jeder wird das von sich selber am besten wissen. Mancher wird seine Stunde haben, wo er zweifelt, ob es überhaupt einen Himmel gibt, und da sehnt er sich nach solcher Erinnerung. Ja, Viele predigen laut, nur in der völligen Ausrottung des Wahnes von einem Himmel sei Heil zu suchen. Da mag auch wohl der Christ fragen: Ist denn dieser Himmel, an dem ich mich von Jugend auf gefreut habe, am Ende nur ein Traum? O, warum sollte er denn ein Traum sein? Hören wir, was man unserm Glauben entgegensetzt. Da sagt man zuerst: Wißt ihr denn, was ihr mit dem Glauben an einen Himmel wollt? könnt ihr damit irgend eine deutliche, klare, haltbare Vorstellung verbinden? Ihr könnt es nicht, darum laßt diese Rede, sucht hier auf der Erde das Heil. Warum sollten wir aber keine deutliche Vorstellung davon haben? Man sagt: Ihr werdet doch nicht an das Himmelsgewölbe über euch denken? und wenn ihr das nicht meint, was meint ihr sonst Deutliches damit? Nun wir meinen nichts Anderes, als was zu allen Zeiten mit diesem Worte gemeint worden ist, den Wohnsitz Gottes in seiner Welt; und wir sind gewiß, daß wir nichts Thörichtes meinen, indem wir diesen Gedanken fassen. Man belächelt uns, das seien beschränkte

Vorstellungen früherer Zeiten, die sich Gott sinnlich dachten und meinten, Gott bedürfe eines Hauses, eines Thrones. Ueber solche sinnliche Vorstellungen sind wir freilich hinaus, und zwar durch desselben Gottes Gnade, der unsern Himmel uns geoffenbaret; nicht aber über den Gedanken eines Thrones Gottes in seiner Welt, einer Welt, in der er selbst wohnen, in die er eingehen könne mit seinem Wesen, ohne sich mit ihr zu vermischen, einer reinen Wohnung Gottes in heiliger Liebe. Und es ist Beschränkheit, sich hierin nicht finden zu können. Wer einen Gott hat und kennt eine Schöpfung dieses Gottes, der muß auch diesen Gedanken fassen. Was sollte sonst die Schöpfung diesem Gotte sein? Meint ihr, er habe eine Welt zum Spiele geschaffen, der er müßig gegenüber stehe als einer fremden? Einer solchen hätte er nicht bedurft und sie nicht brauchen können; wohl aber eine, der er sich ans Herz legen, der er als die ewige Liebe einwohnen kann; die hat Sinn und Verstand für Gott; er bedarf ihrer, weil er die Liebe ist.

Und nun läßt sich auch der Wohnsitz Gottes nach seiner wirklichen Beschaffenheit sofort viel deutlicher auffassen. Denn Gott wohnt zwar auch in der Welt, aber unvermischt mit ihr, weil sie nicht rein geistig ist. Der ewige Geist kann nur im Geiste wohnen, nur dem Geiste sich völlig mittheilen. Das Geschöpf des Himmels müssen wir uns denken als ein rein geistiges, an dem nichts Sinnliches ist, nichts, was wir auf sinnliche Weise anschauen können. So sehr auch die sinnliche Welt mit ihren unzählbaren Lichtern uns zur Bewunderung hinreißt, Gott kann ihr doch nicht einwohnen, so gewiß er der ewige Geist ist. Ihr erinnert mich an die Allgegenwart Gottes, die durch alles Sinnliche und Geistige dringt. Ja, thut es; er wirkt auf Alles, auch auf das Sinnlichste ein; aber auf etwas wirken und mit seinem Leben darin eingehen, ist etwas anderes; und nur da, wo der Geist dem Geiste entgegenkommt und ihn versteht, kann dies geschehen. Und gehen wir einen Schritt weiter, um uns von dieser Geisterwelt eine Vorstellung zu machen. Der heilige Gott hat mit der Sünde keine Berührung. So wird diese Welt persönlicher, reiner Geister, der Gott einwohnen kann, in einem andern Sinne noch eine rein geistige sein, nämlich eine heilige, unbefleckte. Wo diese heilige Vereinigung des heiligen persönlichen Geschöpfes mit Gott ist, da ist auch Seligkeit; und so ist's auch die Seligkeit, die wir bei der Vorstellung des Himmels noch hinzuthun müssen.

Eine Welt reinen Geistes also, an der nichts Sinnliches, nichts Sündiges ist, voller Heiligkeit und Seligkeit, das ist der Himmel. Und wäre

denn das so dunkel? oder wäre das, was wir in der Christenheit den Himmel nennen, etwas anderes? Das nicht, aber schwierig ist es; so deutlich es ist, so schwer wird es uns, fest und zuversichtlich hieran zu glauben. Es kommt ja noch eine andere Frage: Hat diese Vorstellung auch Wirklichkeit, ist sie nicht ein bloßer Gedanke, ein Traum, wenn auch ein noch so reizender? Und dieser Zweifel muß erst überwunden werden. Woher der Zweifel rührt, sehen wir Alle ein. Die eigentliche Schwierigkeit liegt darin, daß wir hier an ein rein geistiges Dasein, das nichts von Sinnlichem hat, glauben sollen: und ein solches begegnet uns doch nirgends, unsre Erfahrung zeigt nichts davon. Geist begegnet uns wohl, aber nur in Verbindung mit einem sinnlichen Träger, auf dem er ruht; und ihn vom Sinnlichen getrennt zu denken, ist eine Schwierigkeit für uns, die wir doch gewohnt sind, alles nach dem Sinnlichen zu beurtheilen, nach dem Maße, in welchem die Dinge sinnlich handgreiflich sind. Aber besinnen wir uns, ob sich nicht auch eine andere Betrachtungsweise aufdrängt! Urtheilen wir nicht tausendfältig, daß das Sinnliche das Nichtige, Haltungslose sei? Die Vergänglichkeit des Sinnlichen drängt uns zu der Annahme, daß das Sinnliche der Schein sei. Wir sehen unter den Menschen, auch in uns selbst, zwei ganz verschiedene, einander ausschließende Betrachtungsweisen der Dinge, eine sinnliche und eine geistige; und so müssen wir uns nothwendiger Weise für die eine oder die andere entscheiden. Wohl entscheiden sich die Wenigsten mit völliger Klarheit; aber wer fühlt es nicht, daß dadurch eine Unsicherheit und Halbheit eintritt? Es sind zwei entgegengesetzte Betrachtungen, wovon eine jede bald die Herrschaft hat, bald in den Hintergrund tritt. Wie schwer es nun sein mag, sich für den Geist zu entscheiden, die Schwierigkeit kann nicht den Ausschlag geben. Ihr möget sagen: Bei diesem Gedanken schwindelt mir; aber was wundert es dich, daß Schwindel dich ergreift gegenüber dem Schöpfer? Wundre dich, daß die Welt dir nicht noch viel wunderbarer vorkommt! Ermanne dich, vergiß nicht, daß du dich so entscheiden **mußt**, wenn du etwas anderes sein willst als Staub der Erde, daß alle menschliche Würde in deinem Dasein mit der Wurzel ausgerottet ist, sobald du dich der sinnlichen Betrachtung der Dinge hingibst. Und wahrlich, daß diese noch viel schwerer ist, wer sollte es nicht fühlen! Sie ist entwürdigend, trostlos! Besser, einen Aufflug zu nehmen, der freilich kühn, aber auch lohnend ist und uns zu Menschen macht! Es ist ja nicht ein Schein, daß die ganze sinnliche Welt um uns her uns nicht ebenbürtig ist. Der Mensch kann sich nicht anders entscheiden als für die geistige Betrach-

tung der Dinge; denn es ist nicht nur die einzig verständige, sondern auch die einzige mit der Frömmigkeit zu vereinigende Vorstellung. Wer an Gott glaubt, glaubt auch, daß der reine Geist das allein Wirkliche ist von allem Dasein. Durch denselben Glauben an Gott also, durch den der Gedanke eines Himmels nicht mehr ein thörichter ist, sehen wir auch, daß er nicht etwas traumhaftes, luftiges, sondern Wirklichkeit ist. Sind wir aber erst so weit, so ist es auch leicht geschehen zu sagen, es muß eine solche Welt reinen Geistes mit unzähligen, heiligen, persönlichen Geistern geben, denen Gott einwohnt, mit und durch seine Liebe in Ewigkeit. Diese Schöpfung ist es allein, die letzlich Gottes Zwecke entsprechen konnte, sie allein die Welt, zu der alles andere sich als Rüstzeug verhält. So bekennen wir denn, es gibt einen Himmel!

2.

Aber wer fühlt nicht, daß nun eine andere Frage entsteht: Für wen gibt es einen Himmel? auch für uns? Denn so schön er wäre; wenn für uns kein Zugang zu ihm wäre, wir könnten uns nur mit Wehmuth seiner freuen, und es könnte uns zu nichts dienen, daß wir uns dieses Paradieses erinnerten. An die können wir uns ja nicht stören, die meinen, sie wollten darauf verzichten und hier Befriedigung finden. Wir können nicht hier Befriedigung finden und den verblendeten Brüdern nicht glauben, die nur auf Erden das Leben in reichem Maße genießen wollen. Nein, uns liegt viel daran, daß dieser Himmel auch für uns da ist. Grund genug haben wir zu dieser Frage. Kann er denn auch für sinnliche und sündige Geschöpfe da sein? die Welt reinen Geistes für mit der Sinnlichkeit behaftete, die Welt heiligen Geistes für mit Sünde beschmutzte und befleckte Geschöpfe? Was wollen wir antworten? Wir möchten uns damit beruhigen, daß die Sinnlichkeit, die wir an uns tragen, uns nur eine kleine Weile vom Himmel ausschließen kann; sie zerfällt, sie wird ins Grab getragen und wird uns nicht daran hindern, vielmehr uns den Weg bereiten, wenn alles nach Gottes Willen geht. Er hat sie uns gegeben auf eine kleine Weile als bergende Hülle für den Geist, daß in ihr der inwendige Mensch allmählich ausreife, so daß er auch ohne ihren Schutz leben kann in der Welt des Geistes. Sie ist der Stoff, den Gott uns gegeben, um den geistigen Menschen allmählich auszubauen; das ist die eigenthümliche Weisheit des Schöpfers. Und wir erfahren es ja auch, daß sie uns reifer und fähiger

macht von Tag zu Tage, Himmelsbürger zu werden. Darum verachten wir das sinnliche Leben nicht; wir wissen es zu schätzen und danken Gott alle Tage dafür, und bitten wie um das tägliche Brod um seine Erhaltung.

Aber freilich, das alles hat seine Richtigkeit nur unter der Voraussetzung, daß wir in der Ordnung Gottes beharren und seine Einrichtungen heilig halten, nach seinem Willen und Gesetz Schritt für Schritt gehen, nirgends uns verirren. Der Himmel kann nur für das Heilige der Ort sein; wir aber fühlen wohl, was für unheilige Geschöpfe wir sind. Und nun, was ist die Folge? Daß er für uns verschlossen ist. Ja, wenn wir nur auf uns sehen; aber für uns als Christen ist er aufgethan. Denn jetzt richtet die Augen auf, öffnet den geistigen Blick für den, den wir unsern Herrn und Heiland nennen! Fragt, ob er nicht Mensch, unseres Gleichen, unser Bruder ist und der Erstgeborene unter uns? Fragt, ob es nicht für den Menschen eine Zukunft gibt, ob er nicht in den Himmel gehört, ob ein anderer Ort ist, wo er eigentlich hingehört, als im Himmel? Auf diese arme Erde gehört er nicht; sein Ort ist nur der Himmel; und wenn die Menschheit ewig ausgeschlossen wäre, diesem einen, wahren muß er geöffnet sein. Seine Geschichte, was war sie anders, als ein stetes Hinanwachsen in den Himmel, und das Ende die Erhöhung zur Rechten der Majestät? Dieser Eine hat seine Sache zu der unsrigen gemacht; er hat uns angenommen zu seinen Brüdern, zu Gliedern seines Leibes, Alle, die es wollen. Ich brauche nicht an die Versicherung zu erinnern, die er gegeben, daß, wo er ist, auch seine Diener sein sollen, daß sie seine Herrlichkeit sehen sollen, daß er uns sich nachziehen wolle, daß er uns geboten, Schätze zu sammeln im Himmel und sonst nirgends.*) Er hat den Grund gelegt, auf dem er uns sich nachziehen kann; er hat unsere Sünde versöhnt als Hohepriester und bleibt es in Ewigkeit, ist eingegangen in das Allerheiligste, da zu erscheinen als Hohepriester für uns, um die Segensströme auf uns niederfließen zu lassen, uns zu reinigen als Geschöpfe, die fähig sind, Himmelsbürger zu werden. Und wer als Christ nicht weiß, daß seine Berufung eine himmlische ist, daß er geschmeckt hat die himmlische Gabe, daß er als Bürger des Himmels geboren ist zu lebendiger Hoffnung auf das unvergängliche Erbe, der gehört ihm nicht an.

Möchten wir doch Alle dieser Gewißheit theilhaftig werden, so aber, daß wir nicht nur einmal daran denken, dadurch uns bestimmen lassen, und

*) Joh. 12, 26; 17, 24; 12, 32; Matth. 6, 20.

dann wieder ganz es vergessen, wie wenn die Erde unsere Bestimmung wäre. Es bedarf für uns keiner Ermahnung als dieser: Jeden Augenblick denket daran und betet „Unser Vater, der du bist im Himmel". Wir werden nun nicht meinen, daß, wenn wir dieses beherzigen, es ohne Bedeutung sei für die Erhebung, Heiligung, Beseligung des Lebens. Wer keinen Himmel hat, kann nicht als Mensch leben, wer nicht oben seine Heimath weiß, muß nach unten sehen. Wer einen Himmel hat, in dessen Herzen ist der Himmel eine Sonne, die alles beleuchtet. So kann es werden, wenn wir durch den Glauben an den Herrn die Gewißheit des Himmels aus lauter Gnade, nicht um unseres Verdienstes willen, sondern wegen der Liebe Gottes, indem er seinen Sohn für uns dahingab, erlangen. In Christi Erbarmung, der Gnade, die er uns geoffenbaret und geschenkt hat, ist die Gewißheit des Himmels, also auch die Seligkeit. Nun denn, er allein kann uns helfen, wir müssen bitten und er wird helfen! Amen.

Lied 538, 5: Himmelan wird mich der Tod.

---

## IX.

# Der Zusammenhang zwischen dem Glauben an den erhöhten Christus und der heiligenden Kraft des Christenthums.*)

Eingangslied 166, 1. 2: Höchster Tröster, komm hernieder.
Hauptlied 168, 1—3: Komm, o verheißner Gottesgeist.

**Text: Apostelgesch. 2, 32. 33.**

Diesen Jesum hat Gott auferwecket, deß sind wir alle Zeugen. Nun er durch die Rechte Gottes erhöhet ist und empfangen hat die Verheißung des heiligen Geistes vom Vater, hat er ausgegossen dies, das ihr sehet und höret.

Es sind Worte aus der Pfingstpredigt des Apostels Petrus, die ihr so eben vernommen habt, und ihr Hauptgedanke springt uns sofort ins Auge, der Zusammenhang zwischen der Ausgießung des heiligen Geistes und der Erhöhung Christi; es wird diese als Bedingung der Ausgießung des heiligen Geistes dargestellt. Und das ist nicht etwa nur die Meinung un=

*) Gehalten am zweiten Pfingsttag, den 31. Mai 1852.

serer Stelle, sondern die durchgängige Meinung der heiligen Schrift des neuen Bundes. Der Herr selbst hatte sich eben so erklärt: „Es ist euch gut, daß ich hingehe, denn so ich nicht hingehe, kann der Tröster nicht zu euch kommen; wenn ich aber hingegangen bin, will ich ihn euch senden."*) Der Apostel Paulus hat es auch nicht anders angesehen: „Er ist aufgefahren in die Höhe und hat das Gefängniß gefangen geführet und hat den Menschen Gaben gegeben."**) Ja, Johannes geht so weit, daß er ausdrücklich sagt, damals, als der Herr im Fleische wandelte, habe es noch keinen heiligen Geist gegeben, denn Christus sei noch nicht verklärt gewesen.***) Diesem Zusammenhange zwischen der Erhöhung und Verklärung Christi und der Ausgießung des heiligen Geistes entspricht aber der Natur der Sache nach ein Zusammenhang zwischen unserm Glauben an den erhöhten Heiland und unserm Empfang des heiligen Geistes. Nur wenn wir an den erhöhten Christus glauben, kann uns die Gnade des heiligen Geistes zu Theil werden, sowie nur, nachdem er erhöht war, sein heiliger Geist ausgegossen werden konnte. Nur wenn wir an Christum als den eingeborenen Sohn des lebendigen Gottes glauben, der, nachdem er durch Leiden und Tod die Versöhnung vollbracht, auferweckt wurde vom himmlischen Vater und erhöhet zu seiner Rechten, nur dann können wir des heiligen Geistes theilhaftig werden. Diejenigen Christen nun, welche an den heiligen Geist in dem eigentlichen, bestimmten, vollen, biblischen Sinne glauben, werden diese Behauptung schwerlich bestreiten. Aber es gibt eben viele Christen, auch unter uns, die einen heiligen Geist in diesem Sinne nicht anerkennen wollen, die sagen, allerdings könne man von einem heiligen Geiste mit Beziehung auf das Christenthum reden; das sei Thatsache, daß seit der Entstehung des Christenthums ein neuer, heiligender Geist ausgegangen sei, von dem Heiligung sich verbreite, und nicht nur im Anfang sich verbreitet habe, sondern fortwährend es thue. Darum möge man wohl von einem heiligen Geiste reden und darunter die heiligende Kraft des Christenthums verstehen. Aber dem vorliegenden Satze werden sie nicht beitreten wollen; nein, sie sagen, diese heiligende Kraft des Christenthums sei völlig unabhängig von den Vorstellungen, die wir von Christo haben, sie hangen nicht daran, daß wir an den Erhöhten glauben, nicht an irgend einer bestimmten Ansicht von seiner Person oder seinem Werke. Das ist eine Ansicht, die uns heute am Pfingsttage ganz unwillkürlich entgegentritt.

---

*) Vgl. Joh. 16, 7. **) Eph. 4, 8. ***) Joh. 7, 39.

Lasset uns daher zum Gegenstande unserer Betrachtung nehmen den nothwendigen Zusammenhang zwischen dem Glauben an den erhöhten Christus und der heiligenden Kraft des Christenthums. Lasset uns zuerst versuchen, uns diesen Zusammenhang zu verdeutlichen, um sodann mit wenigen Worten an die Folgerung zu erinnern, die sich daraus für uns ergibt.

1.

Wenn wir uns mit Denen, welchen wir uns gegenüber denken, verständigen wollen, müssen wir zuerst wissen, was sie wollen. Sie denken sich, die heiligende Kraft des Christenthums bestehe in eigenthümlicher Erhebung, eigenthümlichem Trost und eigenthümlichem Antrieb zum Guten; und soweit werden wir Alle mit ihnen übereinstimmen. Nun aber gehen sie weiter und sagen: Diese drei Stücke sind uns zum Genuß und Gebrauch gegeben, abgesehen davon, ob wir Christum für unseres Gleichen oder für den eingeborenen Sohn Gottes halten, der da lebet zur Rechten des Vaters und unser Hohepriester ist in Ewigkeit. Und hierin können wir ihnen nicht beistimmen. Das Christenthum, sagen sie, bringt eigenthümliche Erhebung. Wer wollte das nicht mit Dank anerkennen? Ja, was es von Erhebung gibt in dieser armen Welt, kommt vom Christenthum her, und wir können nicht leugnen, es ist seit Christus wirklich anders geworden, namentlich, indem der Mensch jetzt gelernt hat sein Auge zu erheben, wenigstens weiß, daß er es soll von Rechtswegen. Wo das Christenthum hinkommt, sei es zu Einzelnen, sei es zu ganzen Völkern, es führt Erhebung aus der Gemeinheit des sinnlichen Lebens, des Daseins für den Augenblick mit sich, bricht jenen Leichtsinn und Stumpfsinn, der meint, etwas Höheres als Sorge für den heutigen Tag gebe es für den verständigen Menschen nicht. Und wenn auch unter Denen, die den Namen Christi bekennen, leider Zahllose sind, denen diese Erhebung nicht zu Theil wurde, das Eine ist doch gewonnen, daß dieses unbefangen sinnliche Leben gebrochen ist und eben damit in die christliche Menschheit ein Schmerz, ein böses Gewissen kommt, wenn sie sich einem solchen Leben ergibt. Aber was ist es denn im Christenthum, was diese Erhebung herbeiführt? Man sagt: Vor allem die Gewißheit, daß es einen Gott gebe, der den Namen eines Gottes verdiene, dessen Gedanken man fest halten könne, welcher nicht einen Widerspruch in sich habe, wie die Götter, von denen man früher wußte; und mit der Gewißheit dieses Gottes sei zugleich die Gewißheit gekommen, daß es einen Himmel gebe, eine übersinnliche Welt, und daß des Menschen Bestimmung

nicht für die Erde, sondern für die übersinnliche Welt sei, daß er für diese fähig gemacht werden könne. Gewiß, das sind große Wahrheiten, welche glücklicherweise Katechismuswahrheiten geworden sind. Aber wir müssen noch eine Frage weiter thun, und da können wir freilich nicht Hand in Hand mit Jenen gehen. Wohl hat das Christenthum diese Gewißheit gebracht; aber wie ist das zugegangen? Worauf beruht im Christenthum selbst diese Wahrheit? Wie kommt es, daß sie niemals konnte zu voller Gewißheit werden, ein volles unbezweifeltes Eigenthum unseres Geschlechtes? Darauf liegt die Antwort nahe. Weil Gott selber Mensch geworden ist in Christo, weil er in seinem Sohne unter uns gelebt, sich uns gezeigt hat, darum zweifelt jetzt kein verständiger Mensch mehr daran. Und daß es einen Himmel gibt, ist deßhalb eine Wahrheit geworden, weil Christus selbst aus diesem Leben hervorgehoben ist in den Himmel, aus dem er sich am Pfingstfeste kund gab durch Zeichen, durch die Ausgießung des heiligen Geistes. Das Uebernatürliche, Himmlische in der Erscheinung dieses Jesus ist der Grund, worauf die Welt sich die Ueberzeugung eines Himmels gebaut hat: unser Bruder ist im Himmel als unser Vorläufer, der uns nach sich zieht.

So wären wir ja doch auf den Punkt geführt, den so viele Christen nicht wollten gelten lassen. Ja ohne den Glauben wird es mit all unserer Ueberzeugung von der erhebenden Kraft des Christenthums nimmer Ernst und Wahrheit werden können. Gesprochen haben gar Manche schon von diesen Dingen, ehe Christus in die Welt kam, aber das bloße Reden gab keine Ueberzeugung; Thatsachen, Beweise waren nöthig, und er allein hat sie gegeben. Ebenso wird es nun auch sein mit der andern heiligenden Kraft des Christenthums, auf die wir hingewiesen werden. Auf eigenthümliche Weise sagt man, bringe es Trost, Beruhigung dem Menschen. Wir wollen nicht leugnen, daß ein solcher Trost durchaus hinzugehört, und wer seiner entbehren muß, an wirkliche Heiligung nicht denken kann. Auch dieses wollen wir nicht bestreiten, daß das Christenthum eine Quelle des Trostes ist. Der Herr selbst sagt: Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden.*) Die Mühseligen und Armen hat er zu sich gerufen und ihnen Trost versprochen,**) und er hat Wort gehalten. Von Anfang an ist das Wort Gottes Sache der Mühseligen und Betrübten gewesen, ihnen brachte es Trost; wo Traurigkeit und tiefe Noth war, hat es gehaftet. Wenn wir des Trostes bedürfen, gehen wir zu Christo; auch Die, die ihn sonst nicht brauchen, die sonst meinen,

---

*) Matth. 5, 4. **) Vgl. Matth. 11, 28.

es gebe in der Welt so viel Trost, daß dieser eine zweideutige Trost nicht nöthig sei; wenn aber die Stunde der Noth kommt, gehen sie zu ihm hin, und fragen, ob er nicht auch für sie ein Wort des Trostes habe. Aber wir müssen wiederum fragen, worin liegt denn jenes Tröstliche? Freilich, tröstlich sind schon jene erhebenden Ueberzeugungen, von denen wir sprachen. Gewiß, es kann, wie nichts Erhebenderes, so auch nichts Tröstlicheres geben, als den Glauben an Gott, an einen Himmel und daß wir dafür bestimmt sind: und wenn wir diese Wahrheit uns wirklich zueignen, dann ist kein Zweifel, dann haben wir Trost genug, damit reichen wir in allen Leiden aus. Aber wenn wir nun uns selbst ansehen, Gott ansehen, und den Himmel, den er für uns geöffnet, so kann es uns doch nicht tröstlich sein, gegenüber dem Erhebenden, das uns jene Gedanken gewährten, sagen zu müssen: Du aber mußt auf dieses verzichten, du bist ein Sünder, für dich gibt es keinen Trost, denn für dich gibt es keine Stätte im Himmel! Wie viel hast du schon vergebens an dir gearbeitet und tausendfach dir vorgenommen dich zu bessern! Da ist kein Trost! — Woher kommt es nun im Christenthum, daß nichtsdestoweniger Trost da ist? Ihr werdet mich wieder an das Wort des Herrn erinnern, und daß er es auch an die Sünder gerichtet und uns sagt, daß auch den Sündern geholfen werden könne. Wenn er uns das versichert, können wir es glauben; aber aus demselben Munde gehen auch die ernsthaftesten Bekräftigungen, daß, wo Sünde ist, nicht Seligkeit sei, und daß der heilige Gott mit dem Sünder als Sünder keine Gemeinschaft haben könne; und so lange wir zwischen Jesus und unserer Sünde rathlos in der Mitte stehen, wie sollen wir da Zugang finden? Aber wir wissen, wo der Schlüssel ist; darin, daß Jesus eine Versöhnung gestiftet hat durch seinen Tod für die Sünde der Welt. Darum sind eben jene erhebenden Ueberzeugungen im Christenthum so tröstlich, weil mit ihnen Hand in Hand geht die Gewißheit der Versöhnung der Welt. Aber wir sehen sofort, wie wir hier nicht weiter mit Jenen Hand in Hand gehen können. Denn worauf beruht die Gewißheit der Versöhnung? Doch nicht auf unsern Wünschen, vielmehr nur auf Thatsachen, auf dem Zeugnisse Gottes selbst; und Gott hat ein Zeugniß abgelegt dafür, daß die Sünder angenommen werden, indem er Christum auferweckte von den Todten und erhöhte zu seiner Rechten. Auf diesem Grunde triumphiren wir und sagen: Ja wir können uns des Trostes freuen, der himmlische Vater hat ihn erhöhet; und darin haben wir die tröstliche Gewißheit, daß uns vergeben wird.

Ebenso wird es sich nun auch mit dem letzten Punkte verhalten, wenn wir nämlich von dem Antrieb zum Guten reden, welchen das Christenthum gibt. Auch hier wollen wir nicht streiten über die Sache. Gottlob! das Christenthum ist eine unerschöpfliche Quelle des Antriebes zu allem Guten. So traurig es auch noch aussieht, das Christenthum hat ganz neue Triebfedern des Guten in Bewegung gesetzt, einen Ernst, einen Eifer und eine Selbstverleugnung, die bis dahin nicht gekannt waren; es hat Liebe, werkthätige, gemeinnützige Liebe in die Welt gebracht. Und so viel wir auch zu klagen haben über Verkennung des Christenthums, über Hemmungen, die sich seiner Wirkung entgegenstellen: alle Hemmungen sind überwunden worden und werden überwunden werden. Aber was ist es denn, was diese Antriebe zum Guten uns gibt? Man wird auf das Beispiel und Wort des Erlösers verweisen. Gewiß, wer sollte nicht, wenn er des Herrn Wort hört, einen Reiz in sich fühlen und bei dem Anblick dieses Vollkommenen, rein Heiligen sich nicht angetrieben finden, dem Guten nachzujagen! Man wird verweisen auf die göttliche Liebe, durch welche der innere Friede, der Trost Gottes in des Sünders Herz kommt: wird diese Liebe nicht vor allem ein Antrieb zum Guten sein, Gott zu lieben, wieder zu lieben, nachdem man von ihm zuerst geliebt worden? Aber das alles reicht doch nicht aus: es fehlt noch eins, die Zuversicht, daß das Streben ein erfolgreiches sei. Diese muß uns so lange fehlen, als wir nicht auf eine andere Kraft zählen können als auf unsere eigene; nur wenn mit unserer Kraft eine höhere sich verbindet, die das Beste thut, kann verständiger Weise auf einen Erfolg gehofft werden; und diese Ueberzeugung gibt das Christenthum. Aber darum richten wir ernstlich an unsere Gegner die Frage: Woher wißt ihr, daß das Christenthum uns diese Kraft gibt? Sie sagen, so sei die heilige Zusage dieses Jesu. Aber lasset uns das einmal ansehen. Der Herr verheißt uns einen Beistand von oben; aber wie beschreibt er ihn denn? Er selber nennt sich diesen Beistand, und **sein** heiliger Geist soll in der Welt das Gute pflegen, er will die höhere Macht sein, die mit uns ist bei allem Guten. Und wie kann denn diese Verheißung etwas gelten, wenn dieser Christus nichts anderes ist als ein menschlicher Weiser, der einst gelebt und dann gestorben ist, wenn nicht er, der allerdings sichtbar sich unseren Blicken entzog, nichtsdestoweniger unter uns lebt, vom Himmel seinen Geist ausgießt über die Erde und, alles in seiner Hand haltend, das Gute fördert. Also auch diese Zuversicht können wir nur auf den Glauben an den erhöhten Heiland gründen.

2.

Nun, was wollen wir denn in der Kürze Jenen noch sagen? Sollen wir ihnen vorwerfen, sie hätten noch nichts erfahren an sich selbst von den heiligenden Kräften des Christenthums, weil sie ihren Zusammenhang mit dem Glauben an den erhöhten Heiland nicht erkennen? Nein, wir glauben, sie haben etwas davon erfahren, vielleicht mehr als wir selbst; sie sehen zum großen Theil nicht so aus, als wenn sie draußen ständen. Ja, sie haben es erfahren; und eben deßhalb könnte man glauben, es sei gleichgültig, ob, wer an ihn glaubt, von ihm eine hohe oder geringe Vorstellung habe, es sei nur die praktische Wirkung des Christenthums von Bedeutung, man möge glauben oder nicht. Allein das ist gerade das Eigenthümliche der praktischen Wirkung des Christenthums, daß sie auf keinem andern Boden gewachsen ist als auf dem des Glaubens an Christum; und auf einem andern Boden hätte das alles nicht wachsen können, auch nicht auf dem Glauben an einen solchen Christus, wie er heute so oft geglaubt wird in seiner Unbestimmtheit und Leerheit. Oft tritt uns nun diese praktische Wirkung losgelöst von diesem Bande entgegen; und da meinen wir, sie sei unabhängig davon. Das aber ist ein Wahn; es sind Nachwirkungen jenes Glaubens, welche auch Jenen zu gute kommen. Wäre es nun ein unschuldiger Wahn, dann möchten wir noch getrost dabei sein; aber es ist ein verderblicher Wahn. Fragt euch doch, was wird daraus werden in der Welt, wenn dieser Zusammenhang nach und nach ganz aufgelöst ist? Es gedeiht ja das Gewächs nur, so lange es mit seiner Wurzel Zusammenhang hat; von der Wurzel gelöst mag es noch eine Weile leben, aber es verdorrt nach und nach. Wahrlich, wir haben diese Wahrheit verständlich genug in der Geschichte früherer Zeiten gehört. Aber auch bei uns ist es nicht anders möglich, als daß, wenn wir die Wurzel nicht in uns selbst tragen, die heiligende Kraft je länger desto mehr nachlasse. Wir klagen selbst so oft über mangelhafte praktische Wirkung des Christenthums; diese liegt eben im Mangel an lebendigem Glauben an den erhöhten Christus; hier ist eine Hauptursache aller der Halbheit. O wollte Gott, es wäre anders, dann hätten wir ein erfolgreiches Christenthum! Ringen wir danach, den vollen Glauben an den erhöhten Christus wieder zu gewinnen, an den Christus, den die Schrift uns zeigt, der die Welt neu gestaltet, an dem nun und nimmer etwas geändert werden kann, weder durch menschliche Weisheit noch durch menschliche Thorheit, der derselbe ist gestern, heute und in Ewigkeit! Amen.

Lied 160, 9: O Geist, regiere meinen Geist.

# X.

# Freundschaft mit Jesu.*)

Lied 470, 1. 2: Wie wohl ist mir, o Freund der Seele.

## Text: Joh. 15, 14—16.

Ihr seid meine Freunde, so ihr thut, was ich euch gebiete. Ich sage hinfort nicht, daß ihr Knechte seid; denn ein Knecht weiß nicht, was sein Herr thut. Euch aber habe ich gesagt, daß ihr Freunde seid; denn alles, was ich habe von meinem Vater gehört, habe ich euch kund gethan. Ihr habt mich nicht erwählet, sondern ich habe euch erwählet, und gesetzt, daß ihr hingehet und Frucht bringet, und eure Frucht bleibe; auf daß, so ihr den Vater bittet in meinem Namen, er es euch gebe.

Welches ist denn der entscheidende Punkt, an dem es sich bei dem Menschen eigentlich herausstellen muß, ob er ein Christ sei? Das ist eine sehr natürliche Frage, und auch eine sehr nöthige, wenn wir sehen, wie so Viele dahin gehen, ohne sie jemals an sich zu richten. Also, welches ist dieser Punkt? Er kann zuvörderst nirgends anderswo liegen, wenn Christenthum nicht ein leerer Name sein soll, als in dem persönlichen Verhältniß des Menschen zu Christo; ein solches Verhältniß muß da sein, wenn es einen Christen geben soll. Und dies Verhältniß muß auch die naturgemäße Beschaffenheit haben, wenn der Christ ein wahrer, wirklicher Christ sein soll. Wie aber soll es denn naturgemäß beschaffen sein? Wir wissen Alle, es wird unter gar mancherlei Gesichtspunkten aufgefaßt und verschieden bezeichnet. Man sagt, der Christ solle Verehrer Christi, er solle sein Diener und Nachfolger, sein Jünger sein. Das sind alles ganz richtige Bezeichnungen; aber der Herr selbst in unserm Texte fügt noch eine andere Bezeichnung hinzu, und zwar eine, die die allertreffendste sein muß; er nennt den Christen seinen Freund, das Christenthum selber die Freundschaft mit ihm. Das ist gewiß eine Alle ansprechende Ansicht vom Christenthum; und auf diese Bedingung hin werden im Grunde wohl Alle sich gern entschließen, Christen zu sein. Aber freilich, es kommt zuerst darauf an, daß wir diese Ansicht recht verstehen und, was damit auf's engste zusammenhängt, sie zu gebrauchen wissen: und das ist nicht bei Allen der Fall, denen diese Rede geläufig ist. Viele meinen, das Wort Freundschaftsverhältniß in diesem Zusammenhang sei nur eine weitschichtige Redensart, mit der man es nicht so strenge neh-

*) Gehalten am ersten Sonntag nach Trinitatis, den 13. Juni 1852.

men könne; Andere nehmen es eigentlich, aber sie mißbrauchen diese Rede zu einem ganz verkehrten Verhältniß; sie machen daraus eine Sache des eitlen, leeren Genusses. Aber hiemit ist ihnen noch nicht geholfen. Ach nein, die Sache ist weit ernster, als alle diese meinen; und ihr habt wohl eben selbst gemerkt, wie der Herr in unserm Texte die Sache sehr ernst betrachtet. Darum lasset jetzt auf diesen ganzen Ernst der Sache unser Gemüth gerichtet sein, wenn wir es unternehmen, vor ihm miteinander zu reden von der Freundschaft mit Jesu. Wir beschränken uns auf dasjenige, was unser Text uns ausdrücklich vorhält, zwei Punkte wollen wir versuchen uns deutlich und verständlich zu machen; zuerst wie diese Freundschaft eine wirkliche, eigentliche Freundschaft, und sodann, wie sie dabei eine heilige Freundschaft ist; denn das sind die beiden Hauptpunkte, die das Wort des Herrn sogleich beim Beginn des Textes ausdrücklich nebeneinander stellt: „Ihr seid meine Freunde, so ihr thut, was ich euch gebiete."

1.

Es ist natürlich, daß wir auf den Gedanken kommen, eine solche Rede von einem Freundschaftsverhältnisse mit Christo sei nicht eigentlich zu verstehen; denn wir Alle fühlen wohl, es ist etwas überschwänglich Großes, und an das Große zu glauben wird uns überhaupt schwer. Indessen, wenn wir uns das Wort des Textes, in der Stunde gesprochen, wo der Herr es sprach, vergegenwärtigen, sollen wir da glauben, es sei nur so hingeworfen, nur ein schönes Spiel der Rede? Der Herr hat es zu den Jüngern am letzten Abend vor seinem Leiden gesprochen, als er von ihnen schied, ihm das Herz schwer war und er wußte, daß auch ihnen das Herz schwer war, und er ihnen einen bleibenden, durchgreifenden Trost mitgeben wollte, der sie nicht blos auf wenige Augenblicke beruhigen sollte. Da sagte er ihnen: Euch habe ich gesagt, daß ihr meine Freunde seid, euer Verhältniß zu mir ist und bleibt ein Freundschaftsverhältniß. Und wir können ja zur Bestätigung die Thatsache hinzufügen, daß er sich ihnen gegenüber ganz als ein Freund verhalten hat: „Denn alles, sagt er, was ich habe von meinem Vater gehört, habe ich euch kund gethan," so wie man es in das Herz des liebsten Freundes ausschüttet. Damals dachten sie gewiß nicht, es seien bloße Redensarten; sie haben das von Anfang an gefühlt und, je länger sie mit ihm wandelten, desto mehr empfanden sie auch, daß sie seine Freunde seien; und so ist es bei ihnen geblieben bis auf den letz-

ten Athemzug, und so haben sie nachher es erfahren, und wenn sie jetzt unter uns träten, würden sie mit himmlischer Gewalt verkündigen, daß Jesus ihr Freund sei, sie sich seiner Freundschaft rühmen konnten, vom ersten Augenblicke an bis in Ewigkeit.

Aber es handelt sich um uns; und da ist eben die Frage, ob auch zwischen uns und Jesus ein Freundschaftsverhältniß möglich ist. Allerdings; feierlich und zuversichtlich sprechen wir es aus: es ist möglich! Lasset uns denn hören, warum es nicht möglich sein sollte. Man sagt: Die Freundschaft hat zu ihrer Voraussetzung die Gegenwart und Nähe Derer, mit denen man Freundschaft schließen soll. Die Jünger freilich konnten Freundschaft mit ihm anknüpfen; aber jetzt ist er hingegangen zu dem himmlischen Vater, geschieden von uns, so wie auf Erden nie zwei Menschen geschieden werden können. O thörichte Rede! Habt ihr das Wort vergessen: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende;“ *) „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen.“ **) Er wäre von uns geschieden? Nein, das hat er selber nie gesagt, daß er von uns scheide; er ist hingegangen zum himmlischen Vater, aber er hat uns sich selbst zurückgelassen in seinem Worte, nämlich sein eigenes Bild, das zu uns spricht, sein sprechendes Lebensbild, das, je mehr wir ihm in die Augen schauen, in uns auflebt und zu uns Worte spricht, von denen wir wohl merken: blos aus *seinem* Munde können sie kommen. Das wäre nicht auch eine Gegenwart? Habt ihr nie einen Freund gewonnen durch das, was ihr von ihm laset? O, auch auf solche Weise gibt es wahre, innige Freundschaften. Aber der Herr hat sich auch in anderer Weise uns zurückgelassen. Er hat uns den Tröster gelassen, seinen Stellvertreter, durch den er bei uns ist alle Tage bis an der Welt Ende; hiedurch besiegelt er uns das Gelöbniß seiner Freundschaft, wenn wir sie nur annehmen. Wähnet nicht, wir hätten ihn nicht mehr nahe! Er ist mit dem Geiste unserm Geiste so nahe, wie Keiner es ist, der noch im Geiste wandelt. Auch bei Menschen ist es ja eine alte Erfahrung, daß sie durch die räumliche Trennung nicht getrennt werden, sondern im Geiste die Gemeinschaft fortsetzen können; das wird doch keine leere Redensart sein! Nun, hier ist ein Geist, der ganz anders ist, hier ist der ewige Geist des Vaters selber, hier ist der heilige Geist Gottes.

Aber die Zweifel sind noch nicht gelöst. Denn, wenn es nun ein solches Verhältniß geben kann, auch jetzt noch, nachdem er unsichtbar geworden, ist

*) Matth. 28, 20. **) Matth. 18, 20.

denn dieses Verhältniß gerade ein Freundschaftsverhältniß? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir zuerst wissen, was das Unterscheidende eines Freundschaftsverhältnisses ist. Nun, es ist die eigenthümliche Zusammengehörigkeit der Eigenthümlichkeiten mehrerer Menschen, so daß zwischen ihnen eine besondere Liebe stattfindet, sie durch das miteinander verbunden werden, was Jeder als sein ihn besonders Auszeichnendes erkennt, daß die Eigenthümlichkeiten zu einander passen, sie auf eigenthümliche Weise sich leicht verstehen, leicht zusammenwirken. Das ist, nach unserer Aller Erfahrung — denn wir haben ja hier Alle Erfahrung — das Wesen der Freundschaft; nun lasset uns sehen, ob es hier zutrifft! Ach gewiß! Wenn es irgendwo eine Zusammengehörigkeit der Eigenthümlichkeiten gibt, so hier. Fühlt denn Christus sich hingezogen zu uns? Das, denke ich, hat er durch die That bewiesen, durch die er nicht blos für uns Alle insgesammt in den Tod gegangen ist, sondern auch jedem Einzelnen nachgeht, jeden Einzelnen sucht; nach jedem Einzelnen in seiner Eigenthümlichkeit richtet sich sein Verlangen, ihn als das verlorene Schaf auf seine Schultern zu nehmen. Nun, zieht diese Eigenthümlichkeit Jesu uns nicht etwa auch zu ihm? Ich weiß wohl, es gibt Viele, die davon nichts wissen; aber wenn sie nur in sich gehen und sich besinnen wollten, sie müßten doch anders denken. O, gehe doch in die Stille deines Herzens, frage dich: bedarf ich eines Freundes? und siehe dir den Freund an, der sich dir darbietet, ob er nicht gerade für deine Eigenthümlichkeit gemacht ist, so daß du sagen mußt: Ach einen anderen kann ich nicht im vollen Sinne des Wortes haben; er ist es, nach dem ich mich gesehnt, den ich zum Vertrauten haben kann, er allein ist es, den ich als den Freund meiner Seele so lange gesucht.

In diesem eigenthümlichen Verhältnisse liegt es schon, daß das eigentliche Kennzeichen der Freundschaft die gegenseitige unbedingte Hingebung, Vertraulichkeit und Herzlichkeit ist; und auch nach dieser Seite hin werden wir des Herrn Verhältniß zu uns zu prüfen haben. Aber auch hier kann es nicht bezweifelt werden, daß er uns eine solche unbedingte Vertraulichkeit widmet. So höre doch, was er in unserm Texte sagt: „Euch aber habe ich meine Freunde genannt, denn Alles, was ich habe von meinem Vater gehört, habe ich euch kund gethan". O hört, welch unbedingtes und rückhaltslos sich mittheilendes Vertrauen der Herr zu uns getragen hat und trägt! Und was sind das für Dinge, die er uns mittheilt! Das, was er von oben vom himmlischen Vater hörte, das waren die Kleinodien, die er ihnen freigebig spendete. Es waren die Geheimnisse seines Herzens, die er

verwahrt und geschützt gegen jede Entweihung; aber den Seinigen sie mitzutheilen fürchtete er sich nicht, er fürchtete nicht, wenn er sie den Jüngern mittheilen würde, sie dann zu entweihen. Was sagte er von der erbarmenden Liebe, der heiligen, überschwänglichen, seligen Bestimmung, die dem Sünder angewiesen sei! Und was er damals den ersten Jüngern gesagt, das sagt er jetzt allen Denen, die seine Freunde sein wollen. Da ist aber noch eine ganz andere Vertraulichkeit, wenn er das alles jetzt noch wiederholt und es uns ins Ohr redet unter vier Augen, ja tief ins Herz hinein sagt: „Dich, mein Bruder, hat mein himmlischer Vater von Ewigkeit geliebt, dir alle Sünden vergeben, dich berufen, Erbe zu sein seines Reichs, seiner Seligkeit und des ewigen Lebens." Und wenn er das jedem Einzelnen sagt, dann ist es wohl rückhaltslose Vertraulichkeit, die zwischen ihm und uns besteht. Dem Sünder vertraut der Herr Jesus das heilige, zarte, so leicht zu mißbrauchende Geheimniß seines Herzens an: was muß er doch für ein Vertrauen zu ihm haben!

Nun, wenn wir so das Ohr diesem Freunde geöffnet haben, ich denke, wir halten uns dann auch nicht zurück, geben uns ihm so hin, daß wir ihm nichts verheimlichen können, ja es ganz unmöglich ist, diesem Jesus etwas zu verheimlichen. Was wir keinem Menschen sagen könnten, ja in vielen Fällen nicht sagen dürften und dem allwissenden heiligen Gott nicht zu sagen wagen: das sagen wir Jesu ohne allen Rückhalt, alle unsere Schmerzen, Freuden, Sorgen, Wünsche, Bitten; und es kommt uns kein Gedanke der Aengstlichkeit; hier ist Vertraulichkeit, und das süßeste, vertrauteste Wechselgespräch findet hier statt. Ja, innige Freundschaft und nichts weniger ist das Verhältniß zwischen uns und Christo, wie es, wenn es überhaupt zu seiner vollen Wirksamkeit kommt, sich gestalten muß.

Aber nun tauchen wieder neue Bedenklichkeiten auf. Freundschaft, sagt man, ist wohl überhaupt möglich für den Menschen mit Jesus; aber auch für jeden Einzelnen? auch für mich? O, du sagst dies nach dem alten Sprichwort, daß viele Freunde der Freundschaft Tod sind. Freilich, wundern mag es uns, daß er Aller Freund und doch zugleich eines jeden Einzelnen Freund sein kann; aber er kann es, das ist das durchaus Einzige, Eigenthümliche Christi, daß er und er allein geeignet ist, Allen ein wahrer, wirklicher Freund zu sein. Ja, er ist auch der Freund, der bei jeder menschlichen Freundschaft der Dritte im Bunde sein muß, damit sie wahre Freundschaft sei und volle Seligkeit bringe. Oft genug freilich hat man aus diesem Verhältniß eine eitle, süßliche, leere Träumerei, Liebelei,

Schwärmerei gemacht, und dadurch ist es auch oft in Mißcredit gekommen. Aber es ist eine wirkliche Freundschaft.

2.

Der Herr macht darauf aufmerksam, und ich habe es schon gesagt: es ist die Freundschaft Jesu eine heilige. „Ihr seid meine Freunde, so ihr thut, was ich euch gebiete", das ist die Bedingung der Freundschaft Jesu, und darin liegt schon, daß sie eine heilige ist. Sie ist eine heilige, insofern sie einmal eine demüthige, ehrfurchtsvolle, und dann eine unermüdlich thätige ist. — Er hat eben noch gesprochen: „Ihr seid meine Freunde", und gleich darauf heißt es, daß er Herr sei, und dann, daß nicht sie ihn erwählt haben, sondern er sie. Es ist hiebei eine Ungleichheit, die auch bei menschlicher Freundschaft sein kann, ohne das Verhältniß zu stören. So besteht ja in dem Freundschaftsverhältniß zwischen Vater und Sohn eine Ungleichheit; der Sohn sieht zum Vater hinauf und richtet sich nach ihm. Auch zwischen Lehrer und Jünger: der Jünger blickt ehrfurchtsvoll hinauf zum Meister. So auch hier; und auch hier ist es, wie bei den Menschen, für den einen Theil wenigstens die am allermeisten bildende und fördernde Freundschaft. Nach wie vor bleibt der Herr als Freund unser Herr und wir seine Jünger, und wir haben bei aller Vertraulichkeit die Ehrfurcht festzuhalten. Auch rührt ja nicht die Freundschaft von unserer Seite her, er hat sie zuerst angefangen. Er kann ja auch erst dann unser Freund sein, wenn wir ihn, den schlechthin heiligen, lieben können. Dazu muß er uns nach und nach erziehen, indem er uns bildet, heiligt, reinigt; und das kann nur geschehen, wenn er uns zu gebieten hat, und wir nicht vergessen, daß wir zu gehorchen, zu folgen haben. Ach da kommt es so oft vor, daß wir vergessen, daß er der Herr bleibt. Es gibt ja oft eine falsche, oder, wie ich lieber sagen möchte, gemeine Vertraulichkeit, eine Vertraulichkeit, die verlernt hat, zum Herrn hinauf zu schauen in Ehrfurcht. Das ist aber nicht die Vertraulichkeit, von der hier die Rede ist und nur sein kann. O, es ist empörend, wenn wir meinen, diese Vertraulichkeit bestehe darin, daß wir ihn zu uns herabziehen, daß wir die majestätischen, heiligen, großartigen Züge seines Angesichts verdrehen nach unserm menschlichen Geschmack, aus ihm eine menschliche Puppe nach menschlichem Sinne machen. O, Jeder mag hier auf seiner Hut sein; denn es ist gar zu bequem, einen solchen Jesus zu haben, der uns nur gleich ist und nicht über uns steht, so daß wir ihn nach unsern Herzen modeln und nicht

uns nach ihm. Lasset uns nimmer vergessen, die Freundschaft mit Jesus ist eine demüthig ehrfurchtsvolle. Und darum ist sie auch eine dienende, unermüdlich dienende. Das schärft er eben den Jüngern ein mit den Worten: „Ihr seid meine Freunde, wenn ihr thut, was ich euch gebiete." Und er fährt fort: „Ich nenne euch hinfort nicht mehr Knechte, denn ein Knecht weiß nicht, was sein Herr thut. Das habe ich euch gesagt, daß ihr Freunde seid. Knechte seid ihr nicht, das hat aufgehört, nicht mehr willenlose, unbewußte, unselbständige Werkzeuge in meiner Hand. Wir wissen jetzt von einander, was wir wollen; aber Diener seid ihr geblieben und werdet es bleiben, Gottlob, in alle Ewigkeit." — Hierauf erinnert er, um diesen Gedanken ins volle Licht zu stellen, sie daran, daß die Wahl von ihm ausgegangen sei: „Nicht ihr habt mich, sondern ich habe euch erwählt, aus dem Gesichtspunkte meines Zweckes. Ich habe euch gesetzt, daß ihr hingehet und Frucht bringet und eure Frucht bleibe, meine Absichten zu fördern, d. h. Gottes Absichten, die Absichten der ewigen Liebe. Auf meine Freundschaft hin tretet ihr in meinen Dienst, mit der ganzen Hingebung, wie sie nur dem Freunde erzeigt wird. Nicht als ob dieses Verhältniß eine Beschränkung mit sich brächte, vielmehr muß es gerade, weil es ein Dienst innerhalb der wahren Freundschaft ist, eine unbeschränkte, grenzenlose Hingebung sein. Und es muß eine Frucht bringen, die da bleibt, nicht blos vorübergeht, sondern in die Ewigkeit hinübergeht. Ihr sollt so in meinem Namen wirken, daß Gott euch als meine Stellvertreter ansehen kann." Das ist also der eigentliche Kern dieser Worte, daß wir ihm dienen sollen, in unbedingtem Gehorsam seinen heiligen Willen thun, vor allem an uns selbst; unter sauerm Schweiß, unter täglicher Arbeit, aber auch unter täglichem Genusse sollen wir die Freundschaft durchleben, die er uns geschenkt hat. Und es ist ja auch bei menschlichen Freundschaften nicht anders; sie sind wahrhaft würdig und inhaltsvoll erst dann, wenn sie einem edlen Zwecke gelten. Und so muß es auch bei der Freundschaft mit Christo sein; und gestehen wir nur ein, daß das nicht die rechte Freundschaft ist, die dieses vergißt. Unser Herz vergißt es freilich sehr leicht; der Freund ist so schön, so süß, und da meinen wir, das Freundesverhältniß habe eben in dem Genusse seinen Hauptzweck. In der Arbeit mußt du erst lernen den reinen Geschmack für die Süßigkeit der Freundschaft zu gewinnen. Aber das ist nicht die Art, wie Die sich stellen, die so häufig nur zu der Sache eines leeren, eitlen Genusses dieses Freundschaftsverhältniß herabwürdigen. O, so können wir die Sache nicht ansehen, wenn wir uns nur recht darüber

besinnen. Hinweg mit allem, was hier der Selbstsucht dient! Nein, das ist die wahre Freundschaft, daß wir uns selbst vergessen, ihm dienen, und sagen: er allein soll wachsen! Das ist die heiligste, es ist auch die süßeste Freundschaft.

Nun, sehet da, was wir in wenigen dunkeln Zügen in die Seele gemalt, in der Hoffnung, er selbst werde es ergänzen. Er bietet seine Freundschaft Allen ohne Ausnahme dar, auch Denen immer wieder von neuem, die sie längst und oft verschmäht, auch Denen, die sie wohl ergriffen und angenommen, aber bekennen müssen, daß sie noch sehr zurück, noch Schüler sind in dieser Hinsicht. Er bietet sie uns dar, wollen wir sie verschmähen? Amen.

Lied 470, 6: Wie ist mir dann, o Freund der Seelen.

---

## XI.

# Von dem Glauben, welchem der Herr sich nicht vertraut.

**Erste Predigt.** *)

Lied 462, 1—4: Ich will dich lieben, meine Stärke.

### Text: Joh. 2, 23—25.

Als er aber zu Jerusalem war in den Ostern auf dem Fest, glaubten Viele an seinen Namen, da sie die Zeichen sahen, die er that. Aber Jesus vertraute sich ihnen nicht; denn er kannte sie Alle, und bedurfte nicht, daß Jemand Zeugniß gäbe von einem Menschen; denn er wußte wohl, was im Menschen war.

Auf den eben verlesenen Text, andächtige Freunde in Christo, bin ich durch denjenigen geführt worden, von dem ich das letzte Mal geredet habe. Es ist offenbar zwischen diesen beiden ein sehr nahes Verhältniß, aber freilich auch ein sehr ernstes. Neulich haben wir gehört, wie der Herr zu seinen Jüngern gesagt: „Ihr seid meine Freunde, denn alles, was ich von meinem Vater gehört habe, habe ich euch kund gethan;" wir haben ge-

*) Gehalten am 3. Sonntag n. Trinit., den 27. Juni 1852.

sehen, wie er den Jüngern ganz und gar sich vertraut und eröffnet bis in den innersten Grund seiner Seele; und heute lesen wir, es hätten zu Jerusalem Viele an Jesu Namen geglaubt um der Wunder willen, die sie sahen, und doch habe er ihnen sich nicht vertraut. Das ist also hier zu lesen, daß Jesus sich einer Seele nicht vertraut, die doch an ihn und seinen Namen glaubt! Er, der ja alles Gewicht auf den Glauben legt, der den Glauben überall angenommen, auch in der allertiefsten, gefallensten Seele noch den verborgenen Glauben hervorfindet und sicher herausgräbt aus dem Schutte: er kann sich einem nicht vertrauen, der an seinen Namen glaubt! Wie sich die Sache auch verhalten mag, es ist jedenfalls sehr ernsthaft; denn es steht hier unzweifelhaft geschrieben, daß es einen Glauben an Christum gibt, dem er sich nicht vertraut, dem nichts von der Seligkeit, dem Heil zu Theil wird, welches dem wahren Glauben verheißen ist. Und da muß uns der Gedanke entstehen, es möchte gut sein, unsern eigenen Glauben zu untersuchen, ob er auch zu dieser beklagenswerthen Art gehört, und zu fragen, auf welche Weise wir dieses erkennen können. Lasset uns dies jetzt mit einander untersuchen, lasset uns reden von dem Glauben an Christus, dem der Herr sich nicht vertraut, und zwar in der Art, daß wir zuerst denjenigen Glauben kennen lernen, welchem Jesus sich nicht vertraut, und dann die Frage beantworten: warum vertraut sich Jesus diesem Glauben nicht?

O Herr, vertraue Du Dich uns in dieser Stunde, daß wir den Sinn Deines heiligen Wortes verstehen und Dich anbeten in einem Glauben, welchem Du Vertrauen schenkst!

Welches sind doch die Gläubigen, denen der Herr sich nicht vertraut? Um auf diese Frage die Antwort zu finden, müssen wir natürlich zuerst zusehen, was überhaupt mit dem Ausdruck gesagt ist: „Jesus vertraute sich ihnen nicht." Was damit gemeint ist, kann unzweifelhaft sein, wenn anders wir den Ausdruck so nehmen, wie ihn unser Text uns darbietet. Hier findet er sich in einem bestimmten Gegensatze zu andern Gläubigen, welche der Herr als wirkliche Gläubige annahm, vor allem zu seinen Jüngern. Achten wir nur darauf, wie Jesus sich zu den Andern verhält, so werden wir bald bemerken, wie er ihnen je länger desto mehr die von ihnen gesuchten und für sie nöthigen Aufschlüsse gibt über seine Person, sein Werk, sich ihnen je länger desto mehr zu verstehen gibt, so daß sie von ihm ein anschauliches Bild und eine klare und deutliche Vorstellung bekommen. Aber das nicht allein, sondern indem er sie über sich und seine Absichten unter-

richtet, zeigt er ihnen je länger desto größer das Erbarmen der heiligen Liebe Gottes, welches er der Welt zu bringen gekommen ist. Ja, er erweckt in ihnen nicht nur immer mehr die Sehnsucht nach dem Heil, er gibt es ihnen auch zu schmecken, spricht ihnen Vergebung der Sünde zu; und nicht bloß ins Ohr, auch ins Herz hinein, und ihr Herz wallt von einem Entzücken, wie es nicht von dieser Welt ist. Da hat er sich ihnen auch in manchen Augenblicken besonders vertraut; aber es sind nicht bloß solche Augenblicke, nein, er knüpft überhaupt mit ihnen ein Verhältniß persönlichen Umgangs und persönlicher Freundschaft an, er lebt mit ihnen. Aber er läßt sie nicht bloß an seinen müßigen Stunden, sondern nicht minder an seiner Arbeit theilnehmen, in seinen Dienst eingeweiht werden; ja er sendet sie im kleinen schon vor sich her und läßt sie einen Anfang machen ihrer Arbeit in seinem Dienste. Und nun hat er sich ihnen vollkommen vertraut; denn wenn wir einen Andern zum Genossen unserer Zwecke machen und zum Hülfsarbeiter für die Thätigkeit, der wir leben und sterben, so geben wir ihm einen Beweis des höchsten Vertrauens.

Das wäre denn also, was es damals besagen sollte, wenn es von den Jüngern hieß: „Jesus vertraut sich ihnen.“ Aber jetzt kann doch dieser Ausdruck diesen Sinn nicht mehr haben, nachdem sich das Verhältniß geändert hat? Nein, die Sache ist dieselbe geblieben, das alles wiederholt sich immer, und ihr werdet keinen passendern Ausdruck für das bis jetzt Gesagte finden, als: „Jesus vertraut sich ihnen.“ Es ist freilich nicht Jedermanns Sache, daß er eine klare, bezeichnende Vorstellung von Christi Person hat, und noch weniger ein lebendiges Bild von ihm in seiner Seele: den Allermeisten ist der Gedanke an ihn ein dunkles Bild, nicht etwa so ein lebendiges, klares Bild, wie bei dem Namen einer geschichtlichen Person, deren Leben sie kennen gelernt; vor ihm haben sie Ehrfurcht, aber zeichnen können sie ihn nicht. Allein es gibt noch Andere, für deren inneres Auge er wenigstens eine Gestalt gewonnen hat, und zwar eine klare, feste, lebendige, zum Leben sprechende, so daß das Bild leibt und lebt, und sie nicht anders sagen können, als: Ja, ich sehe im Geiste ihn, nicht anders, als Jemand ihn leiblich hat sehen können. Und wenn wir fragen, woher sie dieses wissen? werden sie etwa sagen: Wir haben es ausgeklügelt, daß wir uns ihn so und nicht anders vorstellen? Sie werden sagen: Wir können nur urtheilen, wie die Apostel: Der himmlische Vater hat uns seinen Sohn geoffenbart, und wie es von dem Apostel Petrus heißt: Nicht Fleisch und Blut hat es uns ins Bewußtsein gerufen, sondern sein Vater hat es uns

geoffenbaret.*) Und wahrlich, was der Vater thut, das thut er durch den Sohn; der Herr selber ist es gewesen, der durch seine wunderbare Führung und Erleuchtung sich mir gezeigt. Er hat ja den Jüngern gesagt: „Wer mich liebet, der wird von meinem Vater geliebet werden, und ich werde ihn lieben und mich ihm offenbaren".**) Ja der Herr hat sich mir offenbaret zu vertraulicher Stunde, und jetzt erlöscht sein Bild nicht mehr in mir. — Auch Solche werden wir genug finden, die sagen: Ach ich habe etwas geschmeckt von den Kräften der zukünftigen Welt; ich weiß jetzt nicht bloß, was das Heil ist, ich habe es geschmeckt, ich weiß, daß es **mein** Heil ist, daß es sich wie ein Balsamduft über meine Seele ausgießt, mich als Himmelsbürger leben läßt. Mir ist es angethan worden, ich habe es nicht selber gemacht. Wie oft möchte ich mir doch in trüben Stunden diese Erfahrung selbst geben! Wer sie mir aber gibt und stets von neuem gibt, ich weiß, es ist Christus, er vertraut sich mir und wird sich mir immer mehr vertrauen, mich einst in vollen Zügen schmecken lassen, was er mir jetzt nur zu kosten gibt. — Freilich, Viele findet ihr, die so leben, als ob der Herr Jesus unendlich fern wäre. Aber Viele gibt es auch, die unter den Augen Jesu mit ihm leben, in täglichem Umgang, täglichem Verkehr des Gebetes, der Andacht, oder wie sie es sonst nennen mögen, denen er als treuer Freund der Seele zur Seite geht auf allen Wegen, so daß sie ihn fragen und er antwortet. Da haben wir wieder den freundlichen Verkehr, wie er stattfand, als der Herr auf Erden wandelte. Und es gibt noch immer Solche, die als die eigentlichen Geschäftsführer des Herrn dastehen, durch deren Hand sichtbar die heiligen Geschäfte der Weltregierung gehen, sofern sie sich auf das Heil der Seele beziehen. Wir sehen Solche, die der Herr in seinen Dienst gezogen und an seiner Thätigkeit auf das ausdrücklichste betheiligt hat. Alle **müssen** ihm dienen; aber es gibt auch Solche, die es **wollen**, es thun aus freier Seele. Wenige, die es thun, haben eine Ahnung davon; hier aber sind Solche, die es wollen und ein Bewußtsein davon haben, daß sie seine Werkzeuge sind; und Denen hat er sich vertraut. Ja, er vertraut sich uns noch immer. Du sagst, du habest derartiges nicht erfahren. Es mag sein, aber Andere haben es erfahren, glaube es diesen Andern. Du hast noch vieles nicht erfahren, was unter der Sonne geschieht; wundere dich nicht, wenn es in Dingen so

*) Vgl. Matth. 16, 17.
**) Joh. 14, 21.

geht, die über deinen Gesichtskreis hinausgehen. So wird es auch hier das einzig Rechte sein, daß du anerkennst, es gibt ein solches Vertrauen Jesu, wenn nicht für dich, doch für Andere.

Wenn wir also den Sinn des Ausdrucks „Jesus vertraut sich einem" und „Jesus vertraut sich einem nicht" wissen; was sind es denn für Gläubige, denen er sich nicht vertraut? — Der Text spricht von Solchen, die zu Jerusalem, während Jesus dort auf dem ersten Osterfeste war, seine Zeichen sahen und darum glaubten an seinen Namen. Wie? sie glaubten doch an seinen Namen, daß er wirklich der sei, für den er sich ausgab, also ein göttlicher Prophet, vielleicht der Messias; und wenn er es von sich aussprechen würde, waren sie bereit, auch dieses letztere zu glauben; und wer erinnerte sich nicht des Wortes, daß Gott Dem, der an den Namen Jesu glaubt, Kraft gibt, Kind Gottes zu werden:*) und doch ist davon hier nichts zu sehen, er vertraut sich ihnen nicht! Sie glaubten doch auch! was war es denn, was diesen Glauben von dem andern so unterscheidet, daß er sich ihnen nicht vertraute? „Da sie die Zeichen sahen, die er that, glaubten sie," das ist doch Thatsache; und gewiß, den Jüngern ging es auch so, die Menschen sollten ja durch diese Zeichen aufmerksam werden auf ihn und inne werden, daß hier etwas Uebernatürliches, Himmlisches sei. Es liegt gewiß darin nicht der Fehler, daß sie an die Zeichen glaubten: wer solche Zeichen thut, der kann kein gewöhnlicher Mensch sein. Ja sie haben sich sogar hinweggesetzt über jenes Wort, welches er sagte: „Brechet diesen Tempel, und am dritten Tage will ich ihn aufrichten."**) Den Jüngern mag das sauer genug geworden sein. Aber, wie es scheint, liegt eben darin der Fehler, daß es ihnen nicht sauer wurde. Sie dachten: nun, das wird er selber verantworten. Das Glauben kann ihnen nicht zum Tadel gereichen, aber daß das, was der Anfang sein soll, bei ihnen das Ende war. Die Jünger gehen ihm nach, stellen sich unter seinen Einfluß, lassen sich von ihm züchtigen, mit einem Wort, sie schließen sich in echtem Glauben an ihn an. Das thun diese aber durchaus nicht; sondern sie denken ungefähr so: Es ist eine klare Sache für jeden Verständigen, daß dieser Jesus von Gott gesandt ist; aber was folgt daraus für uns? Daß wir ihn sein Werk vollbringen lassen; ist er der Messias, so ist es seine Sache,

---

*) Joh. 1, 12.
**) Joh. 2, 19.

es zu vollbringen. Wir haben nichts damit zu thun, nicht etwa ihm nachzugehen. Wenn das messianische Reich angebrochen ist, wohlan, man wird uns davon Kunde geben; und wir werden hinausgehen ihm nach. Bis dahin lasset uns essen und trinken und fröhlich sein; das Andere ist nicht unsere Sache.

So kommt man freilich nicht dazu, daß Jesus sich einem vertraut. Aber woran lag es denn, daß sie eine so wunderliche Stellung einnahmen? Daran, daß der Glaube in ihnen nicht wirklich Leben hatte. Ja, wenn sie nun auch Anstalt gemacht hätten, den Glauben Leben gewinnen zu lassen, gedacht hätten: Ach, welch ein Mensch! wie schön muß es sein, mit dem Mann umzugehen, von ihm sich züchtigen, leiten, lehren zu lassen! und wenn sie weiter gedacht hätten: Ihm gegenüber müssen wir uns schämen, nun gehen mir die Augen auf, wie tief ich herabgesunken bin; seht da, so sollte ich aussehen! — Ja, wenn ihr Herz geschmolzen wäre vor Scham und Reue gegenüber dieser heiligen Erscheinung, wenn sie ein solches Bedürfniß gehabt hätten, daß er sie lieben sollte: dann wären sie hingegangen mit dem Bedürfniß der Liebe, wären mit unzerreißbarem Bande an ihn geknüpft worden, und er hätte sich ihnen vertraut. Aber so ist es nicht, es ist ein reiner Schluß des Verstandes bei ihnen, und dabei bleibt es. Das, was sie sicher mit dem Verstande schließen, ist nicht ein Evangelium, nicht eine frohe Botschaft; es ist vielmehr eine einfache geschichtliche Thatsache, eine Nachricht, wie irgend eine andere, die sie kalt, regungslos läßt. Und dieser Erscheinung gegenüber so kalt und regungslos bleiben, ihr gegenüber nicht das Bedürfniß einer solchen Liebe, einer Vergebung der Sünden von dieser Liebe, und einer Umgestaltung durch das Bild dieser heiligen Liebe empfinden, das ist traurig, das geht nicht natürlich zu, freilich nur allzunatürlich, nach der Art unserer nichtigen alten Natur, aber nicht nach der, die uns zugedacht ist vom Schöpfer.

Ob es nun unter uns auch noch Solche gibt, die auf die beschriebene Weise an ihn glauben, und denen er sich eben deßhalb nicht anvertraut? O ja! ach wollte Gott, es wäre nicht! Auf der einen Seite freilich muß es uns freuen, daß es Solche gibt. Es gibt noch Viele, welche die nüchterne Verstandesüberzeugung haben: Jesus ist etwas Besonderes, etwas Ungewöhnliches, Uebernatürliches! — Das ist die Ueberzeugung sehr Vieler, wenn ich nicht sagen darf, aller Verständigen bei ruhiger, kaltblütiger Ueberlegung, auch Derer oft, die wir gar nicht für Christen zu halten geneigt sind, die nicht an unsern gemeinsamen Andachten theilnehmen. Ja, unter

Denen sogar, welche die Wunder und Zeichen des Herrn leugnen, gibt es doch Viele, welche, wie die Leute in unserm Texte, „um der Zeichen willen glauben.“ Mögen ihnen die einzelnen Zeichen noch so unglaublich vorkommen: ein Zeichen sehen sie, wenn sie nüchtern sind, das Zeichen, daß mit der Erscheinung Christi eine Umwandlung in der Menschheit vor sich gegangen ist; daß seitdem die Menschheit eine segensreiche Veränderung erfahren hat. Dieses Zeichen steht vor Aller Augen klar, und darum glauben sie an ihn. Ja, ich sollte glauben, in unsern Tagen werde die Zahl Derer immer größer, die in diesem Sinne glauben. Von wie Vielen, denen sonst der Glaube fremd ist, hören wir, daß das Christenthum das einzige Heilmittel für die Menschheit sei! Gewiß ist das erfreulich; wenn es nur aus dem rechten Herzen kommt. Aber es fehlt hier wieder an etwas, wie damals; sie bleiben stehen bei dieser Verstandesüberzeugung und gehen nicht weiter; ihr Leben bleibt dasselbe, ihr Herz empfindet nichts; und daß sie nun rein und selig geworden seien um dieses Zeichens willen, kann man, wenn man der Wahrheit die Ehre geben will, nicht sagen. Sie bleiben, wie sie waren, und darum vertraut er sich ihnen nicht, nein, auch ihnen nicht; sie haben sein heiliges Bild nicht in reiner Klarheit und himmlischem Glanz in ihrer Seele stehen. Und wenn sie etwa den kühnen Entschluß fassen, alles zu glauben, frischweg sich über alle Schwierigkeiten hinwegzusetzen, wie jene Leute in unserm Texte, nichts desto weniger offenbart Christus sich ihnen nicht. Auch bei der rechtgläubigsten Vorstellung von ihm sehen sie ihn nicht; nur ein Bild und das ist ein sonderbares Bild. Und wenn wir sie fragen, ob ihre Seele einmal recht warm geworden ist von dem reinen Sonnenstrahle seines Lichts, sie werden verstummen, oder werden uns entgegnen: Kinderei! Hypochondrie! was sind das für Dinge, davon laßt uns stille sein! Und fragen wir: Wie? ihr geht doch kindlich und brüderlich im Gebet mit ihm um; er ist euer täglicher Begleiter? wiederum mit Lächeln wird man antworten, wir sollten doch nicht solche Schwärmerei treiben, uns nicht um etwas, was über unserm Gesichtskreise liege, bekümmern, sondern bei diesem Leben bleiben. Oder fragen wir sie: Habt ihr denn auch Geschäfte des Herrn Jesus in eurer Hand? wißt ihr, daß ihr Jesu Werkführer seid, und thut ihr sein Werk in seinem Namen? wiederum lächeln sie: Ihr wähnt, der Mensch könne Jesu rechte Hand sein, wie wenn es für den Herrn Jesus Bedürfniß wäre, daß er hier Hände, Herzen und Köpfe hätte, die ihm dienten! Auch in unsern Tagen wiederholt sich dieses: es gibt einen Glauben, dem Jesus sich nicht vertraut.

Und warum er sich ihm nicht vertraut, lasset uns die Antwort auf diese Frage für das nächste Mal aussetzen. Fragt euch einmal im stillen Kämmerlein, wenn ihr nicht zu dieser Klasse gehört: Warum vertraut sich mir dieser Jesus? Er wird liebreich antworten, mit heiligem Ernst, aber auch mit gnadenreicher Liebe, die euer Herz, Gott gebe es, ihm gewinnen wird. Amen.

Lied 462, 8: Ich will Dich lieben, meine Krone.

---

## XII.

# Von dem Glauben, welchem der Herr sich nicht vertraut.

### Zweite Predigt.

Lied 465: Sieh' hier bin ich, Ehrenkönig.

### Text: Joh. 2, 23—25.

Als er aber zu Jerusalem war in den Ostern auf das Fest, glaubten Viele an seinen Namen, da sie die Zeichen sahen, die er that. Aber Jesus vertraute sich ihnen nicht; denn er kannte sie Alle und bedurfte nicht, daß Jemand Zeugniß gäbe von einem Menschen; denn er wußte wohl, was im Menschen war.

Es ist derselbe Text, der uns vor kurzem, als ich das letzte Mal von hier aus zu euch sprach, gemeinsam beschäftigte. Beim Hinblick auf diesen Text ergriff uns wohl für den Augenblick ein Staunen darüber, daß es einen Glauben an Jesum geben sollte, dem er sich nicht vertraut; und wir fühlten uns natürlich aufgefordert, nach dem Grunde dieser auffallenden Erscheinung uns umzusehen. Wer sind denn die Gläubigen, war unsere nächste Frage, denen Jesus sich nicht vertraute, ungeachtet sie glaubten? und hierauf haben wir eine Antwort gesucht. Aber wir konnten schon damals nicht dabei stehen bleiben; denn das Bedenken blieb uns, ob Jesus Grund gehabt habe, sich ihnen nicht zu vertrauen, und die Antwort hierauf

*) Gehalten am fünften Sonntag nach Trinitatis, den 11. Juli 1852.

mußten wir auf heute aufschieben. Lasset uns denn diese Frage jetzt zu beantworten suchen.

Aber um uns hierauf eine richtige Antwort zu geben, dürfen wir nicht vergessen, was wir unter dem Ausdruck: Jesus vertraut sich einem, zu verstehen haben, und dann auch nicht die Kennzeichen der Gläubigen, denen er sich nicht vertraut, aus dem Auge verlieren. Ich brauche nur mit wenigen Worten daran zu erinnern, was es heißt, Jesus vertraut sich einem. Dieses geschieht dann, wenn er einem eine klare, richtige Anschauung und Vorstellung gewährt von seiner Person und seinem Werke, wenn er uns die Seligkeit der göttlichen Gnade, die er uns erworben, persönlich zu schmecken gibt, persönlichen Umgang, ein freundschaftliches, herzliches Verhältniß zu ihm gibt, so, daß wir ihm nahe sind alle Zeit, mit ihm verkehren als seine Freunde; wenn er endlich uns in seinen Dienst stellt, von seinen Geschäften uns ein bestimmtes Theil aufträgt, so daß wir wissen, daß er es uns aufgetragen, und unser ganzes Thun und Lassen danach einrichten. Das heißt es. Und wenn wir uns umsehen nach den Gläubigen, von denen es heißt, Jesus vertraute sich ihnen nicht, so zeigt uns der Text Solche, die an seinen Namen glauben um der Zeichen willen, die er that; die aber dabei stehen bleiben, nicht zu ihm kommen, ihn und sein Werk seinem Gange überlassen und aus der Ferne nur zuschauen. Wir haben es also als das eigentlich Bezeichnende dieses Glaubens bemerkt, daß er ganz überwiegend nur Verstandesüberzeugung ist, haben uns dabei Leute vergegenwärtigt, die, wie es deren heute noch gibt, nüchternen, klaren Verstandes bekennen, Jesus Christus sei eine ganz außerordentliche Erscheinung, das Christenthum eine übernatürliche Sache; die aber, wenn sie auch so schließen, hiebei stehen bleiben, sich nicht an ihn selber wenden, seinem Einflusse sich nicht öffnen, kein persönliches Verhältniß mit ihm anknüpfen, sich nicht strafen, leiten, erziehen, heiligen lassen, sondern bleiben, wie sie waren, gleich als wäre diese Ueberzeugung von dem unbedingten Ansehen Christi, von der Uebernatürlichkeit Christi ihnen nie in den Sinn gekommen; weil eben der Glaube bei ihnen nicht Herzensglaube ist.

Wenn wir dieses in unsere Erinnerung zurückgerufen haben, werden wir die Frage, die uns heute beschäftigen soll, in der Kürze so stellen: *Warum Jesus Denen, die bloß mit dem Verstande an ihn glauben, sich nicht vertraut?* und wenn die Antwort darauf zum voraus in der Kürze angegeben werden soll, werden wir so antworten: Ihnen vertraut Jesus sich deßhalb nicht, erstens weil einmal er sie mit untrüglicher

Sicherheit als das kennt, was sie wirklich sind, dann aber, wenn er sie als das kennt, sich ihnen nicht vertrauen kann; und zweitens, weil er sich ihnen dann auch nicht vertrauen darf.

Gebe der Herr, daß uns das klar und deutlich werde in der Seele, damit es auch uns ein Antrieb werde, den Glauben zu suchen und von seiner Gnade zu empfangen, der etwas besseres ist als bloßer Verstandesglaube, der Glaube unseres Herzens ist, Glaube von allen Kräften, ganzer Seele, ganzem Gemüthe!

1.

Es hat zuerst etwas Befremdendes, wenn wir lesen, es hätten Viele damals, als Jesus zum ersten Male während seines öffentlichen Lebens zum Osterfeste in Jerusalem gewesen, an ihn geglaubt um der Zeichen willen, die er that, er aber habe sich ihnen nicht vertraut, sie ganz unbeachtet bei Seite gelassen. Steht denn das nicht in Widerspruch mit seinem sonstigen Verhalten? Gerade auf den Glauben sieht er sonst, den Glauben erkennt er im Grunde des Herzens, und auch das kleinste Fünkchen Glauben nimmt er wieder auf und hegt und pflegt es. Und hier ist es ein ausgesprochener Glaube, den er unbeachtet läßt! Denkt vollends an den Zeitpunkt beim ersten Beginn der öffentlichen Wirksamkeit, da, wo er jeden Anfang der Wirksamkeit mit Freuden hätte ergreifen sollen, es nicht so genau hätte nehmen sollen mit ihnen, sondern nur darauf bedacht sein, einen Haufen von Gläubigen um sich zu schaaren! Damals war es ja noch gar nicht so sicher, welchen Eindruck er bei den Juden machen, welche Gemüther sich ihm anschließen und welche sich ihm dauernd verschließen würden; es scheint, als hätte man noch gar nicht wissen können, wo und wie er einen Wirkungskreis finden würde. Da, meint ihr, hätte er nur zugreifen und Alles, was sich nur nahen wollte, an sich ziehen sollen; die Gefahr wäre ja so groß nicht gewesen, er hätte sie später immer wieder ausscheiden können. Aber diese scharfe, strenge Unterscheidung zwischen Glauben und Glauben, zwischen einem Glauben, den er brauchen könne, und einem, den er nicht brauchen könne, zwischen einem wirklichen Herzensglauben und bloßem Verstandesglauben, zwischen wirklicher Empfänglichkeit und scheinbarer, diese ganze Unterscheidung, dünkt uns, war eine zu scharfe und übel angebrachte. Wer möchte nicht verschiedene Gemüthsstellungen im Menschen annehmen? Aber das wird dem Menschen schwer, anzunehmen, daß es hier eine tiefe Kluft gibt zwischen zwei Arten von Gläubigen, von denen die einen wahrhaft gläubig, wahr-

haft empfänglich sind, die andern nur zum Schein. Man meint, die Uebergänge seien so zart, daß eigentlich nur Uebergänge und nicht Entgegensetzungen stattfänden; und darum sei es mißlich, anzunehmen, daß nur Jenen Jesus sich anvertraue. Wir hören das oft, namentlich von Denen, welchen wir einen Herzensglauben zumuthen. Was meint ihr denn, sagen sie, mit eurem Herzensglauben? Seht euch doch euern Glauben an; er mag vielleicht ein bischen herzlicher sein. Thut doch nicht so vornehm, Glaube ist Glaube; und bei dem, was ihr Herzensglauben nennt, ist auch nicht so viel vom Herzen. — Das sind Gedanken, die uns Allen sehr nahe treten von außen und innen, die in uns Befremden erregen, wie Jesus diesen Glauben so ignoriren konnte. Dies Befremden kann um so weniger ausbleiben, da wir heute noch immer dieselbe Unterscheidung wiederfinden. Auch unter uns sind Viele, die glauben, und von denen wir meinen, der Herr müsse mit ihnen verkehren, die aber bleiben, wie sie waren, die mit dem Verstande überzeugt sind und sich beugen vor dem Heiland, im Herzen aber nichts von seiner Nähe erfahren haben. Ja, da stutzen wir oft genug und glauben solchen armen Menschen nicht, wenn sie sagen: Ich fühle im Herzen nichts; ich bin allerdings überzeugt, daß er Heiland ist, von allen Schäden und Nöthen heilet; aber davon, daß sein Bild in mir als lebendiges Bild dastände und in voller Klarheit mir vor Augen träte, daß ich die Seligkeit empfände, von ihm frei gesprochen zu werden von den Sünden durch die Gnade seines himmlischen Vaters; daß ich davon etwas empfinden sollte, wie er mir nahe träte, mit mir ein Zwiegespräch begönne, und etwa gar, daß er mir Aufträge gäbe für seine Sache, — Freunde, davon habe ich nichts erfahren.

Wenn uns das so oft entgegenkommt, so meinen wir, eine solche Seele müsse in Wirklichkeit doch auch etwas von ihm erfahren haben. Aber es gibt wirklich Viele, die von diesen innern Dingen nichts erfahren und insofern mit gutem Grund sagen können: Wir sind treu mit dem, was er uns gegeben; wird er uns Weiteres geben, nun wir wollen weiter treu sein. Da tritt unser Text uns entgegen und löst das Räthsel; er gibt den Grund an, warum Jesus Denen, die auf dem Feste um der Zeichen willen glaubten, sich nicht vertraut. „Denn er kannte sie Alle; und bedurfte nicht, daß Jemand Zeugniß gäbe von einem Menschen." Fragt ihr also, warum er keinen Versuch über ihren Glauben anstellte, so ist die Antwort: Er kannte sie als das, was sie waren, als bloße Verstandesgläubige. Mit einem scharfen Blick durchschaute er alle Die, welche in seine

Berührung kamen, und darum schied er gleich mit Sicherheit zwischen ihnen. Ein Schwanken fand bei ihm nicht Statt und darum auch nicht das Versuchen, das ihr verlangt, indem ihr ihn nach euch beurtheilt und sein Vermögen in die engen Grenzen eures Vermögens setzt. Der Text hat wohl Recht, denn ebenso finden wir immer das Verfahren des Herrn geschildert. Wie oft lesen wir, daß er in das Herz des Menschen sieht, den Glauben oder Unglauben ihren Augen absieht; bei der ersten Begegnung spricht er mit klaren Worten aus, was von ihnen zu halten ist. Ihr denkt z. B. an Nathanael.*) Und nicht etwa bloß bei Denen, die mit gutem äußern Schein kamen, nein auch da, wo der äußere Schein ungünstig war, erkannte er mit einem Blick den ganzen innern Kern, die Empfänglichkeit des Herzens. Denkt doch an die Zöllner und Sünder, die er, wie sie kamen, freundlich aufnahm, denkt an die Samariterin, den Zachäus, den Schächer am Kreuz.**) Da sehen wir wohl, er hat eine Erkenntniß von dem eigentlichen Zustande des Herzens, die wunderbar plötzlich, schnell und sicher ist. Und wir sollten uns nicht wundern, daß er eine solche Kenntniß hat. Warum nicht? Er wußte wohl, was im Menschen ist von Göttlichem und Ungöttlichem; er kannte die ganze Tiefe des Verderbens eines menschlichen Wesens im natürlichen Zustande und auch die ganze Fülle von Anknüpfungspunkten mit Gott; und darum ist es kein Wunder, wenn er auch die einzelnen Menschen kannte und verstand. Er ist es ja noch immer, an dem der innerste Grund des Herzens sich scheiden muß: sollen wir uns wundern, daß die Menschen, die an ihm offenbar wurden, auch für ihn offenbar wurden bei der ersten Berührung? Es war natürlich, daß er dabei das Richtige traf, weil in ihm nichts war, was den richtigen Eindruck trüben könnte. Woher kommt es doch bei uns, daß wir es nicht können? Es liegt daran, daß der Eindruck anderer Menschen von uns nicht so rein, ungestört aufgenommen wird, daß in uns etwas ist, was den von ihnen ausgehenden Eindruck trübt: und das ist die Unlauterkeit, die Sünde, und namentlich die Eitelkeit und Selbstsucht. Da lassen wir uns nur zu leicht täuschen. Oft kommen wir ihnen entgegen mit unsern schwachen Seiten, so daß wir sie für besser halten als sie sind; oft ist es umgekehrt, daß wir das Gute, was in ihnen ist, nicht verstehen. Sein reines Herz aber erkannte die Menschen gleich so, wie sie waren. Bei ihm wäre es ganz vergeblich gewesen, wenn sie durch thörichtes und vergebliches Entgegen-

*) Joh. 1, 45 ff. **) Joh. 4; Luc. 19, 1 ff.; 23, 43.

kommen ihn hätten für sich gewinnen wollen. Der Ton, der im Gemüthe des Menschen erklang, tönte rein in ihm wieder. Es war aber noch etwas anderes, was hiezu wesentlich beitrug, nämlich sein unverbrüchliches Verhältniß zum himmlischen Vater, der innige Verkehr, in welchem er mit diesem stand. Dort war sein Herz, dort — reinigte es sich in jedem Augenblicke nicht, denn es war nicht zu reinigen —, dort erfrischte, belebte es sich jeden Augenblick. Dort bekam er den Blick zur Unterscheidung des menschlichen Herzens, zu sehen, was ihm wahlverwandt war. Dort an des Vaters Auge hing sein Auge alle Zeit; auf des Vaters Wink lauschte er, und sein Auge war nach oben gerichtet. Da konnte ihm der Vater im Himmel immer seine Winke geben und ihn behüten, daß er sich nicht verfehlte; da konnte er mit Sicherheit erkennen, welche der Vater ihm gegeben und welche nicht. Und wenn er das wußte, hatte er genug. Das ist ihm aber noch immer eigenthümlich: dieses untrügliche, unmittelbare Scheiden zwischen Glauben und Glauben; ja jetzt in seiner Erhöhung sieht er noch mit ganz anderer Schärfe in die Herzen. Freilich! daran müssen wir uns gewöhnen, einen lebendigen Jesus, der allgegenwärtig ist, unter uns und in uns, zu kennen; von einem solchen aber befremdet es nicht, wenn wir hören, daß er zu unterscheiden wisse, ob er sich einem Menschen anvertrauen könne und dürfe, oder nicht.

Nun darf uns aber auch das nicht befremden, daß er sich gerade Denen, die bloß mit dem Verstande glaubten, nicht vertrauen konnte und durfte. Versetzen wir uns unter die damalige Umgebung des Erlösers, in seine damalige Lage, und fragen wir uns, ob er sich ihnen vertrauen konnte. Er konnte nicht. Wie hätte er es anstellen können? Was hätte er ihnen predigen müssen, um sie dahin zu bringen? Und wie hätte er es anfangen müssen, ihnen zu schmecken zu geben von der Süßigkeit des Heils? O, sie hätten nur dazu gelächelt! Wie hätte er es bewirken können, ihnen offenbar zu machen, daß er, der vom Himmel war, sie zu sich heranziehen, mit ihnen in ähnlichen Verkehr treten könne, wie mit den Jüngern? Und wie hätte er sie doch in seinen Dienst stellen können als Mitarbeiter für das, was er auszurichten hatte? Nein, so wenig wie heute zu Tage. O, es ist leicht gesagt, solchen Verstandesgläubigen sollte er sich doch offenbaren. Das ist nicht möglich! In wem noch der Gedanke der göttlichen Heiligkeit lebt, der Gedanke der Sünde als Sünde in ihrer ganzen Schwärze, nur bei dem ist es möglich, ihm eine deutliche, nicht abenteuerliche Vorstellung von dem, was Jesus uns anvertrauen will,

zu geben. Wo ein menschliches Herz aber nicht das Elend der Sünde geschmeckt hat, höchstens aus Büchern, Erzählungen es weiß, da ist es rein unmöglich, daß es etwas schmecke von der Süßigkeit der Kindschaft Gottes. Wo Jemand nicht wirklich ein Gebetsleben führt, wo ihm nicht der Sinn für die übersinnliche Welt aufgeschlossen ist, da ist es unmöglich, daß Jesus sich ihm nahe, fühlbar mache in Freundesumgang. Und endlich, kann er mit Solchen verkehren, die ihren Willen nicht unter seinen Willen gebeugt haben? Auch das ist unmöglich. Alles, was ihr nennt: „Jesus vertraut sich einem," läßt sich nicht hinzaubern, ist bedingt durch sittliche, innere Zustände des Menschen. Das ist der alte Wahn, in den die Menschen so leicht gerathen, sobald sie einmal an die Uebernatürlichkeit des Christenthums glauben, daß alles, was Christus uns sein will, durch zauberische Wirkungen geschehen solle, durch Ceremonien u. dergl. Daß es so nicht gehe, hat er selbst gesagt: „Wer meine Gebote hat und hält sie, der ist es, der mich liebet, wer mich aber liebet, der wird von meinem Vater geliebet werden, und ich werde ihn lieben und mich ihm offenbaren." Der Welt, aber, sagt er, könne er sich nicht offenbaren; denn sie halte sein Wort nicht und liebe ihn nicht, und darum könne er auch nicht zu ihr kommen mit dem Vater.*) Jesus kann sich Solchen nicht vertrauen; er konnte es damals nicht und jetzt nicht.

2.

Und wenn er es auch könnte, er dürfte es nicht. Er dürfte es nicht aus Rücksicht auf diese Gläubigen selber, und aus Rücksicht auf seine eigene Heiligkeit.

Wäre es diesen Gläubigen wohl gut gewesen, wenn Jesus sie nun doch an sich herangezogen und einen Versuch gemacht hätte, sich ihnen zu vertrauen, ihnen eben das mitgetheilt hätte, was er den Zwölfen mitgetheilt? Zum Aergerniß wäre es ihnen geworden; statt da ein günstiges Vorurtheil zu erhalten, wären sie zu seinen Verächtern geworden. Oder er hätte ihnen das Unmögliche möglich machen können, hätte ihnen seine Gnade zu schmecken gegeben: was hätte ihnen das denn geholfen? Ach! es hätte sie nur noch lüsterner gemacht, sie noch mehr bestärkt in ihrer Vorstellung von dem Reiche des Messias als einem sinnlichen Reiche. Ja, diese Tröpflein hätten ihren unheiligen Herzen gar wohl gethan, sie hätten alle Zeit Manna haben wollen, und — sie hätten ihn dann gern zum König ausgerufen. Aber wie viel tiefer wären sie gesunken! Gewiß, es

*) Joh. 14, 21—24.

wäre Solchen wohl ganz erwünscht gewesen, wenn Jesus sie wie die Zwölfe in seinen Umgang aufgenommen hätte; aber hätten sie nicht alle Tage Anstoß genommen an dem, was ihrem verblendeten Sinne ganz zuwider war? — Und wenn er sie mit den Zwölfen ausgesandt, seinen Namen zu verkündigen, das wäre ihnen zuerst erwünscht gewesen, aber, wie gesagt, in welche Lage hätte er sie gebracht! Hätten sie mit dem demüthigen Vertrauen und der freudigen Hingebung eines von Herzen Gläubigen seine Sache zu der ihrigen machen und die Mühe, Arbeit und Drangsale auf sich nehmen können? Wäre ihnen das alles nicht vielmehr auch ein Aergerniß gewesen? Für die Zukunft mag er es offen gehalten haben, sich ihnen zu vertrauen, gerade darum durfte er es jetzt nicht. Und diese heilsame Absicht hat er noch immer, wenn er nicht Solche gleichsam nöthigt, ihm mit dem Herzen zu nahen.

Auch nicht um seiner selbst willen durfte er es, um seiner Heiligkeit willen, die er nicht beflecken und beschmutzen, der er nichts vergeben durfte in der Welt. Was wäre aus der Sache des Erlösers geworden, wenn er Solchen sich vertraut hätte, bei dieser Verschlossenheit und Beschränktheit ihres Herzens, diesem ihrem unlautern, unheiligen, weltlichen Sinn? Nichts anderes, als daß die Sache bloß gestellt, von allen Seiten her in ein unrichtiges Licht gestellt worden wäre, so daß man sagen würde, mit dieser Sache sei es nichts, und alle aufrichtigen Herzen hätten daran Aergerniß genommen! Nein, das wäre Entweihung seiner Sache gewesen, nicht nur für den Augenblick, sondern von dieser Zeit an, wo das Christenthum in die Welt kam, bis zu unserer Zeit. Wenn wir uns diese bloß mit dem Verstande Glaubenden vergegenwärtigen, denken wir doch, was unter ihren Händen aus der Sache des Evangeliums werden würde! Das ist für das Christenthum schlimm genug, wenn man sagt, da haben wir Leute, die an den Namen Christi glauben, und denen er sich nicht vertraut; wenn aber diese noch gar als Geschäftsführer des Herrn erwählt würden, wehe der heiligen Sache des Evangeliums! wehe dem beschränkten, verschrobenen Geiste, mit dem sie von ihnen gehandhabt würde!

So hat er wohl gethan und thut noch wohl, wenn er sich Denen nicht vertraut, die bloß mit dem Verstande glauben; und das bleibt feststehen, er vertraut sich Keinem an, der nicht von Herzen und mit persönlichem Bedürfniß glaubt. Wir wollen den Glauben mit dem Verstande allein nicht gering schätzen; er ist eine Vorstufe zu dem Herzensglauben. Denn es ist ein großer Vortheil, namentlich jetzt, wenn Jemandem die Verstandeszweifel

nicht entgegenstehen, und er die hunderterlei Verstandesvorurtheile nicht erst überwinden und bei Seite schaffen muß. Aber es gibt noch andere Vorurtheile, die Vorurtheile des Herzens, die müssen überwunden werden. Wer bei dem Verstandesglauben bleibt, so wenig dieser an und für sich zu verachten ist, Jesus vertraut sich ihm nicht an, das freie Verhältniß bleibt fern, er bleibt ein Knecht sein Leben lang trotz der vermeintlichen Freiheit, er bleibt an die Erde geschmiedet, trotzdem daß er für den Himmel bestimmt ist. Wer dabei stehen bleibt, hat nichts davon, keinen Frieden, keine heiligende Kraft, keine Seligkeit.

O, wer so gestellt ist, mache sich auf und gehe hin zu Jesus. Dann wird es heißen können, er kommt zu ihm; und was der Herr gesprochen hat, wird wahr bleiben für einen Jeden, auch unter uns: „Alles, was mir „mein Vater gibt, das kommt zu mir; und wer zu mir kommt, den werde „ich nicht hinausstoßen.“*) Amen.

Lied 461, 6: Ja Amen, hier sind Herz und Hände.

---

## XIII.

# Die ewige Geltung des Wortes Jesu.**)

Lied 408, 1—6: Gott ist mein Hort; auf Jesu Wort soll meine Seele trauen.

**Text: Luc. 21, 33.**

Himmel und Erde werden vergehen; aber meine Worte vergehen nicht.

Das Ansehen Jesu, und das heißt zunächst das Ansehen seines Wortes, denn in seinem Worte vor allem haben wir ihn —, es ist etwas Großes, dieses Ansehen des Wortes Jesu; da ist für alles gesorgt, was es in der Welt von Gütern gibt, und für alle Verlegenheiten Rath geschafft, in die der Mensch kommen kann. Wenn dieses Ansehen unbedingt gilt, dann hat alles Edle, Große, Heilige, Gute in der Welt eine Stütze, an die es sich halten kann, daß es nicht verloren gehe; dann gibt es in jedem Schmerz

*) Joh. 6, 37.

**) Gehalten am 7. Sonntag nach Trinitatis, den 25. Juli 1852.

einen Trost, in jedem Kampf eine Hülfe, in jeder Lage einen festen Richtpunkt fürs Auge; und Keiner kann vergehen, wenn er diesen Leitstern nicht aus dem Auge läßt. Und wenn es in dem Leben eines Einzelnen so steht, wie köstlich ist es erst, wenn bei der großen Gemeinschaft der Christenheit in ihrem ganzen Umfange dieses Ansehen unbedingt gilt. Ach bei uns in der Gegenwart, da müssen wir nur eingestehen, wie dieses Ansehen in nur gar geringem Maße gilt. Wir wollen nicht etwa sagen, daß es weniger gelte als je; denn da könnten wir uns wohl leicht täuschen. Es ist wohl wahr, in der Theorie hat es früher weit mehr gegolten; aber in der Sache hat man leicht zu allen Zeiten Mittel gewußt, sich diesem Ansehen zu entziehen. Wir wollen also unsere Lage nicht trostlos ausmalen; aber das müssen wir anerkennen, es steht nicht gut in dieser Hinsicht, wir bedürfen einer Bestärkung des Ansehens des Wortes des Herrn unter uns, nicht bloß in der öffentlichen Meinung, auch in dem eigenen Herzen; denn gerade für den Einzelnen ist es jetzt weit schwerer, dieses Ansehen fest zu halten. Früher blieben die Angriffe versteckt, jetzt kommen sie von den verschiedensten Seiten her; mit lauter Stimme, ja in frechem Tone wird dieses Ansehen unter uns angegriffen: und da gehört natürlich desto mehr Klugheit und Besonnenheit, mehr Muth dazu, wenn man die Ueberzeugung unerschütterlich festhalten soll: dein Wort, dein Ansehen, o Herr, ist das alleinige. Deßhalb wird es wohl nicht am unrechten Orte sein, wenn wir heute einen Text uns vor Augen halten, der, wenn irgend ein anderer, dazu geeignet ist, unsere Zuversicht auf dieses Ansehen aufs neue zu befestigen. Das sei also der Zweck unserer gegenwärtigen Betrachtung, daß wir gemeinsam in andächtige Erwägung ziehen die Betheuerung Jesu: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte vergehen nicht.“ Wir werden zuerst versuchen, uns diese heilige Betheuerung verständlich zu machen, dann aber an uns selbst die Frage richten, welche Stellung wir dazu einnehmen sollen.

Er, der dies heilige Wort geredet, wolle uns nahe sein mit seinem Geiste; er wolle es noch einmal reden feierlich, wo möglich noch feierlicher, unter uns, im Herzen eines Jeden!

## 1.

Was sagt der Herr in unserem Texte? „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte vergehen nicht.“ Er hebt an mit einer Be-

merkung, die nicht bloß den ganzen Ernst dieser seiner Betheuerung ins Licht stellt, sondern auch den Standpunkt bezeichnet, von dem aus er sie ausspricht. Er hat eben von den letzten Dingen gesprochen. „Himmel und Erde werden vergehen," dieser Gedanke ist es, von dem er ausgeht bei seiner feierlichen Betheuerung. Das Sichtbare, das sinnlich Wahrnehmbare in seinem ganzen Umfange wird vergehen, ist in sich selber nichtig und unhaltbar und wird, wann auch immer, dem Vergehen preisgegeben. Die Erde nicht allein, diese Feste, auf der unser Fuß so sicher ruht, die sich so weit hinausstreckt, sondern mit ihr der Himmel, der sich über sie wölbt, und alle die zahllosen Lichter in ihrer scheinbar ewigen Herrlichkeit werden vergehen, und ebenso alles Sinnliche.

Das ist eine große Betheuerung. Ja, wer es mit seiner Anschauung der Dinge dahin gebracht hat, daß alles, was die sinnliche Hand tasten, das sinnliche Ohr vernehmen, das sinnliche Auge sehen, ja was der Geist im unendlichen Raume berechnen kann, daß das alles vergehen werde, wer sich zu diesem Standpunkte erhebt, der sieht freilich die Dinge anders an, als wir pflegen; das dürfen wir uns nicht verhehlen, denen gerade dieses das Sicherste zu sein pflegt. O wer die Sache so ganz von dem entgegengesetzten Gesichtspunkte aus ansieht, wem dieses alles nichts ist, freilich der muß das wirklich Bleibende, Unvergängliche auf einer Seite suchen, wo wir es nicht suchen, und er muß es suchen außer dieser sinnlichen Welt; denn wie kann er sonst sagen, daß alles dieses Herrliche doch nur Traum und Schein sei und die ganze Welt nichts sei als ein großes Nichts, bestimmt zu einer ewigen Zerstörung?

Der Herr geht von diesem Standpunkt aus einen Schritt weiter. Das alles ist vergänglich, was soll nun unvergänglich bleiben? „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte vergehen nicht." Wie sich das so wunderbar ausnimmt in dem Auge des sinnlich beschränkten, natürlichen Menschen! Alle jene unendlich großen, erhabenen Dinge sollen nichts sein, vergänglich wie ein Traum? und das Wort, gesprochen unter einem verachteten Volk aus dem Munde eines Mannes, der nicht wußte, wo sein Haupt hinlegen, der schmachvoll am Kreuze starb, zu einer Zeit, wo es beinahe verhallte, dieses schwache Wörtlein soll bleiben? Gewiß, das nimmt sich befremdlich aus. Wir wollen das Befremdliche nicht unterdrücken, wir wollen ihm nachgehen auf seinen Grund; aber damit können wir den Gedanken des Textes nicht aufheben. „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte vergehen nicht." Sein Wort, das er in die Welt hinein geredet,

wird in ihr auch nicht verhallen, auch am jüngsten Tage nicht, wenn diese Erde und der Himmel vergeht; das, was er aus der Tiefe seines Bewußtseins heraus gesprochen in diese Welt, die es nicht verstand, wird bleiben in dieser Welt und über sie hinaus in Ewigkeit. Zwar von Einzelnen nur gehört, von Keinem recht verstanden, wird es doch nicht vergehen in dem Gedächtniß der Menschen, wird als ein heiliges Feuer fortbrennen, zünden in den Herzen der Menschen. Durch alle Himmel wird es hallen, und alle Geister werden dieses Wort, das er hier in Schwachheit geredet, durch ihr innerstes Dasein hören in Ewigkeit und ihm beifallen mit Ja und Amen; und Alle die, die sich von Gott abgekehrt, sich aufgelehnt gegen ihn in verblendetem Wahn, die nicht die Kniee beugen wollten vor seinem Gesalbten, durch ihre Seele wird es als ein donnerndes Gericht tönen, als eine Marter, ein quälender Stachel. Das sagt der Herr von seinem Worte. Verstehen wir ihn ganz; er spricht nicht bloß von dem Inhalte dessen, was er redet, auch das Wort selber, auch die Gestalt, die Form, die er diesem Inhalt gegeben, wird bleiben. Und nicht bloß so lange wird sie bleiben, als Himmel und Erde bestehen, was schon undenklich für uns ist, wenn wir an den leisen Ton und die Kleinheit dieses Wortes denken; sondern auch wenn alles vergangen, und wenn dann das Wissen der Geschöpfe von Dem, der sie geschaffen, sich immer reiner und klarer gestalten wird, wird auch dieses Wort noch bestehen; und alles, was ein Geschöpf wissen kann und wissen möchte, wird immer deutlicher auf dieses Wort zurückkommen. Der reine Gehalt alles menschlichen, geschöpflichen Wissens wird sich in ihm zusammenfassen. Alles, was es gibt von Wissen, wird in ihm Wurzel und Kern finden. O, es ist etwas Großes, was der Herr hier von sich aussagt; und wahrlich, wäre er nicht der Demüthigste unter allen Menschenkindern, wir müßten sagen, das sei zu viel, das sei eine Selbstüberhebung. Aber es ist nicht anders möglich, wenn wir ihm ins Angesicht sehen, als anzunehmen, es sei eigentliche Wahrheit. Und so ist es.

Von diesem Worte, das nirgend Verständniß findet, sagt er: Durch alle Widersprüche wird es hindurchgehen, und wenn alles zusammenfällt in Zerstörung, wird dieses Wort seine Stimme noch erheben. Wenn der Herr solches mit solcher unbedingten Gewißheit sagt, wie kommt er doch dazu? woher hat er diese unbedingte Gewißheit? Es ist die Gewißheit nicht eines Träumers und Schwärmers, das fühlen wir, es ist nüchterner Ausspruch, so überschwänglich dieses Wort auch ist. Der Herr hat, was er hier gesprochen, mit seinem ganzen Leben besiegelt; ihn hat ein Geschick, schmerz-

licher als kein anderes auf Erden, von dieser Gewißheit nicht abbringen können. Nicht Schwärmerei, nicht trübe Umnebelung des Geistes ist es, aus der heraus er dieses Wort sagt; es ist gerade die volle Nüchternheit und Freiheit seines Gemüthes, die ihm das, was uns so wunderbar erscheint, als das Natürliche erscheinen läßt. Gewiß, wenn wir durch den Wahn, das, was wir mit Händen betasten, werde bleiben, auf das Wort Jesu hindurchschauen, dann muß es uns höchst sonderbar erscheinen; wenn wir aber tief durchdrungen werden von der Haltungslosigkeit dieses sinnlich Wahrnehmbaren, von dem Bewußtsein, daß der Geist allein die Wahrheit ist, dann kann es uns nicht auffallen. Aber woher hat nun der Herr diese Gewißheit? Auch damit können wir diese Frage nicht ohne weiteres erledigen, daß wir sagen, er sei der eingeborene Sohn Gottes, und da sei es kein Wunder, daß er so von seinem Worte sprechen könne. Er ist es, aber er redet aus seinem menschlichen Bewußtsein heraus ein Wort, von dem er Jedem zumuthet, daß er es aus seinem Gemüthe heraus ihm nachreden kann. Der Vater hat ihm dies Wort gesagt; wie könnt ihr zweifeln, daß es unvergänglich sei? Der Vater konnte aber nicht von außen, nur von innen es ihm offenbaren. Nur weil aus seinem eigenen Innern heraus diese Wahrheiten kamen, konnte der Vater ihn senden und sein Wort mit seinem heiligen Namen besiegeln. Hier ist also der eigentliche Quell zu suchen, aus dem die Gewißheit des Herrn von der Unvergänglichkeit es Wortes herrührt. Er sagt uns wiederholt, das, was er rede, rede er von dem, was der Vater ihm zeige in seinem Innersten, und Gott sei wahrhaftig, der könne ihn nicht täuschen.*) Jesus war Gottes gewiß durch die innigste Einheit mit ihm; er in Gott und Gott in ihm. Das war Thatsache, und auf diesen Grund hin konnte er nicht zweifeln. Unsere eigene Erfahrung kann es uns zeigen: wenn das einmal gewiß ist, daß Gott ist und zwar der Gott, den wir in Christo kennen, dann folgt das andere alles von selbst, und dann ist es auch für uns leicht zu erkennen: Himmel und Erde werden vergehen, aber Christi Wort, das was mich der Sohn gelehrt, was er zuerst hörte vom Vater, vergeht nicht. Wie hätte er auch meinen können, daß sein Wort vergehe, wenn er auf den Geschmack achtete, den es in ihm hatte? Von all dem Streit, den es in unserm Innern findet, wußte er nicht. Uns kommt es zwar lieblich vor, aber da ist eine Stimme des Verstandes, die es wunderlich findet, und noch

---

*) Vgl. Joh. 7, 16; 8, 26. 38 u. s. w.

eine andere Stimme des Herzens, mit der es nicht übereinstimmt; und da kommen dann die Zweifel, weil die Einheit unseres Lebens gestört ist. Bei ihm aber klang alles zusammen, Verstand und Herz; und alle Töne, alle Lebensbewegungen stimmten überein mit dem, was er vom Vater gehört. Und während er hindurchging durch die Bahn des irdischen Lebens, machte er auch täglich Erfahrungen von der Wahrheit und Bewährtheit dessen, was der Vater ihm gesagt, und alles erlebte er auch selbst in seinem tiefsten Herzensgrund und konnte nicht zweifeln, daß seine Worte unvergänglich, ewig seien, wie sein Vater. Ja, da konnte er aussprechen: Mein Wort vergeht nicht, es hat den reinen vollen Klang, der durch nichts gestört wird und der, indem er sich fortpflanzt von Geschlecht zu Geschlecht, von Welttheil zu Welttheil, von Jahrhundert zu Jahrhundert, nun und nimmer verhallen kann.

2.

Wenn nun der Herr in dem, wenn auch noch so dürftig angedeuteten Sinne spricht: „Himmel und Erde werden vergehen, aber mein Wort vergeht nicht", was wollen wir denn ihm gegenüber von diesem Worte denken? wollen wir ihm gläubig beifallen? Ich irre wohl nicht, wenn ich bei uns Allen eine Stimme im Herzen voraussetze, welche hiezu gar nicht geneigt ist. Es ist dieses Wort die feierliche Bestätigung alles dessen, was Jesus geredet; und wo wäre ein Menschenherz, dem dieser Gedanke nicht etwas Beschränkendes hätte? — der Gedanke: von alle dem, was Jesus geredet auf Erden, bleibt jedes Wort unumstößlich in Ewigkeit, da ist nichts, was nicht in bleibende Erfüllung ginge, was irgendwie könnte bei Seite gestellt werden als in seiner Bedeutung erloschen, als für uns nicht mehr geltend. Es stehen auch gar ernste Dinge in diesem Worte, von Sünde und Gericht, von Buße und Bekehrung, von Reinheit des Herzens, nicht bloß des äußeren Thuns; und wer an diese ernsten Dinge denkt, dem kann wohl bange werden, wenn er denkt, alle diese unvergänglichen Worte gelten auch für ihn mit einem Ansehen, an dem nicht gerüttelt werden darf, nach allen diesen Worten werde auch er gerichtet werden. Da wünschen wir, ach, es möchte doch nicht wahr sein, was er geredet; wir machen einen Versuch, ob wir nicht ihm widersprechen, Zweifel hegen können, für eine Zeit wenigstens die Entscheidung der Frage hinhalten. Es ist traurig, daß es so ist; aber was hilft es, uns dies zu verhehlen? Bei dem Einen mehr, bei dem Andern weniger, aber Keiner, bei welchem es nicht so ist.

Wenn wir also solche Bedenken haben, können wir sie auch durch-

führen? Können wir dieser feierlichen Versicherung Jesu gegenüber einen eben so feierlichen Widerspruch einlegen? Das kann Keiner; aber man möchte so gern die Frage wenigstens dahingestellt sein lassen. Man sagt: „Je nun, wir können das nicht so recht beurtheilen; Andere mögen es wissen, und vielleicht kommt eine Zeit, wo wir es auch wissen.“ O, damit kommen wir nicht durch! Das Angesicht ist allzu heilig, das zu uns spricht; es antwortet uns mit durchbringender Schärfe; wir fühlen es wohl, hier gilt keine Ausrede: wir müssen uns entweder entschließen, zu sagen, es ist eine Lüge, oder die Zweifel, mögen sie auch noch so vornehm eingekleidet sein, aufgeben. Sein heiliges Bild aber ist schon Zeugniß genug für die Wahrheit dieser seiner Betheuerung. Und diesem Zeugnisse tritt ja die Geschichte vieler Jahrhunderte bei. Bis jetzt hat die Geschichte bezeugt, daß Jesus wahr geredet; und wenn man auch heute zu Tage sagen möchte, Christi Wort sei seinem Ende nahe, wer von uns kann dieses glauben? Ja hier ist ein Wort von unvergleichlicher Einzigkeit; hier ist ein unübertreffliches und darum unersetzliches Wort; ein Wort, von dem wir nicht wissen, sollen wir sagen, es ist das erhabenste oder das einfältigste, es ist die höchste Poesie oder die nüchternste Prosa; das alles trägt es in sich. Und eben darum ist es unzerstörbar, das, worin alles andere erst verstanden wird und den Schlüssel findet. Wir müssen glauben, was der Herr so heilig betheuert, daß Himmel und Erde vergehen werden, seine Worte aber nicht vergehen; wir können es vermeiden nur auf die Gefahr hin, ihn zum Lügner zu machen und zwar mit dem schlimmsten Gewissen, das uns selbst als Lügner straft. Und warum fürchten wir uns vor diesem Worte? Ist es nicht ein köstliches Wort, voll Honigseim? und freut es uns da nicht, wenn er sagt: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte vergehen nicht“? Freut es uns nicht, daß wir von etwas Unvergänglichem hören in dieser vergänglichen Welt? daß wir nach allen Erfahrungen, die wir machen mußten von Wahrheiten, welche heute anerkannt, morgen als verkehrt erkannt und umgestoßen wurden, endlich einmal einen festen Anhaltspunkt fanden, eine Wahrheit, die bleibt, so oft auch die von uns gefundene Wahrheit verschwindet; daß es doch Eine Wahrheit gibt? Seht doch den Gott an, der hier zu seinem Sohne redet; den Sohn, durch den der Vater redet; die Welt, die dieser Sohn im Namen des Vaters aus dem Unsichtbaren hervorzieht und unserm geistigen Auge offenbart! Ach bereust du es denn, daß der Gott es ist, den dir dieser Christus gezeigt hat, und daß dieser Christus uns sich selbst gezeigt; daß es einen Himmel gibt und dort dein

ewiges Vaterland ist, und daß der Sohn dir die ewige Aussicht dahin eröffnet, die für dich von Natur unerreichbar ist, die zwar jetzt deine Gedanken überfliegt, aber Gottlob! deine Gedanken überfliegt, die so klein sind! Das alles ist Jesus für uns. Freilich, wenn er nicht zu Sündern redete, hätte es keinen Reiz für uns; aber der Herr sprach es, indem er die Sünde der Welt versühnte, und sein Wort ist da für Jeden, wenn er sich auch am sündigsten fühlt.

Wohlan, wenn Jesu Worte ewig bleiben, mit ihnen bleibt das Höchste, Herrlichste; und wenn er es nicht gesagt hätte, wir würden von Anfang an sein Wort durchblättern, um eine Betheuerung zu finden, daß es bleibt. Nur dahin wollen wir trachten, daß wir dieses endlich einmal glauben lernen mit entschiedener Ueberzeugung. Und da achten wir darauf, was er sagt: „Meine Lehre ist nicht mein, sondern deß, der mich gesandt hat. So Jemand will deß Willen thun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selbst rede.“ *) Ja, das ist der einzige Weg, der zu einer entschiedenen Ueberzeugung davon führt, daß wir es in entschiedene Ausführung bringen. Dazu helfe uns der Herr! Und wenn wir uns aufraffen zu glauben, dann geben wir auch allen den Forderungen Raum, die der Text ausspricht. Ist Jesu Wort unvergänglich, dann darfst du nicht etwa sagen: „Mich in meinem besonderen Berufe, geht es mich etwa an? Für Die, die im Dienste seines Wortes sind, mag es vielleicht sein. Ich mag vielleicht mit Wissen zu thun haben, aber nicht mit diesem Wissen.“ Himmel und Erde werden vergehen, aber was du aus Jesu Wort erforschest, aus ihm erfährst, das bleibt. So viel du auch sonst wissen magst von Himmel und Erde, wenn du Jesu Wort nicht kennst, es fehlt dir das Beste. Und wer sich sagt: Ach, ich weiß nicht, was ich wissen, finden soll, der denke doch an das: „Himmel und Erde werden vergehen, aber Jesu Worte vergehen nicht.“ Wer sonst wenig weiß, und weiß Jesu Wort, der hat in seiner Einfalt das höchste Wissen. Und wenn wir ein solches Wort haben, das der Kern alles Wissens ist, können wir uns zusammenthun in Gemeinschaft; und so weit wir auch in anderer Beziehung auseinandergehen, das Wissen ist uns Allen nahe gelegt.

Nun wohlan, wenn dieses Wort das allein bleibende ist, muß es auch das allein bindende sein, und Keiner darf einen Ausgang suchen, wir sollen rückhaltslos uns ihm unterwerfen. Dann werden wir es erfahren alle Tage

*) Joh. 7, 16. 17.

je mehr und mehr, daß es ein Wort ewigen Lebens ist, ewiges Leben gibt allen Denen, freilich nicht, die es bloß hören, sondern die ihm gehorchen. Das gebe er! Amen.

Lied 408, 8: Herr, unser Hort, laß uns dies Wort, denn du hast's uns gegeben.

---

## XIV.

## Anleitung zur Selbstprüfung.*)

Lied 551, 1—4: Schaffet, schaffet, Menschenkinder.

### Text: Matth. 7, 16—20.

An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Kann man auch Trauben lesen von den Dornen, oder Feigen von den Disteln? Also ein jeglicher guter Baum bringet gute Früchte; aber ein fauler Baum bringet arge Früchte. Ein guter Baum kann nicht arge Früchte bringen, und ein fauler Baum kann nicht gute Früchte bringen. Ein jeglicher Baum, der nicht gute Früchte bringet, wird abgehauen und ins Feuer geworfen. Darum an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.

„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen", dieses Wort ist augenscheinlich der Kern der ganzen eben verlesenen Worte des Herrn; mit ihm eröffnet er sie, mit ihm schließt er sie ab; in dem Gedanken dieses Wortes ist alles gleichsam eingefaßt, was der Herr in unserm Texte ausspricht. Und warum dieses Wort heute den Gegenstand unserer Betrachtung bilden soll, das ist wohl Vielen von euch ohne weiteres klar. Ein akademisches Halbjahr ist im Abschluß, und wir, die wir, sei es hörend, sei es lehrend dabei thätig sind, können nicht anders, als unsern Blick rückwärts wenden, noch einmal überschauen, was wir beschließen, und unsere Rechnung abschließen über den Ertrag dieser Zeit. Wer diese Gedanken heute in das Haus des Herrn mitbringt, wird nicht umhin können, das Wort: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen" auf solchen prüfenden Rückblick zu beziehen; und dann wird er sehen, wie es ihm dabei treffliche Dienste leistet. Aber auch Die aus unserer Mitte, welche nicht gerade jetzt an einem solchen Lebensabschnitte stehen, können, ohne daß es für sie unfruchtbar wäre, dies Wort

---

*) Gehalten am 9. Sonntag nach Trinitatis, den 8. August 1852, beim Schlusse des akademischen Halbjahrs.

in diesem Sinne beherzigen. Denn das ist ja untergeordnet, wann ein solcher Lebensabschnitt stattfindet: es ist Keiner, der nicht in seinem Leben solche Einschnitte findet, bei ihnen stillsteht — wir hoffen es wenigstens — und sich fragt: Wie schließt sich hier meine Rechnung? Wir wollen also diese Frage zum Gegenstand unserer gemeinsamen Betrachtung machen, wie das Wort des Herrn: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen" unsere Selbstprüfung beim Rückblick auf den eben ablaufenden Lebensabschnitt leiten soll. Und da möchte ich auf zwei Punkte eure Aufmerksamkeit lenken; in doppelter Beziehung kommt uns hiebei unser Text hülfreich zu Statten, indem er einmal uns denjenigen Punkt zeigt, auf welchen wir eigentlich diese Selbstprüfung zu beziehen haben, und zweitens uns den ganzen Ernst zeigt, den dieselbe erfordert.

Er, der dieses Wort gesprochen, als er im Fleische wandelte, spreche es auch jetzt in seinem Geiste zu uns und in uns und lasse uns es hören!

1.

Am Schlusse eines bestimmt sich aussondernden Lebensabschnittes eine Selbstprüfung anzustellen, ist Allen einigermaßen ernst Denkenden sehr natürlich; und es gehört Leichtsinn dazu, nicht einmal einen Anlauf dazu zu nehmen. Aber auf welchen Punkt sollen sich dabei unsere prüfenden Blicke besonders wenden? Gewiß, wenn wir bloß ins Unbestimmte unser Auge schweben lassen, es wird nichts Rechtes finden, es wird wenigstens kein ins Tiefe gehender Eindruck die Folge sein. Ja leider, das ist der Fall bei den Allermeisten: sie wollen sich selbst prüfen, wissen aber nicht recht, woran und wie; und namentlich, wenn sie einen bestimmten Lebensabschnitt sich vor's Auge führen wollen, Rechnung zu halten mit sich selbst vor Gott, so wissen sie kaum, wonach sie zu fragen haben; und das, wonach sie fragen, ist meist etwas Verkehrtes. Nun, wonach sollen wir denn fragen? Vielleicht nach den Fortschritten, die wir in dem verflossenen Lebensabschnitt gemacht, nach der Summe der Kenntnisse und Fertigkeiten, die wir darin erworben haben? oder, wenn wir einen ganz allgemeinen Standpunkt einnehmen, wie viel uns die jetzt verlebte Zeit eingetragen, sei es von irdischem oder geistigem Besitz, oder wie viel wir gethan, gewirkt zum Wohle Anderer? Das ist Alles natürlich, aber damit kommt man der Sache noch nicht auf den Grund, ja kann überhaupt nicht in die innere Erregung, in das innere Feuer kommen, wodurch solche Selbstprüfung allein

fruchtbar werden kann, wodurch unser Gemüth weich wird, also, daß auch eine neue Gestalt in uns entstehen kann.

Wenn wir denn so ganz ohne Rath dastehen, kommt uns unser Text zu Statten, indem er das Auge auf einen sehr bestimmten Punkt richtet. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“ Die Frucht eines bestimmten Lebensabschnittes ist es, worauf du dein Augenmerk richten mußt bei dieser Selbstprüfung. Frucht! o das greift tiefer als alles das, wovon wir vorhin redeten. Kenntnisse, die wir erworben, Besitzthümer, die wir uns angeeignet, Fertigkeiten, Fortschritte, alles das ist nicht zu vergleichen diesem einen Worte, Frucht. Auf unsere Frucht sollen wir unsern Blick richten, auf etwas, was aus uns selber geworden, auf dem Boden unseres eigenen, persönlichen Lebens gewachsen ist, nicht auf etwas, was von außen hergekommen ist und was wir jetzt erst in Besitz genommen haben. O, das will viel sagen, wenn der Mensch sich am Schlusse eines Lebensabschnittes die Frucht desselben vorhält, sich frägt: Nun, ist auf dem Boden deines Daseins in diesem jetzt verflossenen Abschnitt etwas gewachsen aus dir selbst heraus, durch dein eigenes, persönliches Dasein hindurch, immerhin unter dem beständigen Einflusse der Welt um dich her, welche dir theils die Mittel zuführte es zu verarbeiten, theils dich anregte zur Arbeit auf das mannigfachste? Das ist eine Frage, die voraussetzt, daß überhaupt schon Leben in dem Menschen ist, nämlich eigenes, individuelles Leben. Und doch ist es eine durchaus natürliche und wohl begründete Frage. Es ist ja auch nicht zu viel verlangt, daß wir nach der Frucht unseres Lebens fragen sollen. Das ist ja die Art alles Lebendigen, daß es Frucht erzeugt; auch bei dem einfachsten Pflänzchen handelt es sich nicht bloß darum, was von außen kommt, zu nehmen, sondern es zu verarbeiten im Innern und etwas Eigenes, ihm selbst Zugehöriges auszubilden. So geht es durch das ganze Gebiet des Lebendigen hindurch: wo dieser Erzeugungsproceß aus dem eigensten Innern nicht wäre, wäre kein Leben. Und bei dem Menschen, der Krone alles Lebendigen, sollten wir es etwa zu viel verlangt finden, zu fragen: Was hast du aus dir selber heraus erzeugt in dem Verlauf deines Lebens?

Auf diese Frage werden nun die Allermeisten von uns noch eine ziemlich getroste Antwort geben können; so viel auch in ihr liegt, wir müssen sie doch aus der Seele Aller heraus bejahen. Es gibt freilich Menschen, die möchten gern, es wäre nicht so, daß ihr Leben beständig Erzeugnisse aus sich heraus bringen müßte; es gibt Unglückliche,

die da wünschten, ihr Thun und Lassen möchte gar nicht zusammenhängen mit ihrem eigenen innern Leben, die ihr eigenes Thun und Lassen recht fern von sich halten möchten, die sagen möchten: Alles, was ich thue, ist mir eigentlich fremd, mein eigenes Leben hat keinen Zusammenhang damit. Es werden euch Solche vorgekommen sein, aber, so sehr sie auch wünschen, es möchte so sein, das kann nicht ernstlich die Frage sein, ob denn wirklich etwas erwachsen sei auf dem Boden unseres Daseins; nein, so hat Gott es ursprünglich geordnet, daß fortwährend etwas wachsen muß, wir mögen es wünschen oder darüber klagen und murren; die innere Bewegung währt fort und bringt Erzeugnisse unseres eigenen Lebens hervor.

Aber hiermit ist die Frage nach der Frucht unseres Lebens doch zum größten Theil noch unbeantwortet; denn, daß wir da bei Allen Frucht finden, macht es noch nicht. Jetzt fragen wir uns: Was denn für eine Frucht? Ja, wenn wir es mit dem Ausdruck strenge nehmen, dann ist es noch sehr die Frage, ob das, was wir die Frucht, das Erzeugniß unseres innersten Lebens nennen, überhaupt diesen Namen verdient. Viele wollen etwas Frucht nennen, was sie aufs höchste Blüthen nennen sollten. An Blüthen sollen wir uns aber nicht erkennen, sondern an Früchten. Es gibt Entwicklungen, die vielleicht zuerst sehr freudig gedeihen; aber ein Nachtfrost zerstört die Entwicklung. Da gibt es Blüthen, aber keine Früchte, nicht solche Erzeugnisse, die es wirklich zum Abschlusse, zur Reife bringen, die bleibend sind. Nehmen wir es immerhin an, Früchte finden wir Alle, aber was für Früchte? Gute Früchte? Auch im gemeinen Leben bedienen wir uns des Ausdrucks „Frucht" im engern und weitern Sinn, und es gibt Früchte, die wir im engern Sinne nicht so nennen. Trägt ja doch ein jedes Gewächs Früchte, und dennoch unterscheiden wir zwischen Fruchtbäumen und andern, die es nicht sind; und nur dann nennen wir sie im engern Sinne Fruchtbäume, wenn ihre Erzeugnisse genießbar, erquickend, nutzbar, lebenfördernd sind: und das sind nun die Früchte, die wir die guten nennen, im Unterschied von den argen. Da ist also die Frage die, ob wir gute Frucht gewinnen oder arge; denn daß es auch bei menschlichen Lebensfrüchten arge Früchte gibt, bedarf kaum einer Erwähnung. Ja, es gibt Früchte, deren eigentliches Wesen darin besteht, das geistige Leben zu untergraben, zu zerstören und zu verderben nach allen Seiten hin: Früchte, und oft sehr gleißend aussehende Früchte, die anmuthig ins Auge fallen, die aber das Leben hohl und gemein machen, nach und nach alles austreiben, was edel ist im Menschen, und nicht etwa bloß in demjenigen,

der die Frucht trägt, nein, auch um sich her verpestende Luft ausbreiten. Ja es gibt eine solche Frucht, von der der Apostel sagt, daß hinterher wir uns ihrer schämen; denn das Ende derselben ist der Tod;*) und wehe Dem, der zuerst freudig säet und nachher sagen muß, er habe Früchte des Todes!

Wir wissen nun, wie Viel dazu gehört, wenn wir die Früchte finden wollen, die uns allein erfreulich werden können, die wahrhaft guten, solche Erzeugnisse unseres Lebens, welche genießbar sind für den Menschen, schmackhaft, nutzbar für das wahrhaft menschliche Leben in uns und Andern; von denen wir selber leben mit dem Besten, was in uns ist, und von denen Andere um uns her ihr bestes, geistigstes Leben fristen können, wenn sie selbst darben. Solche müssen wir finden, oder wir finden nichts als Jammer und Elend.

Aber bei dieser Erinnerung: „Frage dich, ob du gute Früchte gebracht", dürfen wir nicht stehen bleiben. Unser Text führt uns einen Schritt weiter. Die Frucht nämlich führt Auge und Gedanken auf den B a u m zurück; die Beschaffenheit der Frucht hängt vom Baume ab; und wer weiß, was die Frucht bringt, hat auch den Baum selber kennen gelernt. So also nöthigt uns das Wort des Herrn, von dem Ergebniß der Prüfung der Frucht unseres Lebens einen zweifellosen Schluß zu ziehen auf die Beschaffenheit des Baumes selber, unserer eigenen Person. Wie du die Frucht deines Lebens findest, so hast du dir dich selber vorzustellen: das ist der ganze Ernst des Texteswortes. Es ist Jesu ganz natürlich, daß es sich so verhält. „Kann man auch Trauben lesen von den Dornen, oder Feigen von den Disteln? Also ein jeglicher guter Baum bringet gute Früchte; aber ein fauler Baum bringet arge Früchte. Ein guter Baum kann nicht arge Früchte bringen, und ein fauler Baum kann nicht gute Früchte bringen." Das sagt der Herr; kann es etwas Einleuchtenderes geben? Wie die Wirkung, muß auch die Ursache sein, wie das Gewächs, das der Boden unseres Lebens erzeugt, so auch das Leben. Ach, so einfach diese Sache ist, gestehen wir es nur ein, so fern und fremd pflegt sie uns zu sein; dieser leichte Schluß: wie unsere Frucht, so wir, nicht um ein Haar besser und schlechter, wie sauer kommt er uns an! Es ist doch leicht zu verstehen; warum ist es denn so schwer, wenn wir unser Thun und Lassen bedenken? Weil dieses nicht sonderlich zu unserer Zufriedenheit ausfällt, weder im

*) Röm. 6, 21.

einzelnen, noch die Totalsumme; deßhalb meinen wir, die Beschaffenheit der Person und das Thun und Lassen gehen nebeneinander her, wir sehen vornehm herab auf das Thun und Lassen und geben den äußern Verhältnissen die Schuld, daß es nicht zu unserer Zufriedenheit ausfällt. Nun, es mag sein, Sonnenschein und Regen, Wind und Wetter können auf die äußere Gestalt und das Maß der Frucht Einfluß ausüben; aber ihre Art bleibt sich gleich, sie artet nach dem Baum; und so lange die Erde besteht, wird es ein unverrückbarer Schluß bleiben: wie die Art unserer Frucht, so wir selbst. Wenn wir dies bedenken, wird sich auch manche Frage über unser früheres Leben aufklären. Wie ist es zugegangen, daß du bei diesem und jenem, was du vornahmst, so wenig Erfolg siehst? Solche scheinbar unerklärlichen Dinge werden uns erklärlich, und werden wir bald davon zurückkommen, in den äußern Verhältnissen und allem dem, was nicht uns selbst gehört, die eigentliche Ursache zu suchen, vielmehr bekennen: der Fehler liegt in uns, in der Person.

## 2.

Wenn wir nun aus diesem Gesichtspunkte beim Rückblick auf einen Lebensabschnitt eine Selbstprüfung anstellen, dann werden wir auch den Ernst derselben gewiß anders empfinden, als es so häufig geschieht. Denn wie geht es in dieser Beziehung unter den Menschen? Nun ja, sie prüfen sich, und das Ergebniß kann nicht glänzend ausfallen und es wird sie doch nicht besonders beunruhigen; denn bei den Allermeisten ist die Mittelmäßigkeit das höchste Ziel. Wo es tüchtige Naturen gibt, die werden es allerdings nicht ertragen können, Mittelmäßiges zu leisten, wenn edle Aufgaben zu erfüllen sind. Aber bei solcher Unzufriedenheit beruhigt man sich doch sehr bald. Man gesteht sich allerdings: Wir haben leider nicht so viel gewonnen an Kenntnissen, Erfahrungen und Fähigkeiten, nicht so viel gewirkt, als wir hätten thun sollen; aber man sagt sich zugleich: Das wird sich wieder gut machen lassen. Wir haben schöne Zeit versäumt, aber es ist noch gute Zeit übrig. Wir wollen es nicht wieder so verkehrt machen, wir wollen Erfahrungen schöpfen, dieses und jenes wieder gut machen und zu Rathe gehen, wie wir es in Zukunft am zweckmäßigsten einrichten. O, so geht es nicht, wenn wir aus dem Gesichtspunkte, den der Herr uns vorhält, die Sache ansehen; dann kommen wir so bald nicht zu Ruhe und Frieden, es brennt uns in der Seele, seinen bittern Ernst empfinden wir ganz. Unser Text thut das Seinige dazu, es uns recht fühlen zu lassen.

„Ein jeglicher Baum, der nicht gute Früchte bringt, wird abgehauen und ins Feuer geworfen.“ Das ist das ernste Ende, an welches die Selbstprüfung uns erinnern soll. Es ist nichts, zu sagen: O, es ist noch lange bis dahin, wo die Axt an den Baum gelegt wird. Das sagen wir in der Jugend, aber auch im ganzen Alter, bis es zu spät ist. Da seht ihr nun, wie thöricht solcher Leichtsinn ist. Und wenn auch durch Gottes Gnade der Baum vielleicht zwei-, dreimal gelassen wird, das alles kann das traurige Ende nicht abwenden: er wird abgehauen.

Was muß denn aber geschehen, um dieses abzuwenden? Nicht irgend eine einzelne Maßregel hilft, das sagt unser Text zu deutlich; es liegt am Baum; und wenn der Baum alt ist und wir können ihn nicht ändern, alle Mühe ist dann vergebens. Drum statt an solche künstliche Maßregeln zu denken und den Kopf damit zu verwirren, wie wir es anfangen, Frucht zu bringen, gestehen wir nur ein: es muß ein anderer Baum aus uns selbst, ein anderer Mensch werden; nicht aber kann dies irgendwie durch das Herumbessern zu Stande kommen, nur dadurch, daß ein neuer Same gepflanzt wird in dem vergifteten Boden, und ein neuer Mensch nach dem Ebenbilde der Gerechtigkeit und Heiligkeit Dessen, der ihn geschaffen. Das ist der einzige Weg, und Gottlob, daß ein solcher Entschluß nicht als Thorheit zu erscheinen braucht, Gottlob, daß wir nicht fragen dürfen: Ist das, denn möglich, daß der Baum selber sich ändert? Nein, in christlicher Gemeinschaft frägt Niemand: Wie soll ein Mensch von neuem geboren werden? Es weiß Jeder, daß es Einen gibt, der den alten Baum tödten kann mit dem verzehrenden Strahl seines Feuers, so aber, daß ein neuer daraus hervorgeht, Früchte trägt, die zum Himmel reichen, daß Jesus Christus dieses Wunder an jedem Einzelnen von uns vollbringen kann und will, Jeden einladet, zu sich zu kommen, damit durch seines Geistes Macht der alte Baum zerstört und der neue gepflanzt werde, der neue Mensch entstehe. Er, der als der Weinstock bei uns bleibt, er, ohne den nichts geschehen kann, er will es thun, das neue Leben in uns pflanzen, einen neuen, guten Baum setzen an die Stelle des alten. Er will es thun, und wir sollten nicht Alle ihm Stand halten und ihn still und geduldig sein Werk in uns verrichten lassen, wenn er die Hand an uns legt? O ja, wir wollen, und er thue es an uns Allen! Amen.

Lied 551, 6: Auf, Erlöste, Christi Glieder.

## XV.

# Ohne Wahrheit keine Liebe.*)

Lied 445, 1–4: Liebe, die du mich zum Bilde.

### Text: 1. Petr. 1, 22.

Machet keusch eure Seelen im Gehorsam der Wahrheit durch den Geist zu ungefärbter Bruderliebe, und habt euch untereinander brünstig lieb aus reinem Herzen.

Es ist ein alter Streit in der Welt zwischen der Wahrheit und der Liebe. Nicht, als wenn diese beiden selbst miteinander um die Herrschaft stritten; o nein, sie lassen nicht von einander, und keine von beiden steht der andern jemals gegenüber. Wir als Christen können das ja am besten wissen; denn wir haben die unauflösliche Einheit beider angeschaut in dem lebendigen Bilde des Herrn, dessen Liebe nur dadurch so stark war, daß er die Wahrheit mit der vollsten Gewißheit in seiner Seele trug, und der die Wahrheit nur darum in sich tragen und bezeugen konnte, weil sein Herz voll Liebe war. Aber die Verkehrtheit der Menschen hat zu allen Zeiten gesucht sie zu entzweien und die eine hoch zu stellen auf Unkosten der anderen; und in jedem Menschenherzen wiederholt sich im kleinen derselbe Kampf, es ist entweder ein Zug überwiegend zur Wahrheit zum Nachtheil der Liebe, oder umgekehrt; und der Feind des Menschengeschlechtes weiß, daß ihm nichts so dienlich ist, als in der Menschenseele sie zu entzweien. Im Christenthum wandte sich dieser Kampf bald zu Gunsten der einen, bald der andern. In der ersten Zeit hob man im Allgemeinen mehr die Wahrheit hervor, und es gab Zeiten, wo die Meinung sehr verbreitet war, daß man die Wahrheit haben könne ohne die Liebe. Darauf ist wieder eine andere Zeit gekommen, in der man die Sache vom entgegengesetzten Gesichtspunkt aus ansieht. Man meint, auf die Wahrheit komme nicht viel an, auf die Liebe, die Bruderliebe komme es am meisten an. Das ist in gegenwärtiger Zeit ein weit verbreiteter Wahn, der sich für tief blickende Weisheit ausgibt, der auch versuchen möchte, praktisch zu werden, und meint, die Welt verbessern zu können. Da lautet aber das eben verlesene Wort des Apostels anders: „Machet keusch eure Seelen im Gehorsam der Wahr-

*) Gehalten am 18. Sonntag nach Trinitatis, den 10. October 1852.

heit durch den Geist zu ungefärbter Bruderliebe." Dies Wort kennt nur Einen Weg zur Liebe, den durch die Wahrheit: Ohne Wahrheit keine Liebe. Das sei es denn auch, worauf wir jetzt unsere gemeinsame Aufmerksamkeit richten wollen; lasset uns den ernsten Versuch machen, uns hievon deutlicher und klarer zu überzeugen, indem wir uns zwei andere Sätze vor die Seele halten, in die wir unsern Hauptsatz zerlegen; nämlich zuerst: Ohne den Glauben an die Wahrheit gibt es keinen Glauben an die Liebe, und dann: Ohne den Gehorsam der Wahrheit gibt es keinen Besitz der Liebe.

Er, der beides ist in unauflöslicher Einheit, gebe uns sein Licht dazu!

## 1.

Ohne den Glauben an die Wahrheit kein Glaube an die Liebe! Widerspricht das nicht der einfachsten Erfahrung? Ist denn der Glaube an die Liebe etwas so Seltenes in der Welt? Ist er nicht sehr natürlich, und scheut sich nicht wenigstens Jeder, ihn abzuschwören? Gewiß ist er sehr natürlich und muß es zumal unter uns sein, die wir in christlicher Gemeinschaft aufwachsen. Es wird wohl Wenige geben, die nicht bei dem Gedanken an die Liebe sofort durchdrungen würden von ihrer Liebenswürdigkeit und namentlich von ihrer Würdigkeit, Menschenwürdigkeit; man kann nicht lieben, ohne die Liebe selbst zu lieben. Sie ergreift das Innerste des Gemüthes, und ein Jeder hat wohl ein Gefühl davon, daß wir eigentlich geschaffen sind, zu lieben, daß die ganze Ordnung Gottes darauf berechnet ist, daß geliebt werde, und zwar von Allen gegenseitig, einer den Andern. Das alles liegt sehr nahe und ist sehr natürlich; und daher kann man wohl mit Recht sagen, der Glaube an die Liebe sei weit verbreitet. Allein was ist das für ein Glaube an die Liebe? in welcher Gestalt tritt er in der Regel auf? In der Gestalt unseres unmittelbaren Gefühls, eines starken, aber dunkeln Gefühls. Gerade, weil er so als Gefühl lebt, erscheint er uns so natürlich. Indessen ist es sehr schlecht mit diesem Glauben bestellt, wenn er bloß auf solchem Gefühl beruhen soll, und nicht eine klare, deutliche Einsicht von der Menschenwürdigkeit der Liebe damit verbunden ist; dann müssen wir fürchten, der Glaube an die Liebe werde auch nur ein sehr kümmerliches Dasein haben. Dieser Glaube hat ja viele Stürme zu bestehen, er legt dem Menschen viele Opfer auf, muthet ihm viel Schweres zu und findet nicht nur in jedem Menschen selbst viele Hindernisse, sondern auch um ihn her in den Andern, auf die sich unsere Liebe richtet, von denen es uns aber nicht so

vorkommen will, als ob sie unsere Liebe verständen. Kurz, er hat einen Kampf zu bestehen, welcher gewiß nicht zum Siege ausfallen wird, wenn er bloß auf einem dunkeln Gefühle beruht. Ja, es kommt noch ein besonderer Umstand hinzu. Es ist nämlich dieser Glaube oft in sich selbst gar unlauter, wie wir Alle wissen können, weil er aufs engste zusammenhängt mit der Selbstsucht, die doch eigentlich den Gegensatz zur Liebe bildet, mit dem Gefühl unseres eigenen Bedürfnisses, daß wir nicht ohne Andere in der Welt bestehen können. Das geht nicht aus Liebe, sondern im Gegentheil aus Selbstsucht hervor; wir denken dabei nicht an die Andern, sondern an uns selbst. Ein solcher Glaube an die Liebe ist schon in seinem Ursprung vergiftet und wird sich nicht halten können gegen all die feindlichen Anläufe aus der sichtbaren und unsichtbaren Welt.

Wenn wir nun aber eine klare, sichere Einsicht von der Menschenwürdigkeit der Liebe als die nothwendige Grundlage erkennen, auf welcher der Glaube an die Liebe allein sicher ruhen kann, wird uns das nicht auf den innigsten Zusammenhang zwischen dem Glauben an die Wahrheit und dem Glauben an die Liebe führen? Fragen wir nämlich weiter, weßhalb denn die Liebe des Menschen allein würdig ist, so wird der Grund darin liegen, daß sie auf der einen Seite unserm eigenthümlichen menschlichen Wesen und andrerseits unserer menschlichen Bestimmung entspricht; und davon haben wir Alle wiederum ein dunkles Gefühl. Aber wie viel, welche hohe Gedanken muß dieses Gefühl zur Voraussetzung haben, wenn es auf festen Füßen stehen soll! Die Liebe entspricht also allein unserm menschlichen Wesen. Warum? Vielleicht wegen unserer innern Verwandtschaft als Glieder eines Geschlechtes? Das ist schon recht, doch erklärt es die Sache immer noch nicht. Diese natürliche Verwandtschaft, diese Zusammengehörigkeit durch Gleichheit des Geschlechts findet ja nicht bloß auf derjenigen Stufe der Geschöpfe statt, auf welcher wir stehen; auch unterhalb unser, in der Thierwelt ist es so, und doch fällt es Keinem ein, dort die Liebe zu suchen. Es muß also wohl in der eigenthümlichen Art unserer Verwandtschaft liegen; es muß etwas sein, was wir gemeinsam haben, und was die Liebe herausfordert, das Wohlgefallen, die Achtung und Hingebung an den Nächsten in eines Jeden Brust erzeugt. Und dieses ist nichts anderes, als die Gottähnlichkeit, das Bild unseres Schöpfers, des höchsten, heiligsten nicht nur, sondern auch des erhabensten, liebenswürdigsten. Das haben wir gemeinsam; und darum muß der Mensch dem Menschen gegenüber Liebe, heilige Liebe empfinden, ebenso wie dem Schöpfer gegenüber. Aber nun

erwäget, was diese einfache Einsicht von Ueberzeugungen voraussetzt! Um im Menschen das Ebenbild Gottes zu sehen, muß man von einem Gott wissen, und zwar von einem lebendigen, der sein Bild in der Welt hervorrufen kann, um sich ihm mitzutheilen, der die Gemeinschaft mit seinem Geschöpf nicht anders findet, als dadurch, daß er es sich ähnlich macht. Das Wissen von Gott, der heiligen Liebe, das ist die Grundlage, ohne die es hier einen verständigen Glauben an die Liebe nicht gibt.

Sehen wir weiter, inwiefern die Liebe der menschlichen Bestimmung entspricht. Da wird es nicht zweifelhaft sein, daß unsere Bestimmung ist, zu lieben. Daß der Zweck, für den Alle leben, und der besondere Zweck, den jeder Einzelne hat (und Jeder wird doch einen haben!) nicht anders erreicht werden kann, als durch Liebe, das sagt uns unser Gefühl. Aber wie geht es zu, daß unser Gefühl diesen Satz mit Recht ausspricht? Was hat das zu seiner Voraussetzung? Daß es eine Ordnung in der Welt gibt, durch die wir Alle mit unsern Zwecken zu Einem großen Zweck, Einer Gemeinsamkeit verbunden sind; der Glaube an ein Reich, in dem die Interessen durch wunderbare Gliederungen verknüpft, ja verschmolzen sind, so daß Einer für Alle, für das Ganze leben kann. Das ist die Voraussetzung. Und worauf gründet diese Voraussetzung sich? Etwa auf die tägliche Erfahrung? auf unsere Augen? habt ihr das Reich je völlig gesehen? Das sagt uns doch die tägliche Erfahrung, daß es unvermeidlich ist, daß die Zwecke der Menschen sich kreuzen; und sehr häufig zeigt uns die Erfahrung auch, wie sie sich dabei stoßen und einander im Wege stehen. Nein, unsere Ueberzeugung muß noch anders woher genommen werden. Es muß hinter der sichtbaren Ordnung noch eine unsichtbare, heilige geben, ein Reich Gottes hinter all den menschlichen Gestaltungen des Daseins, ein Reich, in dem, was uns unmöglich ist, möglich ist. Der Glaube an ein Reich Gottes dient der Ueberzeugung, daß Liebe unsere Bestimmung ist, zur Voraussetzung.

Daran mag es nun genug sein für unsern gegenwärtigen Zweck, um uns zu überzeugen, daß ohne den Glauben an die Wahrheit es keinen Glauben an die Liebe gibt. Was sind das doch für Wahrheiten, die hier vorausgesetzt werden! Und was haben wir ohne den Glauben an das Reich der Liebe?

Und wo das Reich der Liebe in der Wirklichkeit ist, wer wüßte es nicht? In Christo allein, auf dem Boden der christlichen Frömmigkeit; ohne den Glauben an das Reich, das er vom Himmel her regiert, gibt es keinen

verständigen Glauben an die Liebe. Wir sehen, dieser Glaube wächst nicht auf gemeinem Boden, nein, auf einem heiligen, dem Boden des Glaubens an den heiligen Gott der Gnade und Liebe, wie er durch Jesum Christum zu uns gekommen ist, in ihm sich mit uns verbindet. Und wenn der Eine oder Andere von euch entgegnen sollte, die Erfahrung sei doch dawider, wir berufen uns getrost auf die Erfahrung. Seht doch, wo die Liebe, wo der Glaube an die Liebe gedeiht! Da nimmer, wo man das Heiligthum von seiner Höhe herabreißt. Es ist zwar wohl möglich, daß mit dem Glauben an die Liebe der Zweifel an Gott verbunden sein kann; aber der Zweifel ist noch nicht Unglaube; und es wird übrigens Jeder wohl wissen, wie dieser Zweifel an seinem Glauben an die Liebe nagt, und bei ihm in demselben Maße, als er zweifelt, die Freudigkeit des Glaubens abnimmt. — Und wenn Jemand sagt: Ich kann nicht glauben an diesen Gott in Christo, und doch glaube ich an die Liebe; wir müssen ihm sagen: Du glaubst an die Liebe nur noch deßhalb, weil das Evangelium der Liebe eine weltgeschichtliche Anerkennung hat, ein Gemeingut ist. O, es kann geschehen, daß du dereinst dir selber sagst: Nein, verständiger Weise kann ich an die Liebe nicht glauben; das Liebste, was ich hatte, muß ich fallen lassen. Und wenn auch das nicht, so müssen doch ähnliche Gedanken über dich kommen; Licht und Kraft des Glaubens an die Liebe werden nie zu voller Freudigkeit gedeihen, wenn dieser Zweifel dein Herz mehr und mehr durchdringt; und der Schluß wird sein, daß dein Glaube an die Liebe erlischt nach dem Glauben an die Wahrheit.

## 2.

Aber der Glaube an die Liebe ist nicht schon die Liebe selbst. Das sagt uns ja die Erfahrung, daß man viel reden kann von einem Glauben an die Liebe und sie hoch preisen, ohne sie selbst zu haben. Es gibt freilich keinen Besitz der Liebe ohne den Glauben an sie, aber dieser Besitz muß erst mühsam erworben, errungen werden; und da ist nun die Frage: wie kann das geschehen? und unseres Textes Antwort lautet: Nicht anders als durch den Gehorsam der Wahrheit. Fragen wir uns nun selbst danach. Vielleicht kann ich eure Antwort errathen. Nun, das Lernen, werdet ihr sagen, ist eine Sache der Mühe und Anstrengung; ich werde meine Kräfte zusammennehmen, mich abmühen, die Hindernisse, welche im Wege stehen, bei Seite zu schaffen in beständigem Hinblick auf die Forderungen der Liebe; und so wird es gelingen, wenn auch langsam. — Das wird es aber nicht!

Du thust dir Zwang an, zu lieben; aber die Liebe kennt keinen Zwang. Sie ist das Freieste, Innerlichste von der Welt, sie muß aus dem Herzen kommen, man liebt mit dem Herzen das Herz allein. Wir werden also fragen müssen: Wie macht man es, daß das Herz, das von Natur nicht zu lieben versteht, lieben lerne, daß dieses selbstsüchtige Herz weich werde? Die Antwort hierauf gibt uns unser Text: „Das Herz muß keusch gemacht werden im Gehorsam der Wahrheit durch den Geist;" und durch nichts anderes lernen wir lieben, nachdem wir an die Liebe glauben gelernt; wenn uns da die Wahrheit nicht zu Hülfe kommt mit ihrem Gebot, ihrer Zucht, dann geht es nicht. Ihr wißt, von welcher Wahrheit hier die Rede ist, von der, die in des Apostels Munde die alleinige Wahrheit ist, die im Christenthum allein die Wahrheit sein muß; von der Wahrheit, die zeuget von Gott in Christo. Was heißt es nun, dieser Wahrheit Gehorsam leisten? Vor allem, ihr Ohr und Herz öffnen, und nicht bloß auf sie hören, wenn das Geräusch der Welt fern ist, sondern auch dann, wenn tausend andere Stimmen entgegensprechen von außen und innen. Es heißt glauben, beharrlich hören und beharrlich glauben dem Worte der Wahrheit, glauben und immer wieder von neuem glauben, daß der heilige Gott der Liebe uns Vergebung der Sünde gibt, und nicht nur das, sondern auch die Kraft, unser Herz zu reinigen von der Unreinigkeit. Dieser Glaube, daß uns armen Sündern unaussprechliche Gnade zu Theil wird, macht das Herz weich; und wenn es weich ist, wird es auch keusch gemacht, gereinigt durch den Gehorsam derselben Wahrheit. Indem wir ihr folgen, durch sie uns züchtigen lassen, wird das Herz nach und nach rein, so daß es mit wirksamer Liebe alles umfassen kann, was das Zeichen des göttlichen Ebenbildes auf der Stirn trägt und in den Kreis seiner Liebe fällt. Das ist der Weg zur Liebe, durch die Wahrheit, der wir uns hingeben.

Wollen wir nun nach allem diesem wirklich bei dem Wahn bleiben, dessen Lob wir so oft um uns her vernehmen: „Auf die Erkenntniß der Wahrheit kommt es nicht an; genug, daß wir lieben?" O, wollen wir uns wirklich so täuschen? wollen wir wirklich länger meinen, unsere Liebe sei gesichert in uns, wenn wir auch von allen den Dingen nichts vernehmen, und die fröhliche Botschaft von Christo unser Herz unberührt läßt? Nein, wir wollen zu dem einfachen Geständnisse übergehen, das unsere Erfahrung uns tausendfältig aufdrängt, daß unsere Liebe nimmer gedeihen wird, wenn sie nicht auf dem Boden des christlich-frommen Kinderglaubens wächst. Und wenn wir diese Ueberzeugung für uns festgestellt haben, daß

nicht nur im einzelnen, sondern auch im Ganzen rechte Liebe auf keinem andern Boden gedeihen kann, und wenn wir dann im Gefühl des Bedürfnisses der Liebe fragen, wo sie herkommen soll? wir werden keine andere Antwort uns geben, als: Aus dem Glauben an das Evangelium, das, so lange die Welt bestehen wird, das einzige Licht bleiben wird, in dem die Liebe gedeiht und Frucht trägt. Amen.

Lied 543, 6: O du Geist der reinen Liebe.

---

## XVI.

# Wie wir uns beim Gefühl der Vergeblichkeit unserer geistigen Arbeit ermuntern können.*)

Lied 427, 1-4: Sei Lob und Ehr' dem höchsten Gut.

### Text: Luc. 5, 4. 5.

Und als er hatte aufgehört zu reden, sprach er zu Simon: Fahre auf die Höhe, und werfet eure Netze aus, daß ihr einen Zug thut. Und Simon antwortete und sprach zu ihm: Meister, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen; aber auf dein Wort will ich das Netz auswerfen.

Die eben verlesenen Texteswort sind, wie ihr wohl selbst bemerkt habt, mit bestimmter Beziehung auf die Bedeutung gewählt, welche der heutige Tag für unsere engere akademische Gemeinde hat. Wir stehen von neuem am Beginn unserer Arbeit, wir wollen unsere Hände wieder rühren zur Fortsetzung des uns aufgetragenen Werkes. Ich denke, wir Alle, Lehrende und Hörende, bedürfen dazu einer Ermunterung; und wo sollten wir eine kräftigere, anreizendere finden, als wenn Jesus uns zuruft: „Fahret aus auf die Höhe, werfet eure Netze aus, daß ihr etwas findet". Wenn er sagt: „In meinem Namen dürft und sollt ihr das Netz auswerfen, für mich arbeiten, einen reichen Zug thun", dann müssen wir wohl freudig und

---

*) Gehalten am 20. Sonntag nach Trinitatis, den 24. October 1852, beim Beginn des akademischen Halbjahrs.

muthig ans Werk gehen. Aber auch das, was uns sonst in unserm Text entgegentritt, wird wohl unserer Stimmung nur allzusehr entsprechen. Wenn Petrus entgegnet: „Meister, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen", so ist das der Ausdruck eines Gefühls, welches auch uns nicht fremd ist. Wir haben es uns ja auch schon oft genug gesagt und beim Uebertritt aus einem Lebensabschnitt in den andern sagen wir es uns wieder: Wir haben schon so viel gearbeitet, und wie gering ist der Ertrag, wie vergeblich die Arbeit! Das ist uns, Lehrern und Hörern, gewiß recht aus der Seele gesprochen. Aber damit endet er noch nicht; nein, er setzt freudig hinzu: „Aber auf dein Wort will ich das Netz auswerfen;" und das, wir fühlen es Alle, müssen auch wir hinzusetzen und sagen: Auf dein Wort werden wir die unterbrochene Arbeit von neuem beginnen. So paßt der Text auch auf uns, gilt auch Denen, die zu der Arbeit in der Welt des Geistes berufen sind. Lasset uns ihn daher für uns in dieser Stunde in Besitz nehmen. Und ich fürchte nicht, daß wenn unsere heutige Betrachtung diese Richtung nimmt, sie damit nur auf den engern Kreis unserer akademischen Gemeinde sich beschränken, für die Uebrigen aber ohne Förderung sein werde. Nein, so der Herr Gnade gibt, werden wir Alle in seinem Worte finden, was zu unserer Erbauung dienen kann; denn die geistige Arbeit ist nicht ausschließlich Derer, die sich dem Dienste der Wissenschaft widmen; an ihr können und sollen Alle, Jeder in irgend einem Maße, theilnehmen. Selbst Die, denen ihr Beruf die körperliche Arbeit auflegt, sind hier nicht theilnahmlos: was sie mit ihrer sinnlichen Thätigkeit vollbringen, dem können und sollen sie in letzter Hinsicht eine bestimmte, ausdrückliche Beziehung auf die Zwecke des Geistes geben; und darum sollen sie das einfachste körperliche Werk mit der Theilnahme ihres Geistes, ihres ganzen Gemüthes fördern. Zu diesem Ende werden wir zwei Punkte uns vorhalten; wir werden uns zuerst daran erinnern müssen, daß in der That das Gefühl der Vergeblichkeit unserer geistigen Arbeit uns oft schwer wird; um uns dann zu überzeugen, daß wir dessen ungeachtet auf Jesu Wort hin getrost und freudig an unsere Arbeit gehen können.

Zu diesem Vorhaben gebe er selbst uns seinen Segen, spreche zu uns: „Fahret auf die Höhe und werfet eure Netze aus, daß ihr einen Zug thut" und gebe uns ins Herz die Antwort: „Meister, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen, aber auf dein Wort will ich das Netz auswerfen."

1.

Haben wir denn in der That bei unserer geistigen Arbeit mit dem Gefühl ihrer Vergeblichkeit zu kämpfen? — Um die Antwort hierauf zu finden, werden wir wohl fragen müssen, was wir unter Vergeblichkeit verstehen. Vergeblich arbeiten wir, wenn die Arbeit keinen Ertrag hat, nichts dabei herauskommt, oder wenigstens nichts Wesentliches, in sich Bestand Habendes, Festes, Bleibendes (und das, was in Ewigkeit bleibt, ist allein das Bleibende); wenn derartiges nicht herauskommt, dann müssen wir sagen: wir haben vergeblich gearbeitet. Kommen aber bleibende Früchte dabei heraus, und zwar sowohl für uns selbst (denn Jeder soll auch die Früchte seiner Arbeit genießen, dadurch etwas Besseres werden), als auch für den Nächsten, für die Welt um uns her, sei es zunächst für einen engern oder für einen weitern Kreis, in letzter Beziehung für die Welt so weit sie ist: dann ist die Arbeit nicht vergeblich. Und wenn es auch nur Gewinn für den Nächsten zu sein scheint, so haben wir nicht vergeblich gearbeitet, und, es wird sich bald zeigen, auch für uns nicht; denn es ist ein sittliches Gesetz, daß das Einzelne und das Ganze nicht verschiedene Interessen haben, und das Einzelne auch dem Ganzen, sowie das Ganze dem Einzelnen dient.

Wenn wir also mit dem Ausdruck „vergeblich" diese bestimmte Vorstellung verbinden, kommt er nun auch bei geistiger Arbeit in Betracht? denn man unterscheidet ja zwischen geistiger und sinnlicher Arbeit. Es kann auf den ersten Anblick scheinen, als sei der Vortheil ziemlich auf Seiten der geistigen Arbeit; denn die sinnliche, was kann sie hervorbringen? eben nur Sinnliches, und das Sinnliche ist ja in sich selbst nichtig; so sehr es glänzen mag, es ist nur Schein. Aber freilich, von einer andern Seite angesehen, stellt es sich doch anders. So nichtig das Sinnliche auch ist, so wenig scheint es nichtig zu sein, für die Allermeisten scheint es das Allerwirklichste, Solideste, Reellste zu sein; ja es gibt Menschen, die gar nichts anderes kennen. Und wiewohl das Erzeugniß der sinnlichen Arbeit nur ein Sinnliches ist, das läßt sich nicht leugnen, es greift aufs engste ein in die geistige Welt. Außerdem aber kommt bei der sinnlichen Arbeit immer etwas heraus, sei es auch nicht für den Arbeitenden selbst, so doch für die Welt; und so kann der Arbeiter sich trösten, er habe nicht vergeblich gearbeitet. Wie anders steht es dagegen mit dem geistigen Arbeiter! Ihm kommt es wohl tausendfältig so vor, als bringe er nichts zu Stande. Er arbeitet mit den Kräften des Geistes für die Zwecke des Geistes, das heißt für die

Erkenntniß und Verbreitung der Wahrheit einerseits und für die Förderung des Guten, Rechten, Heiligen auf der andern Seite. Das ist seine Arbeit. Wie dünkt es ihm aber? gibt es ihm den Eindruck, sie sei nicht vergeblich? Ich glaube kaum. Ach, nicht nur die Aeltern, auch die Jüngern werden zugestehen, daß es ihnen unzähligemal anders ergeht, und gar nicht einmal in den schlimmsten Stunden, sondern auch in den besten. O, laßt mich in eure Seele hinein die Klage aussprechen, die auch aus eurer Seele kommt: „Wir suchen die Wahrheit. Nun, wir entdecken ja auch von Zeit zu Zeit etwas Neues von ihrem Kern. O ja, wir arbeiten nicht ganz vergeblich. Aber, wenn wir das bischen Wahrheit, das wir erringen, besehen: ach, wie will es uns so kleinlich vorkommen! es ist ein matter, trüber Strahl, die Wahrheit selbst aber ist eine Sonne. Und auch das bischen Wahrheit, das wir gefunden und worüber wir frohlocken, nicht selbstvermessen, sondern demüthig, dankbar, in wenig Stunden will es uns vielleicht in der Hand zerrinnen. Ach wir haben vergeblich gearbeitet! Und wenn wir nun die Wahrheit, die wir gefunden, verbreiten und Andern nutzbar machen wollen, was geschieht dann? was ist die Frucht? mit welchen Hinderni en, mit welchen Mißverständnissen muß die Wahrheit kämpfen, wie wird sie so ganz etwas anders unter den unreinen und unnützen Händen Derer, denen wir sie anvertrauen! Und sie dann von ihnen verhüllt zu sehen in ein Gewand, das uns anwidert! Wir arbeiten für die Zwecke des Guten, Rechten, Heiligen in uns und um uns her; und was kommt dabei heraus in uns? O werden wir denn auch wahrhaft gut? oder bleiben wir nicht vielmehr diese armen, erbärmlichen Kinder des Staubes? werden wir jemals so, daß wir an uns selber könnten Gefallen haben? Und die Welt um uns her, was sagt sie zu den Mitteln der Besserung und Heiligung? Sie weist sie zurück, will nichts davon hören; und wenn sie sie aus unserer Hand nimmt, so mißbraucht sie sie. Ja da können wir nicht sagen, daß etwas dabei herauskommt, weder Erkenntniß der Wahrheit, die wir wirklich so nennen möchten, noch Förderung des Heiligen, Guten, die wir dafür erkennen könnten. Und wenn wir die Summa ziehen, so dünkt es uns, nichts anderes sei erreicht, als daß wir das Gute entweiht, in den Staub gezogen, dem trüben Blick der Menschen noch mehr entfernt sehen."

Wie aber nun? Dieses Gefühl der Vergeblichkeit unserer geistigen Arbeit, kann es uns drücken, zu einem Kampfe auffordern, oder tragen wir es nicht ganz leicht? Es gibt Menschen, die dieses Gefühl sehr gut kennen, aber sich gewissermaßen darin wohl befinden, die kalten Bluts urtheilen,

das liege nun einmal in des Menschen Natur und seinen Verhältnissen, daß sein Leben, sein Thun und Lassen eine eitle Sache sei; sich darüber beklagen sei die höchste Thorheit. Es gibt Menschen, diese oberflächlichen und leicht dahin lebenden Weltmenschen, die meinen, es sei die höchste Thorheit, es darauf anzulegen, daß irgend etwas Bleibendes, Reelles dabei herauskommen solle; die größte Klugheit bestehe darin, sich darüber hinwegzusetzen und das Leben, zu einem flüchtigen Genusse bereitet, dazu zu gebrauchen. Sie meinen freilich, sie verstünden es schon so einzurichten, daß für sie etwas herauskomme. Freilich einmal werden sie empfinden, wie sie mit aller ihrer Klugheit sich nichts als herzverzehrende Qual bereitet haben. Aber ehe sie durch ihre Erfahrung so klug werden, meinen sie, es sei vergeblich sich darüber zu grämen. — Wir aber sehen es anders an, wir sagen: Das Gefühl der Vergeblichkeit unserer geistigen Arbeit ist eine furchtbare Last, der gegenüber wir uns nicht eher beruhigen, bis wir sie bewältigen. Wir, die wir unser Leben dem Dienste der geistigen Zwecke gewidmet haben, können uns nimmermehr eher beruhigen. Aber ebenso wenig dürfen wir uns von diesem Gefühl übermannen lassen, wie etwa ein Solcher, der wünscht, er könne sein Werk vertauschen mit körperlicher Arbeit, er habe sich einen weniger hohen, einen beschränkteren Beruf gewählt, zu schaffen mit den Händen. Wenn wir über einen Solchen auch nachsichtig urtheilen, wir müssen ihm doch erwidern: O diese Muthlosigkeit wird nur gar zu leicht die wirkliche Vergeblichkeit herbeiführen, bei ihr werden freilich die Hände schlaff werden, und völlige Verzweiflung das Ende sein.

2.

O wenn uns jetzt ein solches Gefühl übermannen will, hängen wir ihm nicht nach, fragen wir vielmehr, wie wir es umwandeln in freudige Zuversicht zum Gelingen dessen, was uns so wenig bis dahin gelang! Und wohin uns wenden? Da, wohin Petrus sich wandte, bei Jesus finden wir Hülfe, zu ihm dürfen wir sagen: „Auf dein Wort, Herr, will ich das Netz auswerfen; es wird nicht vergeblich sein.“ Er, der auch unser Meister und Herr ist, gibt uns guten Grund, zu hoffen, daß auch wir nicht vergeblich arbeiten. Er zeigt uns auf der einen Seite, wie sehr der Schein trüglich ist, daß die Arbeit für die geistigen Dinge vergeblich sei, und verbürgt uns zugleich, daß nimmermehr diese Arbeit vergeblich sein kann.

Der Schein ist sehr täuschend; aber man braucht z. B. nur das Leben unseres Herrn anzuschauen, um sich zu überzeugen, daß er darum doch nur Schein ist. Ihr wisset ja, in den Weissagungen des alten Bundes ergeht die Klage: „Ich aber dachte, ich arbeitete vergeblich, und brächte meine Kraft umsonst und unnütz zu, wiewohl meine Sache des Herrn und mein Amt meines Gottes ist;"*) und als dann der eingeborene Sohn Gottes im Fleische erschien, da schien es sich zu bestätigen; es schien, als er auf Golgatha starb, als hätte nie ein Mensch so vergeblich gearbeitet, wenn auch mit der ganzen, wunderbaren Macht seines Geistes. Und doch hat er bis zuletzt seinen Zweck fest im Auge gehalten, nicht aufgehört zu arbeiten, ja niemals hat seine Seele mit solcher Macht gearbeitet. Und nun, drei Tage nachher! — und nun, achtzehn Jahrhunderte nachher! — was wollen wir sagen? hat er vergeblich gearbeitet? oder ist nicht vielmehr die Folge der ewige Sieg seines Werkes gewesen? Ihr seht, wie sehr diese Vergeblichkeit nur Schein sein kann, wenn man nur mit den Kräften nicht abläßt, nicht müde wird. Was wir hier am Erlöser sehen, finden wir im Texte selbst im kleinen wieder. Derselbe Petrus, der jetzt klagt: „Herr, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen," wie mußte er wenige Augenblicke nachher anders urtheilen! Aber noch mehr! Hätte er nicht vergeblich gearbeitet, so hätte der Herr ihn nicht, und er den Herrn nicht gefunden. Hier sehen wir an einem sehr anschaulichen Beispiel, wie täuschend es ist mit diesem Gefühl der Vergeblichkeit, und wie wir uns nicht davon sollen beschleichen lassen.

Allein das nicht nur, eine Bürgschaft haben wir auch dafür, daß nimmermehr eine Arbeit für geistige Zwecke vergeblich sein kann. Leugnen wir es uns nicht, daß seine Arbeit bis aufs Blut und in den Tod allein der Bürge für uns ist, daß Geist Wahrheit, daß der Glaube an geistige Zwecke keine Schwärmerei ist; denn ich wollte Den sehen, der ihm ins Auge blicken und dort nicht Respect vor ihm bekommen, nicht einsehen sollte, daß geistige Zwecke keine Kindermährlein sind. O schaue Jesum an! Hier hast du die Wahrheit selber. Freilich nur er ist Bürgschaft für die Wirklichkeit der Wahrheit, kein anderer kann sie geben; in ihm ist die Wahrheit zugleich als die heilige und als die gnadenreiche in ihrer Heiligkeit. Er bürgt für uns, unter der Bedingung, daß die Arbeiten des Geistes zu seinem Dienste geschehen und nicht zu eigenen, vermeinten Zwecken, daß wir an

*) Jes. 49, 4.

seine Gebote, Forderungen, an sein Wort, seine Fügungen und Führungen uns binden, an ihn uns anschließen. Dann ist er unser Bürge, weil ihm gegeben ist alle Gewalt im Himmel und auf Erden, weil er mit göttlicher Macht als Regent alles beherrscht, und auch das kleinste Scherflein zu benutzen weiß. Zu ihm können wir sagen: Meister, auf dein Wort hin, so wie du es bist, für die Zwecke, die du gesetzt hast, auf deinen Wink wollen wir die Netze auswerfen! Dann dürfen wir sagen: Fort, hebe dich hinweg mit dem Gefühl der Vergeblichkeit, es soll uns nur bewegen, an ihn uns anzuschließen, und dann kann es nicht fehlen!

Ja, das soll der Sinn sein, mit dem wir jetzt das neue Halbjahr antreten. Er soll uns zurufen: „Fahret auf die Höhe und werfet eure Netze aus," und wir antworten: „Ja Meister, auf dein Wort will ich das Netz auswerfen." Aber vergessen wir es nicht, es ist viel gesagt in diesem Worte: „an Dich will ich mich anschließen, und dann soll es gelingen." Ihr wißt, wie man sich an Jesum anschließt, durch Buße, Glauben, Heiligung, täglich sich fortsetzende Heiligung, anders nicht, und durch das Gelübde, nur darauf eure Hoffnung für das Gelingen zu setzen, daß ihr ihn im Glauben umfaßt. Das sind die Bedingungen, auf die hin ihr nach eurer eigenen Aussage das Gelingen baut; das ist die Höhe, in die wir auffahren, die Buße, der Glaube, die Heiligung, was auch als Tiefe erscheint, aber nicht als eine verächtliche, sondern als Tiefe göttlicher Weisheit und Gnade. Das sind die Gelübde, die wir bringen sollen, wenn wir sein ermuthigendes Wort vernehmen wollen: Lasse dich nicht ängstlich dünken, du habest vergeblich gearbeitet, traue auf mich; meine Sache ist die der Wahrheit und des Vaters, der größer ist als Alle. Amen.

Lied 427, 5: Der Herr ist nun und nimmer nicht.

---

# XVII.

# Ueber den Unglauben unserer Zeit in Beziehung auf das böse Geisterreich.*)

Lied 549, 1–3: Rüstet, Christen, euch zum Streite.

## Text: Eph. 6, 10–17.

Zuletzt, meine Brüder, seid stark in dem Herrn, und in der Macht seiner Stärke. Ziehet an den Harnisch Gottes, daß ihr bestehen könnt gegen die listigen Anläufe des Teufels. Denn wir haben nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit Fürsten und Gewaltigen, nämlich mit den Herren der Welt, die in der Finsterniß dieser Welt herrschen, mit den bösen Geistern unter dem Himmel. Um deßwillen, so ergreifet den Harnisch Gottes, auf daß ihr an dem bösen Tage Widerstand thun und Alles wohl ausrichten und das Feld behalten möget. So stehet nun, umgürtet eure Lenden mit Wahrheit, und angezogen mit dem Krebs der Gerechtigkeit, und an Beinen gestiefelt, als fertig zu treiben das Evangelium des Friedens, damit ihr bereitet seid. Vor allen Dingen aber ergreifet den Schild des Glaubens, mit welchem ihr auslöschen könnet alle feurigen Pfeile des Bösewichts; und nehmet den Helm des Heils, und das Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes.

Lasset uns aufrichtig gestehen, meine andächtigen Freunde, daß unser Text Manchen unter uns sehr fremd klingt, wenigstens der herrschenden Ansicht unserer Tage. Der Apostel will uns zum Kampfe rüsten, den ein jeder Christ zu bestehen hat; er will uns fühlen lassen, daß es noch einen ganz andern Gegenstand des Kampfes gibt, als den, welcher uns vor Augen liegt, daß wir nicht bloß mit Fleisch und Blut, mit schwachen Menschen zu kämpfen haben, sondern mit Fürsten und Gewaltigen, mit den bösen Geistern. Das böse Geisterreich ist nach unserm Text der eigentliche Feind. Habe ich also Unrecht, wenn ich sage: Unser Text ist unsern Tagen sehr fremd? Das fällt ja heute zu Tage Wenigen ein, daß der schlimmste Feind der böse Geist sei. Die Meisten lächeln hierüber und halten es für abgethan, für eine veraltete Vorstellung. Ist das nicht eine dringende Veranlassung für uns, uns zu besinnen über diesen herrschenden Unglauben? Das lasset uns thun, lasset uns sprechen von dem Unglauben in Beziehung auf das böse Geisterreich. Wir wollen uns hiebei auf dasjenige beschränken, was für uns am unmittelbarsten anwendbar ist; wir wollen sprechen:

*) Gehalten am 21. Sonntag nach Trinitatis, den 9. November 1851.

1. von der üblen Begründung dieses Unglaubens; und
2. von dessen Schädlichkeit.

1.

Was uns bei dem herrschenden Unglauben in Beziehung auf das böse Geisterreich vor allem in die Augen fällt, ist, daß er so in Widerspruch steht mit der Schrift, und grade besonders der des neuen Testamentes, namentlich auch mit den Worten desjenigen, welcher der Kern und Stern des Ganzen ist, unseres Erlösers. Es ist vergebens zu meinen, das seien da nur Reste aus alten jüdischen Vorstellungen, über welche der Herr und seine Jünger selbst hinaus gewesen, sich nur an sie angelehnt haben. O nein! diese Vorstellung greift sehr tief in die Grundanschauungen des neuen Testamentes ein. Und die wollen wir auslöschen? Was ist es denn, was man ihnen entgegenhält? Man beruft sich auf das Urtheil der großen Menge, bei welcher sich in der neueren Zeit dieser Unglaube festgesetzt hat, wie auf die Autorität mancher einsichtsvoller Geister. Wenn wir aber einmal Autorität gegen Autorität setzen sollen, wer denkt dann nicht gleich an die Reformatoren, vor Allen an einen Luther? wer weiß nicht, wie lebendig in ihnen jener heutiges Tages so angefochtene Glaube war? Und wenn man jenen Ungläubigen gegenüber einen Paulus nimmt, so wüßte ich nicht, wer in Beziehung auf Geisteskraft von unserm jungen Geschlechte ihm nicht weichen, ihm voranstehen sollte. Welches sind denn aber die Gründe, auf die ihr euern Unglauben stützt? Bei der großen Masse der Menschen wird es schwer sein, überhaupt Gründe zu finden. Da ist es gewöhnlich ein reines Vorurtheil gegen diese Lehre; stumpfer Unglaube herrscht bei ihnen vor. Es darf uns nicht verwundern, wenn hier von einem Vorurtheile die Rede ist. Den meisten Vorurtheilen begegnen wir da, wo die Leute meinen, man könne gar nicht anders denken als sie. Wie der Strom geht, so gehen auch die Vorstellungen des großen Haufens, und so bilden sich die Vorurtheile. Wenn ihr den Ersten, Besten aus der großen Masse der Menschen herausnehmt und ihn nach seinen Gründen fragt, so wird er sagen: Habe ich es denn nicht tausendmal so gehört? Habe ich nicht alle diese Dinge verspotten gehört? Alle Welt glaubt nicht daran. Hätte er vor hundert Jahren gelebt, er würde mit der gleichen Zuversicht das glauben, was er jetzt leugnet. Es sind Vorurtheile, und Vorurtheile gegenüber den größten Autoritäten. Wahrlich, das ist zum Erröthen.

Doch wenn auch ihr keine Gründe habt, Gründe müssen da sein.

Gewiß, wir wollen nicht ungerecht sein, denn wir haben es auch mit solchen Gegnern zu thun, die sich nicht mit bloßen Vorurtheilen begnügen werden. Und zwar hat der Widerspruch gegen diese Wahrheit seinen Ausgang genommen von der Bekämpfung des Mißbrauchs unbiblischer, unchristlicher, kurz ganz unwürdiger Vorstellungen von der Geisterwelt: es ist die sittliche Entrüstung gegen solche Vorstellungen, die entschiedene Abweisung alles Magischen. Das sind ernsthafte Gründe. Aber daß sie es nicht allein waren, das liegt doch wohl vor Augen; denn wären sie bloß im Spiele gewesen, so hätte man sich auf eine Reinigung jener falschen Vorstellungen beschränkt: so aber hat man das Kind mit dem Bade ausgeschüttet, und darum werden noch andere, nicht löbliche Gründe dabei gewesen sein. Der nächste Beweggrund ist — gestattet mir den Ausdruck — eine gewisse Kleinstädterei, eine Engheit und Beschränktheit, in welche der Gedanke einer übersinnlichen Welt und des Zusammenhanges zwischen dieser und der sinnlichen nicht hineinpaßt. Ich weiß wohl, man wird aufgeklärt sein wollen und es kindische Gedanken nennen. Was ist denn diese so hoch gerühmte Verständigkeit anders, als eine freiwillige Beschränkung unseres Gesichtskreises? Jene Fragen werden als müßig und unfruchtbar bei Seite geschoben. Das ist eine Verständigkeit, die wir nicht hoch anschlagen können. Es ist so bequem in dem engen Stübchen, darin wir wohnen! O wer die Welt in ihrem ganzen Reichthum ins Auge faßt, ist nicht so leicht in jenem Sinne verständig und aufgeklärt. Könnt ihr es anders nennen als Beschränktheit, was von Gründen uns entgegen gestellt wird? Man sagt: „Ich kenne nur Eine Welt; die Erde, wo ich mit dem Fuße wandle, ist mir die einzige Welt.“ Und wenn man dann auf die Gestirne hinweist, so gesteht man wohl zu, das seien auch Welten, aber doch nur sichtbare; unsichtbare Geisterwelten aber gebe es nicht, und eine Einwirkung einer solchen auf uns sei ein Unding. Besonders aber der Gedanke, daß in einer solchen Welt es noch ein Böses gebe, sei ein aberwitziger Gedanke. Das Böse hänge nur an Fleisch und Blut. Also diese sinnliche Welt wäre die ganze Welt? Ich sollte an einen Gott glauben und mir denken können, daß diese kleine Welt ihm genüge? Nein, ich kann mir keinen andern Gott denken, als einen, der eine Welt des Geistes und der Geister hat. Und es sollte kein Zusammenhang zwischen der unsichtbaren und sichtbaren Welt sein? Die Welt sollte eine Reihe von einzelnen Theatern bilden, auf der jedes sein besonderes Stück spielt? Ich glaube an Einen großen Gott, daher an Eine große Welt, die ein großes Ganzes bildet, in dem alles

zusammenwirkt zu Einem Ziele. Und wo bliebe denn das Böse, wenn es nicht auch hinüber in die unsichtbare Welt seine Wirkung hätte und auch dort so lange fortdauerte, bis es auf sittlichem Wege gelöst wird?

2.

Aber so unschuldig sind jene Vorstellungen doch nicht. Es gibt ja unter Jenen auch hervorragende Geister, die sich wahrlich nicht mit jenen Gründen begnügen könnten, die auch wohl mit geringschätzigem Lächeln hinblicken auf ihre Nachbeter. Sie müssen noch andere Gründe haben. Es ist dieser Unglaube nicht allein Sache des Verstandes; er kommt in letzter Beziehung aus dem Widerwillen des Herzens gegen die unsichtbare Welt. Doch wenn wir diesem Gedanken weiter nachgingen, würden wir dem vorgreifen, was noch zu sagen ist. Lasset uns daher auf die letzte Frage übergehen, ob dieser Unglaube nicht auch schädlich sei.

Wir hören alle Tage, daß unsere Vorstellung von einer unsichtbaren Geisterwelt vielleicht unschuldig sein könne, aber auf keinen Fall könne etwas daran liegen, auf keinen Fall könne sie sittlich förderlich sein, es sei auf keinen Fall etwas daran verloren. In Wahrheit aber ist jener Unglaube höchst bedeutungsvoll und gefährlich. Ich will mit dem anfangen, was Jene selbst unbedeutend nennen. Sicher sind sie gewiß nicht, die Möglichkeit des Irrthums ist gewiß da. Sie werden doch nicht wähnen, daß durch das bloße Ignoriren dieser Dinge die Dinge selbst aufhören; die Anknüpfungspunkte fallen nicht weg durch ihr Leugnen. Glauben wir nicht an eine unsichtbare Geisterwelt, so sind wir nichts destoweniger für ihre Einwirkung gar sehr empfänglich. Die Anknüpfungspunkte liegen in der bösen Lust und Sünde, und diese bleiben uns, wir mögen sie gelten lassen oder nicht, wir mögen glauben oder nicht. Die, welche einmal eine solche Welt der Finsterniß leugnen, werden auf solche Gründe nichts geben, denn was man nicht glaubt, fürchtet man nicht; aber wie ernst es hier zu nehmen ist, das zeigt sich noch auf andere Weise. Glaube oder Unglaube in Beziehung auf die unsichtbare Welt üben einen entscheidenden Einfluß aus auf den Ernst, den wir haben im Kampfe gegen die Sünde, und auf die Waffen, die wir darin gebrauchen. Wie stellen sich Jene das Böse vor? als eine Macht, eine völlige Weltmacht? Nein, sie sehen es in sich. Das Böse ist Jenen zwar auch eine Macht, aber eine große Macht ist es ihnen nicht, und sie meinen sich ihm gegenüber schon sicher stellen zu können. Daß nun ein Solcher der Versuchung zum Bösen ausgesetzt ist, ist doch gewiß.

Daß es auf ihn lauert, daß es jeden Vortheil, den es über ihn erringen kann, erhascht, ist auch gewiß: mit einem Wort, die Macht des Bösen bleibt ihm gegenüber ungeheuer groß. Aber er wird das Böse nicht so fürchten, weil es in seinen Augen eine kleine Macht ist. Jener aber, der an eine unsichtbare Macht des Bösen glaubt, hat einen ganz andern Grad von Wachsamkeit und Vorsicht gegen Versuchungen; er fürchtet das Böse viel mehr, sieht es mit ganz anderm Ernst an, und hat ganz andern Ernst im Kampfe dagegen, aber er hat auch ganz andere Waffen. Diese Waffen bietet uns unser Text. Er redet zuerst von dem Harnisch Gottes, den wir anzuziehen haben. Dieses ist nicht genau übersetzt, es soll heißen: eine vollständige Waffenrüstung. Ja wir müssen alle Waffen anlegen, und wer mit Ernst sich waffnet, wird auch alle Waffen gebrauchen; dann wird er stark sein, wie der Apostel sagt, in der Stärke Gottes. Wenn wir im Bösen einen unsichtbaren Feind zu bekämpfen haben, so können wir nicht unsere Waffen gebrauchen, da kann nur ein Höherer helfen; und darum wenden wir den Blick nach oben und suchen dort Stärke, nicht in unserer eigenen Brust. Nur der Zusammenhang mit einer unsichtbaren Welt des Guten, die Gemeinschaft mit Gott, durch die wir im Himmel einen festen Fuß fassen, kann uns da helfen, das ist da die einzig natürliche Weise des Kampfes gegen das Böse. So streben wir denn vor allen Dingen nach dem, was im Himmel ist, uns dessen zu bemächtigen, uns zu rüsten mit Glauben, Hoffnung, Liebe. Und demgemäß beschreibt unser Text im einzelnen diese Waffenrüstung, deren wir bedürfen. Wir sollen den Panzer der Gerechtigkeit anziehen, den Schild des Glaubens ergreifen, von dem wir wissen, daß er allein hilft. Wenn wir nicht glauben können, wenn wir auf der Erde leben müssen mit dem Herzen, dann ist es unmöglich, den Kampf zu kämpfen. Dann müssen wir aber auch ein freies Herz Gott gegenüber haben durch den Glauben an die Vergebung der Sünde; ein jeder Bann muß zwischen Gott und uns weg sein. Die freudige Zuversicht jener ewigen, herrlichen Dinge gebe Gott uns. Im Glauben und durch diesen Glauben gerüstet mit dem Panzer der Gerechtigkeit, so sollen wir kämpfen gegen diese unsichtbare Welt. Und so ergreifen wir dann auch den Helm des Heils, lassen ihn unser Haupt decken, daß die Streiche, die von oben kommen, uns nicht treffen können. Und dazu greifen wir nach dem Schwerte des Geistes, welches ist das Wort Gottes, und nach der Kraft des Gebetes, suchen betend uns in die heilige Luft und Atmosphäre des Himmels zu stellen, unser ganzes inneres Leben zu

erneuern, reinigen, stärken; und dann beten wir: Herr, schaffe in uns ein reines, neues Herz!

Wie ganz anders muß der verfahren, der von einer unsichtbaren Welt nichts weiß: Er denkt: „Ich will schon mit dem Bösen fertig werden; denn es kommt nur darauf an, mit mir selbst und etwa einem bösen Ungefähr fertig zu werden. Durch Willensenergie, durch eigene Kraft will ich dahin gelangen, daß ich des Bösen Herr werde." O wie kommt man da so auf ganz andere Wege! Wie vernachläßigt man da, was von Mitteln gegen das Böse der Herr und die Schrift uns empfiehlt! Man greift zu solchen Dingen, die uns immer tiefer verwickeln. Das ist die Geschichte unzähliger Menschen, die es zu spät bereuten. Nein, auch dieser heilsame Bestandtheil der christlichen Lehre soll in unsern Augen heilig und werth sein. Er ist nicht nur eine Nebenvorstellung; es ist ja im Rathe der heiligen Weisheit Gottes alles wohl erwogen, alles wohl geordnet; und nur in dieser ganzen Vollständigkeit, in dieser Zusammensetzung ist die christliche Lehre das, was sie sein soll. Lasset uns demüthig Gott vertrauen, lasset uns von ihm lernen in allen Stücken! Amen.

Lied 549, 4: Jesu, hilf du deinen Kindern.

---

## XVIII.

# Wer ist dieser, der auch die Sünden vergibt?*)

Lied 215, 1–4: Jesus nimmt die Sünder an.

### Text: Luc. 7, 49.

Da fingen an, die mit zu Tische saßen, und sprachen bei sich selbst: Wer ist dieser, der auch die Sünden vergibt?

Wir Alle, meine andächtigen Freunde, kennen den Zusammenhang, dem die eben verlesenen Worte entnommen sind. Sie gehören zu der wunderschönen Erzählung von Jesus im Hause des Pharisäers Simon und der

*) Gehalten am 22. Sonntag nach Trinitatis, den 7. November 1852.

Sünderin. Als Jesus hier zum Mahle geladen war, trat sie zu seinen Füßen, netzte sie mit Thränen, küßte seine Füße und salbte sie mit Salben. Nun nimmt sie aus seinem Munde das Wort entgegen: „Dir sind deine Sünden vergeben;" und eben auf dieses Wort hören wir in unserm Texte die, wenngleich stille, doch sehr verständliche Antwort. Die Tischgenossen fragen bei sich selber: „Wer ist dieser, der auch die Sünden vergibt?" Meine Freunde, welchen Eindruck machen diese Worte auf uns? Nicht wahr, einen abstoßenden; wir möchten uns hinweg wenden von Solchen, die Angesichts dieses Schauspiels eine solche Frage aufwerfen können. Und zumal, wenn wir an den Sinn dieser Frage denken, daß sie in verneinendem Sinne gemeint ist, dann muß uns das noch einen Stich mehr ins Herz geben, noch mehr unser christliches Gefühl beleidigen, bei dem Gedanken: Wehe, wenn er wirklich nicht die Sünden vergeben kann! So ist es wohl das Allernatürlichste, Auge und Herz von unserm Texte abzuwenden? O thun wir das ja nicht, fragen wir uns zuerst: Ist es auch das Allerheilsamste? Werfen wir getrost einen Blick auf diesen Spiegel hin, er kann uns doch heilsam werden. Die Frage dürfen wir nur dann von uns werfen, wenn wir wirklich triftige Gründe haben, abweisend zu antworten; sonst wäre es sehr voreilig. Wer aber möchte glauben, schon einen solchen Standpunkt einzunehmen, wo er schlechthin nicht nöthig hätte, sie sich aufzuwerfen? Keiner. Darum lasset sie uns selbst aufwerfen und Gott bitten, daß er uns Gnade gebe, daß wir ihr Gewicht empfinden.

„Wer ist dieser, der auch die Sünden vergeben kann?"

Diese Frage soll der Gegenstand unserer Betrachtung sein. Und diese Betrachtung wollen wir so einrichten, daß wir zuerst sehen, was wir von dieser Frage halten sollen; um uns dann zu fragen, was wir darauf antworten möchten.

## 1.

Was wir zu halten haben von der Frage: „Wer ist dieser, der auch die Sünden vergibt?" das haben wir gewissermaßen schon miteinander ausgemacht, haben uns gesagt, wie sie uns hier begegne, entrüste sie uns nothwendig im Innersten. Gewiß, wenn wir sie so betrachten, können wir schnell fertig sein mit unserm Urtheil. Die Frage ist da zugleich eine Antwort, eine furchtbare Anklage der Pharisäer gegen Jesus. Sie wollen nichts Geringeres aussprechen, als daß er frevle, gotteslästerlich frevle, indem er der Sünderin vergebe. Es ist hier ganz derselbe Fall, den wir ja auch

in der Erzählung von dem Gichtbrüchigen finden, zu dem Jesus auch sagt: „Sei getrost, mein Sohn, Deine Sünden sind Dir vergeben", welche Anrede Einige unter den Anwesenden so zum Zorn aufreizt, daß sie bei sich selbst sprechen: „Dieser Mensch lästert Gott."*) Und daß auch hier die Frage nicht anders gemeint, daß sie eine durchaus verwerfliche war, liegt offen zu Tage; zumal, wenn wir bedenken, welch rührendes, reizendes, erhabenes Bild eben vor unsern Augen vorübergegangen ist, daß wir den Herrn in seiner Reinheit dastehen sehen. Die Leute scheinen das Frevelhafte ihrer Frage auch selbst gar wohl zu fühlen; es heißt ja, sie hätten es bei sich selbst gesprochen, wohl nicht mit dem besten Gewissen.

Aber es ist doch eine ganz andere Sache, wenn wir die Frage, wie sie hier lautet, an und für sich betrachten, abgesehen davon, in welchem Sinne sie ausgesprochen wurde, wenn wir sie als eine eigentliche Frage betrachten, bei der es noch vollkommen offen steht, daß die Antwort die ehrenvollste sein kann. Wer wollte dann sagen, sie müsse uns so sehr fern liegen, sei unnatürlich, unveranlaßt? Wäre es nicht leicht möglich, daß wenn Jemand diese Frage nicht in seinem Herzen hätte aufsteigen lassen, das gar kein günstiges Zeichen für den Stand seines innern Lebens wäre? Wenn Jemand lebendig erwägt, was das sagen will, Vergebung der Sünde einem Andern zusprechen, wenn Jemand das ernstlich bedenkt, dann ist gewiß der allernächste Gedanke der: Wie kann irgend Einer, und wenn es selbst dieser Jesus wäre, den Muth haben, Vergebung der Sünden auszusprechen? Und diese Frage muß doch wahrlich ein Christ vor allem an sich richten; denn was ist es mit uns, wenn auch das nicht so ist, wenn das Wort: Sei getrost, mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben, auch nur ein leeres, ja ein frevelndes Wort ist? Und wenn uns das nicht so unmittelbar gegenwärtig wäre, es käme nur darauf an, uns zu verdeutlichen, was darin liegen will, Vergebung der Sünden zu verheißen. Vergebung, das sehen wir Alle, in dem Sinne, worin das Wort hier vorkommt, bezieht es sich auf die Sünde, welche wir Gott gegenüber zu verantworten haben; es ist nicht von den Sünden die Rede, insofern wir sie Einer dem Andern gegenüber verschuldet haben. Denn daß wir diese vergeben können, so schwer es uns werden mag, ja dazu die dringendste Veranlassung haben, das werden wir fühlen. Das ist auch keine eigentliche Vergebung der Sünden, denn hier ist Sünde und Schuld auf beiden Seiten, und Vergebung nur eine gegenseitige Auswechselung der Sünde,

---

*) Matth. 9, 2. 3.

wenn auch die Theile nicht ganz gleich sind; man vergibt dem Nächsten, weil man selbst der Vergebung bedarf. Aber anders ist es, wenn Jemand auftritt und sagt: „Gott hat dir deine Sünden vergeben", und zwar das ganz bestimmt, auch dem Einzelnen gegenüber; wenn er Angesichts des überströmenden Schmerzes der Sünde einem Gemüthe, das aufs tiefste davon ergriffen ist und keinen Rath, keine Ruhe findet, sagt: „In Gottes Namen, deine Sünden sind dir vergeben!" Was ist es denn für eine Vergebung, was soll dir Gott vergeben? Die Sünde! Ja, wer es weiß, was das bedeutet, steht wohl an, gleich zu sagen: Jesus kann dir die Sünde vergeben. O was das Wort Sünde bedeutet, steht in keinem Buch, kann man in keiner Schule lernen; das gehört der Erfahrung des Einzelnen an, nur das verzehrende Feuer der Herzensangst läßt es uns erfahren. Unter allem Entsetzlichen ist nichts Entsetzlicheres, unter allem, was dem Menschen Grauen einflößen könnte, nichts, was es in diesem Maße könnte und dürfte, auch bei der verständigsten und nüchternsten Betrachtung. Wir denken bei unserer Sünde gewöhnlich nur an die einzelne Sünde, die einzelne dem göttlichen Gesetz widerstreitende That; wir denken, die Sünde ist so klein wie der Augenblick, den sie einnimmt in ihrer Entstehung. Aber Gott sieht es anders an von seiner Höhe herab. Wir selbst können es oft genug mit unsern Augen verfolgen, wie weit die Folgen unserer Sünden gehen, wie sie auch Andere mit hineinziehen in unser eigenes Verderben. Gott aber mit seinem alles überschauenden Auge sieht sie in ihrem ganzen Umfange; und dennoch sollte er die Sünden vergeben können? Es ist Vergebung der Sünde. Habt ihr wohl gemerkt, was darin alles liegt? Hinwegnahme der Schuld, Erlassung der Strafe, aber noch mehr: freundliche Zuwendung Gottes zu uns in Liebe, nicht nur des Wohlwollens, sondern auch des Wohlgefallens. Gott vergibt dem Menschen, das heißt zugleich, er nimmt den sündigen Menschen in seine Arme, drückt ihn an sein väterliches Herz, läßt ihn den Odem seiner Liebe empfinden. Nun, muß man nicht sagen, Vergebung der Sünde ist etwas unendlich Hohes? Ach wie kann man sich so leichtfertig darüber hinwegsetzen. Aber das ist noch nicht alles. Vergebung der Sünde, die Gottes würdig ist, die von aller schwächlichen Schonung frei ist, bei der die Sünde in ihrer ganzen Schärfe von Gott zurückgewiesen ist, bei der Gott nicht von fern etwas mit der Sünde gemein hat, eine solche kann ja nur wahrhafte Vergebung sein. Aus Gottes Hand möchten wir ja auch keine andere annehmen. Eine Vergebung, die die Heiligkeit Gottes verletzte, verdunkelte, auch wenn es nur für unser eigenes

Auge wäre, weisen wir zurück, sie wäre zu theuer, kostete uns Gott selbst. Und wenn die Wahl also stände: keine Vergebung der Sünde, aber doch unsern höchsten, heiligsten Gott behalten, oder Vergebung der Sünde und Gott verlieren, den wahren, urheiligen, ewigen; dann würden die Tüchtigsten sagen: Lieber keine Vergebung der Sünde, und Gott behalten! Solch' eine Vergebung muß es sein, und darin liegt auch schon, daß es eine sei, welche in sich selbst ihrer Natur nach die Kraft der Heiligung hat. — Nun endlich noch dieses Eine! Vergebung der Sünden in Gottes Namen ertheilen, heißt das denn bloß, daß Gott aussprechen will: deine Sünden sind dir vergeben? ist das schon Ertheilung der Vergebung? ist die Vergebung schon empfangen, so lange nur das Ohr sie vernommen und das Herz noch nichts davon weiß, so lange im Herzen noch ununterbrochen Nein! gerufen wird zu allem dem, was von außen her Tröstliches kommt? Die Vergebung der Sünden ertheilen heißt auch das arme, zertretene Herz befriedigen, das Gewissen stillen, das uns anklagt wegen der Sünde, den heiligen Frieden Gottes mit allen seinen Süßigkeiten ihm geben: wer sie also ertheilen will dem Andern, muß selbst die Macht besitzen, das Gewissen, das uns anklagt, zu stillen, vor Gott selbst zu stillen und den Genuß der heiligen, vergebenden Barmherzigkeit Gottes in das Herz zu tröpfeln, das danach lechzt.

Hiermit sei es denn genug! Jetzt wollen wir uns fragen: Liegt wohl einem ernst nachdenkenden Menschen die Frage so fern: Wie kann denn Jesus Sünden vergeben? Gewiß nicht! Und wenn wir sagen würden: Aber die wenigsten Menschen fragen doch so, auch unter den Christen; soll das ein Beweis sein, oder soll ich euch nicht antworten: Ach leider, leider fragen die wenigsten Menschen so! Das ist ein böses Zeichen, wenn in einem Christenherzen diese Frage niemals aufkommt; denn wahrlich, nach dem, was wir jetzt eben besprochen, können wir es kaum begreifen; und um es zu begreifen, müssen wir uns auf einen nicht erfreulichen Standpunkt setzen. Ja, Vielen kommt sie niemals in die Seele. Aber wie geht es doch zu, daß sie die Sündenvergebung so geringschätzig behandeln und als etwas Kleines verachten? Lasset uns die armen Brüder anschauen, wie sie innerlich gestaltet sind. Nun, sie sind nicht alle auf gleiche Weise gestaltet. Da sind Einige, für die der Gegenstand der Frage gar kein Interesse haben kann, die etwa so denken: „Die vielen wichtigen Tagesangelegenheiten, die großen und kleinen, lassen uns nicht Zeit, die Frage an uns zu richten. Vergebung der Sünden dünkt uns eine Sache, die

höchstens im Alter, wo man seine Rechnung machen muß, an die Tagesordnung kommen könnte.“ Und doch ist, wie Jeder sich sagen muß, diese Frage die allerbrennendste und vielleicht die einzige, die Keiner umgehen kann; Sündenvergebung ist das schlechthin allgemeine menschliche Bedürfniß. Indessen so weit kommen diese weltverständigen Menschen nicht, daß ihnen dieser einfache, kinderleichte Satz einleuchtete. Und wenn sie einmal daran denken, daß die Menschen so viel von Sünde reden und wie das Christenthum sich eigentlich ganz auf Sündenvergebung baue, so sagen sie: Die Sünde ist da, das läßt sich nicht leugnen; aber sie ist eben unzertrennlich von der Welt. Gott hat die Welt einmal so gemacht; und wenn sie in ihrer Art nicht vollkommen ist, so können wir nicht davor. Ja, wenn es Dummheiten, Unbesonnenheiten, Thorheiten, dumme Streiche wären, dann wären es gewiß wichtige Dinge! Oder wenn sich damit das Gewissen nicht beruhigen will, so gibt es gewisse Unterschiede zwischen Sünde und Sünde; und von den allergröbsten Sünden, wie etwa in unserm Texte bei der Sünderin, weiß man sich doch frei. — Diese Alle fragen nicht: „Wie kann Jesus die Sünden vergeben?“ O welch ein Standpunkt ist das, o welch eine Vorstellung vom menschlichen Dasein und dem Beruf des menschlichen Geistes ist das doch, die mit so leichter Mühe über die wichtigste Frage des menschlichen Daseins hinwegeilt!

Aber da sind noch Andere, die scheinbar eine ganz entgegengesetzte Richtung nehmen. Ja, werden sie sagen, die Vergebung der Sünden ist eine unmögliche Sache; und eben darum wäre es thöricht zu fragen, wie sie möglich sei. Die Sünde! je nun, sie ist allerdings nichts Kleines; und ihre Folgen, wer kann sie ermessen? Aber was geschehen ist, ist geschehen, und da kann kein Gott helfen. Da bleibt nichts übrig, als geduldig und gefaßt es zu tragen, und wenn es auch bis in die Ewigkeit wäre. So stehen sie da mit erzwungenem Gleichmuth und wollen Schlimmes tragen mit kaltem Herzen. O wäre das etwa eine höhere Stufe? Ach der Gleichmuth! Es kommen Stunden, wo er nicht Stand hält. Aber laßt ihn auch Stand halten, wäre das ein edles Standhalten? wäre das ein Gott, der des Daseins werth wäre, ein Gott, dem das edelste Vorrecht des menschlichen Herzens abgeht? Das wäre ein armer, elender, beklagenswerther Gott! Es ist aber noch ganz anders bestellt mit diesen Leuten; es ist nicht eigentlich der resignirende Gleichmuth, sondern der Stolz, der läppische Hochmuth, der sie scheu macht, in Buße ihre Kniee zu beugen und aus reiner Gnade Vergebung zu nehmen aus der Hand Gottes.

Zu diesen beiden kommt noch eine dritte Klasse von Solchen, die immerhin an Vergebung der Sünde denken, aber gar nicht den vollen Inhalt derselben kennen, die meinen, Vergebung der Sünde empfangen sei gar kein besonderer, im Innersten des Daseins zu spürender Vorgang; nichts anderes, als daß wir uns an die Verheißungen der Gnade erinnern, die uns ja von allen Seiten entgegentreten und wodurch wir einen Schluß auf die Vergebung unserer Sünden machen. Das könne ja Jeder thun auch in Beziehung auf die Andern, und darum sei es gar nichts Auffallendes zu sagen: Nun, Gott will ja Allen vergeben; nimm für dich auch deinen Theil! — Diese wissen noch nicht, was das heißt, irgend etwas, was man noch nicht besitzt, erhalten; daß es heißt, dem Herzen wirklich Frieden geben, es aus der Angst erretten und in den Himmel erheben. Sonst würden sie anders denken und mit den Leuten in unserm Texte fragen: „Wer ist dieser, der auch die Sünden vergibt?"

2.

Diese Frage also liegt Jedem unendlich nahe, der über sich ein wenig nachdenkt. Und doch, so sehr sie sich auch aufdrängt, so unabweislich sie auch ist, die Antwort muß getrost ausfallen, wir können getrost triumphiren: Ja, dieser Jesus ist der, der auch die Sünden vergibt! Diese Frage muß und darf gestellt werden. Und da möchte man vor allem sie in die Geschichte des Herrn hineinstellen. Wenn einer da den Herrn wirklich Sünde vergeben sieht, so kann er nicht daran zweifeln, daß er es kann. Schaut ihn an, ob in ihm irgend etwas Unreines sich findet! Seht, wie er Glauben fordert, weil der Glaube die unerläßliche, in der Natur der Sache aufs tiefste begründete Bedingung der Vergebung ist. Seht die ganze Art und Weise, wie er den Sünder behandelt, damit dieser recht verstehe, was er von ihm verlangt; wie er selbst dafür Vorkehrungen trifft, daß die Fragen, die in dem menschlichen Herzen entstehen, auch sofort eine Beantwortung finden. Fragt nur die Kranken, die an ihrer Seele Kranken, die er geheilt. O könnten wir die Sünderin in unserm Texte fragen, ob sie wohl irgend etwas empfinde, daß hier ein Mensch die ihm gegebene Vollmacht überschritten habe! Sie können wir zwar nicht mehr fragen, fragen wir aber statt ihrer die vielen Tausende von andern Sündern, denen noch immer das Gleiche widerfahren ist, ob sie den Gedanken an eine Lästerung haben empfinden können in dem Augenblick, wo Jesus für sie das Wort der Vergebung aussprach. Und hat denn Gott selbst etwa ein solches Wort des

Herrn als Frevel angesehen? Hat er denn nicht darauf geantwortet? Er hat es gethan mit Wundern und Zeichen, er hat es beglaubigt auch durch die Heilung des Leibes, so wie seinem Sohne die Heilung der Seele zukam. Er hat geantwortet nicht nur durch äußere Zeichen; auch in den Herzen der Sünder hat er geantwortet und seinen Frieden und seine Liebe über sie ausgeschüttet; und das ist doch ein unverkennbares Zeichen. — Auf diese Frage laßt uns ein andermal noch einmal zurückkommen; wir werden uns fragen, welche Eigenschaften bei einem Menschen erforderlich sind, um Sünden zu vergeben, und werden finden, daß alle diese Eigenschaften in Christo sich vereinigt finden.

O halten wir das fest: das ist unser größtes Kleinod, daß wir vertrauensvoll dem Worte glauben dürfen: Jesus kann dir die Sünden vergeben. Hüten wir uns, die Sündenvergebung, die wir einmal empfangen haben, wieder in Frage zu stellen, sie zu verlieren, sie, die unter allem, was wir verlieren können, das Unersetzlichste ist. Ja, das sei es, was wir auf die Frage der Leute im Text antworten: Er ist es allein, der die Sünden vergeben kann; und warum wir Alle so reden können, wir wissen es aus der eigenen Erfahrung; unsere Sünde hat er weggenommen, so daß sie uns nicht richten und verdammen, uns nimmermehr überwältigen kann. Amen.

Lied 215, 8: Jesus nimmt die Sünder an.

---

## XIX.

## Das menschliche Leben im Lichte des Todes.*)

Eingangslied 253, 1—3: Wie fleucht dahin der Menschen Zeit.
Hauptlied 591, 1—4: Jerusalem, du hochgebaute Stadt.

### Text: Psalm 90, 12.

Lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden.

Ob die heutige Feier bei uns einem gefühlten Bedürfniß entgegen kommt, diese Frage brauchen wir nicht in unserer Mitte zu erheben.

---

*) Gehalten bei der Feier zum Gedächtniß der Verstorbenen, am letzten Sonntag des Kirchenjahrs, den 21. November 1852. An diesem Tage pflegt in der Gemeinde zu Bonn das heilige Abendmahl gefeiert zu werden.

Wer während des ganzen Jahres im Gotteshause nichts zu suchen hatte, an dem Tage, wo er seiner Abgeschiedenen gedenkt, gedenkt er auch Gottes. Ja, die Kirche, wenn sie einen alljährlichen Erinnerungstag an ihre abgeschiedenen Glieder verordnete, sie ist einem allgemeinen Bedürfniß der Menschen entgegengekommen. Und ich meine, wenn wir auf die Reihe Derer, welche der Herr in diesem Jahre aus unserm Kreise gerufen, zurückblicken, wir finden reichliche Veranlassung, heute der Abgeschiedenen zu gedenken. Der Tod ist in diesem Jahre in gar sichtbarer Gestalt an uns vorübergegangen, und wer sonst an ihn nicht gedacht hätte, ist im verflossenen Jahre an ihn erinnert worden. Und eben am heutigen Tage, wo wir der Dahingeschiedenen gedenken, können wir nicht umhin, des Todes selber zu gedenken. Durch den Gedanken an den Tod wird ja erst der Gedanke an Die möglich, die einst uns angehörten und leider in diesem Sinne jetzt nicht mehr angehören; er ist das Band, welches uns mit ihnen verbindet. Und so darf dieser Gedanke uns nicht abschreckend und fremd bleiben. Es ist der, durch den allein die Erinnerung vielleicht an das, was uns das Theuerste im Leben war, gemildert werden kann. Darum scheint uns der heutige Tag dasselbe nahe zu legen, was wir vorher aus dem Munde Mosis, des Mannes Gottes, hörten: „Herr, lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen", lehre uns den Gedanken an den Tod ins Auge fassen, uns mit ihm befreunden, ihn lieb gewinnen, daß der Tod unser Trost und unsere Erquickung werde. Wenn wir einmal im Gefühl, allein zu stehen auf Erden, verlassen von allen den Abgeschiedenen, die Welt immer einsamer um uns her werden sehen, dann wird, wenn wir mit diesem Gedanken befreundet sind, auch das uns nicht so peinlich drücken; und darum können wir wohl in dieser Stunde nichts Natürlicheres thun, als uns auf den Standpunkt des Todes zu stellen und von ihm aus, in seinem Lichte, unser Leben zu betrachten; und diese Betrachtung wird uns wohl auf folgende drei Punkte führen, die wir als unsere Ueberzeugung in dieser Stunde zu erneuern und zu beleben Gottes Gnade anrufen, daß wir eingestehen:

1. Der Tod an und für sich wirft keinen dunkeln Schatten in unser Leben.

2. Der Tod aber freilich, wie wir ihn allein aus der Erfahrung kennen.

3. Aber auch der Schatten dieses Todes ist getilgt, wenn wir an Christum glauben.

1.

Der Tod, meine Brüder, ist nach der gemeinen Ansicht der Menschen etwas Schreckenvolles. Der Gedanke des Todes ist für die Allermeisten mit dem Schrecken unzertrennlich, für alle Die nämlich, die nie mit Ernst dem Tode ins Auge geblickt und seine Züge im einzelnen betrachtet haben. Freilich auch nur für diese; denn es gibt gar Viele, denen der Gedanke an den Tod ein freudiger, seliger, ihr liebster Gedanke ist. Täuschen wir uns nicht, wenn die Mehrzahl der Menschen diesen Gedanken möglichst weit von sich hält; es gibt, auch unter uns, Mühselige und Beladene, die sich freuen auf den endlichen Feierabend des Lebens, wie der Tagelöhner in der Hitze und Last der Arbeit; nicht bloß von Denen, die äußere Mühe und Noth in vollem Maße zu tragen haben, auch unter Solchen, denen man es gar nicht ansehen mag, die rüstig durch's Leben gehen, deren Auge nicht mit Thränen gefüllt ist. Es ist gewiß nicht das Richtige, lebenssatt zu sein, abgestumpft für die Arbeit, die Lebensaufgabe; aber es ist doch auch sehr natürlich, daß Mancher unter seiner Last seufzt, denn Manchem ist nach dem heiligen Rathschluß Gottes eine Bürde aufgelegt, die er fühlen muß und soll. Und da ist Manchem verstattet, in seines Herzens tiefstem Grunde zu denken: Ach, wenn der Tag käme, da der Tod meine Last von den Schultern nähme und mich führte zu Dem, der Niemand mehr aufgibt, als er tragen kann; denn ich weiß nicht, wie ich durchkommen soll mit meiner schweren Bürde.

Für Alle, die so reden und empfinden, hat der Tod eine erfreuliche Seite. Aber sehen wir nun davon ab und blicken dem Tode selbst ins Angesicht! Sieht er so schreckhaft aus? Sehen wir die veränderte Gestalt des Menschen, wie sie aus der Hand des Todes kommt. Ein entseelter Leichnam ist kein furchtbarer Anblick. Er hat auf seinem stillen Lager eine Ruhe, die man am bewegten Menschen wenig sieht. Da ist die so viel bewegte Gestalt endlich ruhig geworden; der Tod hat alle die Züge ausgelöscht, die während des langen Lebens sie oft so entstellten. Da liegt sie in dem ruhigen, stillen Ernst vor unsern Augen, der man es anfühlt: ja hier ist Gottes Werk. — Das Bild aber des geistigen Wesens, des eigentlichsten, innerlichsten Lebens des Todten, es ist auch nicht entstellt durch die Hand des Todes. Nein, veredelt und verschönert steht es vor unsern Augen da. Der Tod versöhnt, ist eine gemeine Rede und eine wahre Rede. Es ist nicht bloß eine Täuschung, wenn wir die Abgeschiedenen in reinerm und günstigerm Lichte zu sehen glauben, wenn wir sie milder beurtheilen; sie

stellen sich jetzt wirklich in einem Lichte dar, in welchem wir sie milder und liebevoller beurtheilen müssen. Der Tod bringt alles zur Ruhe. Jene fortwährende Bewegung, jenes rastlose Hin- und Herrennen nach dieser und jener Seite des Lebens ließen uns die wahren Züge der menschlichen Gestalt nicht sicher erkennen, die vor unsern Augen wandelte. Das Bild verschwamm fortwährend; jetzt, da es sich zur Ruhe gestellt, sehen wir, wie es eigentlich war im innersten Grunde des Lebens. Es liegt das Leben jetzt als ein Ganzes vor unsern Augen. Sonst sahen wir immer nur einzelne Auftritte, und der Zusammenhang entging uns. Wir wußten noch nicht, wie lange es dauern, und wie es noch hundertfältig in andere Leben einwirken würde. Jetzt aber hat Gott der Schöpfer ihm das Ziel gesteckt; und siehe da, es tritt uns ein eigenthümliches Ganzes entgegen, und wir sagen uns, er war doch keine Null in der Mitte unserer Brüder. Es war ein eigenthümlicher Gedanke unseres Schöpfers, der in ihm sich verwirklicht hat, und, wenn auch tausendfach entstellt, sich hindurchzieht. Während die Lebenden unter uns wandeln, sehen wir ihre Bewegungen fortwährend im Zusammenstoß mit andern; da tritt immer Einer dem Andern in den Weg, fühlt sich von ihm bedrängt. Ist es da wohl ein Wunder, wenn sich die freundlichen Mienen unseres Antlitzes oft verdüstern? Da sehen wir die Liebe nicht im Bruder, eben darum, weil wir nicht mit Liebe ihm entgegen kommen. Jetzt aber, wo der Tod diese Bewegung zur Ruhe gebracht, wo er reinlich ausgesondert hat dieses Bild von allen andern Menschenleben, und Keiner die stille Ruhe mehr stört, die auf seinem Antlitz ausgegossen ist, sehen wir nicht die bewegliche Außenseite seines Lebens, sondern sein Innerstes bis auf den Herzensgrund; und da gehen uns die Augen auf, wir sagen, der Blick der göttlichen Allwissenheit mag wohl etwas ganz Anderes, Besseres in ihm gelesen haben als wir. Wir fangen an, ihn anzusehen mit den Augen, mit denen Gott ihn ansieht. Und ungeachtet es das strengste Auge ist, so ist es doch das Auge der heiligsten Liebe; und der erscheint es anders als uns mit unserer blöden Verblendung. Da sind wir versöhnt, nicht bloß mit dem Urtheil unserer Lippen, sondern aus Herzensgrund. Der Tod versöhnt, weil er verschönt.

Aber unsere Frage geht ja nicht dahin, welche Gestalt der Tod dem Angesichte des Todten verleiht, sondern wie nimmt sich in seinem Lichte das Leben aus? Und sollen wir auch da sagen: Der Tod verschönt, veredelt das Leben? Die Allermeisten zwar meinen, wenn dieses Leben kein Ziel hätte, dann wäre es schön, lebenswerth. Haben diese sich wohl recht

darüber besonnen? Nein, gewiß nicht. Setzt doch den Fall, das Leben flösse ohne Ende dahin von tausend zu tausend Jahren! Nun, was wäre dann der Zweck des Lebens? Er könnte nur in ihm selber gesucht werden. Und was könnte denn in diesem unserm gegenwärtigen Leben, wenn es selber soll als Zweck betrachtet werden, unser Zweck sein? „Lebensgenuß", ist die Antwort, die Alle in Bereitschaft haben; „und ein Leben, dessen Zweck Genuß wäre, das wäre ein schönes, reiches Leben." Wäre es das? Wir können zuverlässige Antwort auf diese Frage erhalten. Es gibt ja unter Denjenigen, die meinen, Genuß sei des Lebens Zweck, auch wohl Solche, die, wie die Leute sagen, so günstig gestellt sind, daß sie diesen Zweck auch zu dem ihrigen machen können. Fragt diese, ob sie glücklich sind, ob ihnen das Leben schön und werthvoll erscheint. — Es ist kein eitles Wort mit dem Genuß, und ein Leben ohne Genuß wäre kein Leben; aber nur als Erfrischung für Arbeit und Wirksamkeit gibt es Genuß. Genießen um zu genießen heißt sich für den Genuß unfähig machen, an der Quelle dürsten. Nur wenn es einen Zweck über den Genuß hinaus gibt, hat er für uns Werth; und gibt es einen solchen Zweck, so muß es auch ein Mittel zum Zweck, ein Ende des Lebens geben. Ja wenn es eine Auflösung des sinnlichen Lebens gibt, einen Ueberschritt aus der sinnlichen in eine andere Welt des reinen Geistes, dann gibt es einen herrlichen Lebensgenuß, dann hat dieses Leben einen Werth, als Zeit der Saat; dann ist auch eine Ernte zu erwarten, es kommt etwas heraus bei ihm für die Welt und für jeden Einzelnen, eine Frucht, aber freilich erst, indem es diesen Boden des sinnlichen Daseins verläßt. Der Tod ist es, der Bedeutung, Ernst und Würde, Reichthum und Schönheit diesem Leben gibt. Freuen wir uns, daß in der Laufbahn des Daseins ein Punkt mit dem Namen Tod bezeichnet wird, und daß es nicht bloß ein ewiger Kreislauf ist, welcher nichtig, ermüdend wäre, abstumpfend die Lust am Leben.

2.

Doch damit wird Keinem der Schauer in der Seele erstickt sein, der bei dem Gedanken an den Tod uns Alle unwillkürlich überfällt. Ich höre euch sagen: Ja, den Tod, den du meinst, wollen wir uns gefallen lassen, aber ein anderer ist der, der um uns her sein schmerzliches Werk treibt. Er wird dargestellt als ein dunkler Schatten, der auf unserm Leben lastet, und nicht bloß furchtbar, sondern aufs tiefste demüthigend. — Ihr habt Recht. Der Tod, den wir aus Erfahrung kennen, ist nicht bloß der An-

fang eines geistigen und das Ende eines sinnlichen Lebens, der Uebergang aus einer Lebensperiode in eine höhere, der ja mit all den Freuden verbunden sein muß, wie überall, wo ein Fortschritt stattfindet. Er ist eine uns fremde Macht und greift zerstörend ein in das Werk unseres Lebens, nicht etwa aber eine von uns selbst gesuchte und begehrte Forderung, sondern eine Macht, die wir nicht zu beseitigen wissen. Nicht etwa kommt er, wenn wir uns selber sagen: Jetzt ist es soweit, ich muß und will das sinnliche Dasein abbrechen und in ein höheres übergehen; er ist nicht ein Schlaf, dem man sich ermüdet anvertraut mit der Gewißheit, beim Wiedererwachen sich in dem bessern Leben zu befinden. Nein, er kommt nicht nur, wenn wir nicht wollen, sondern wenn wir uns in der besten Arbeit des Lebens befinden, ungerufen und ungeahnt, wie aus einem Hinterhalt; und keinen Augenblick sind wir gesichert. Nicht ist es bei seinem Eintritt in unser Zimmer, wie wenn Himmelsluft, kräftige Luft eines rein geistigen Daseins uns anweht. Er kommt mit seinen Schmerzen und Qualen, in den meisten Fällen nicht, wie wenn er uns ankündigen wollte, eine freudige Veränderung würde eintreten, wir würden bald eine höhere Stufe erreichen, nach der wir uns gesehnt. Nein, er macht ein schmerzenvolles Gesicht, und das Allererste, woran er uns erinnert, ist, daß er uns von dem Kreise Derer, die uns lieb sind, trennen wird. Das sagt er uns und ihnen, und mit Thränen stehen sie an unserm Krankenbett bei dem Tode, von dem sie meinen sollten, er sei die Krone des Lebens. Wir fühlen, daß wenigstens für eine Zeit die Bande, die uns im Leben aneinander hielten, gelöst werden. Sie sagen, er wird einsam wandeln, ohne uns. Der Tod freilich, wenn er bloß aus den Banden des sinnlichen Daseins löste, wäre nicht thränenreich, wir würden uns vielmehr freuen, daß jetzt die letzte Scheidewand für die Herzen, die Geister gefallen, die uns bis jetzt immer in einiger Entfernung gehalten. Aber der Tod findet uns nicht reif für das andere Leben. Wir sagen uns, die Welt, in die wir eingehen sollen, ist uns noch so fremd, so wenig bekannt. Wir haben kein Vertrauen zu ihr und müssen uns doch unbedingt dem Tode anvertrauen, das wissen wir.

Das ist ein Tod, der uns widernatürlich ist, vor dem wir wohl Ursache haben, uns zu grauen. Wissen wir doch, wo die eigentliche Ursache dieses Grauens ist. Sie liegt in dem Zusammenhang des Todes mit der Sünde. Der Tod ist der Sünde Sold.*) Nicht der Tod überhaupt,

*) Röm. 6, 23.

sondern der, den wir aus unserer Erfahrung kennen. Dieser Tod ist eine Störung, die in unser Dasein gekommen ist, die nur von einer Störung des sittlichen Lebens herrühren kann. Eben darum ist sie so furchtbar und mit solcher Verantwortlichkeit begleitet, oder ist die Vollziehung all der Verantwortlichkeit, die wir während des Lebens in sittlicher Beziehung auf uns geladen haben. Die Schrift braucht es nicht erst zu sagen, wir fühlen es selbst, daß die Sünde Ursache des Todes gewesen ist; und wir können es oft mit Händen greifen, wie die Sünde das Leben verstört; eine Stimme in unserer Brust sagt uns, der Tod kommt in dieser Gestalt nur im Gefolge unserer Sünde; und da soll es uns grauen. O, daß es uns auch auf die rechte Weise graute, daß all die Schrecken des Todes sich für uns in Einem Gefühl sammelten: der Tod ist der Sünde Sold; denn das ist der Grund des Schreckens, deine Sünde als die Ursache des Todes und nicht umsonst bebst du, denn vor der Sünde sollst du beben!

### 3.

Wenn wir nun aber in diesem einen Gedanken Alles zusammenfassen, dann können wir auch über den Schrecken hinaus kommen; denn dann können wir uns auch zu Christo wenden, zu ihm, der auch diesen Tod überwunden hat, vor dem wir grauen müssen. Ja, Christus hat den Tod überwunden, vor dem uns grauen soll; und wer an ihn glaubt, für den hat er ihn auch überwunden. Freilich, keiner von allen diesen Gläubigen entgeht diesem Geschick, wir alle müssen hier hindurch gehen; aber das ist eben der letzte Tribut, den wir der Sünde gezollt, und wenn wir das gethan, sind wir frei von allem, was die Sünde uns anhaben kann. Dann sind wir da, wo der Tod nimmer für uns ist. Wie kommt es denn, daß der Christ diese ganz veränderte Stellung einnimmt? Er hat an seinem Herrn gesehen, was der Tod ist, wie sein Herr ihn besiegt, ihm die Macht und den Stachel genommen. Der Erlöser ist auch durch die dunkeln Pforten des Todes hindurchgegangen. Aber siehe da, jetzt ward es Licht, er kam in Herrlichkeit und Majestät hindurch. Er zeigte, wie das Leben, das rein und heilig ist wie sein eigenes, göttliches Leben, die Macht ist, der auch dieser Tod nicht widerstehen kann; und er hat zugesagt, daß, wer an ihn glaubt, den Tod nicht schmecken soll, daß der schon jetzt durch den Tod hindurchgedrungen ist zum Leben, und daß, wer an ihn glaubt, an die Auferstehung und das Leben glaubt, und wenn er auch stürbe, nicht

sterben soll.*) Und wo wäre ein Christ, der ihm den Glauben versagte?

Drum, auf sein Wort betrachten wir den Tod als für uns überwunden und sehen nur das Leben, das hinter ihm erglänzt und die hellste Beleuchtung zurückwirft auf dieses jetzige Dasein mit aller seiner Mühe, Noth und Eitelkeit! Und da kommt denn die Glaubensfreudigkeit in die Seele; und wie schwer uns auch oft der Gedanke an den Tod drücken mag, wir wissen es: Nicht uns leben wir, sondern dem Herrn.**) Ja, der Christ kann Freude am Tode haben. Drum kann er auch mit seinen Abgeschiedenen täglich und stündlich im Innersten des Herzens verkehren, und daß sie als Abgeschiedene im Gewande des Todes verkehren, scheucht ihn nicht zurück. Er kann es; und darum heilen in des Christen Herzen die Wunden aus, die der Tod ihm geschlagen.

O, lasset uns das recht lernen, wenn wir es noch nicht können; aber vergessen wir nicht, wir können es nur von Christo lernen, nur, wenn wir dem Erlöser vertrauensvoll ins Auge schauen, kann der Tod für uns ein freundlicher, lebenverklärender werden. Die kalte Resignation hilft nichts, das hat die Erfahrung bewiesen, nur der warme, demüthig sich hingebende Glaube macht den Tod uns süß und den Gedanken an ihn zur Norm des Lebens; und diesem Bilde des Todes gegenüber lasset uns desto fester und unverwandter Christo ins Auge schauen! Und ihr, die ihr heute an den Tisch des Herrn tretet, blicket ihm durch sein Auge ins Herz; dann werdet ihr es auch empfinden, daß Er den Tod überwunden und Leben, unverwesliches Leben uns verheißt. Amen.

Lied 591, 8: Du bist mein Ziel, erhab'ne Gottesstadt.

---

*) Joh. 5, 24; 8, 51. 52; 11, 25.
**) Vgl. Röm. 14, 8; 2. Kor. 5, 15.

## XX.

# Daß wir keines andern Erlösers zu warten haben.*)

Eingangslied 31, 1. 2: Hosianna, Davids Sohn.
Hauptlied 38, 1—4: Wir singen dir, Immanuel.

### Text: Matth. 11, 3.

Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines Andern warten?

Nach Anhörung des eben verlesenen Textes werdet ihr wohl von selbst nichts anderes erwarten, als daß die Frage uns beschäftigen soll, welche der Täufer durch seine Jünger an Jesum richten läßt. Wir wollen aber nicht davon handeln, was diese Frage in des Täufers Munde bedeuten sollte und wie sie in seinem Herzen sich erklärt, sondern als unsere eigene Frage sie aufwerfen und zu beantworten suchen. Unsere Adventsfrage soll es heute sein, die wir an Jesum richten: „Bist du es, der da kommen soll, oder sollen wir eines Andern warten?" Denn darin irre ich mich doch wohl nicht, daß auch unter uns noch immer diese Frage vernommen wird. Es ist wohl richtig, wir sollten sie längst hinter uns haben, so gewiß wir Christen sind; aber Thatsache ist es, daß sie auch in unsern Herzen noch immer vernommen wird; ja, so wie einmal die Sachen stehen, wäre es mir ein trauriger Gedanke, anzunehmen, auch unter uns seien Solche, denen diese Frage niemals nahe tritt. Und so unterdrücken wir sie auch in dieser Stunde ja nicht, geben wir ihr vielmehr Raum, und lasset uns mit Gottes Hülfe darauf die Antwort suchen; und zwar wollen wir so zu Werke gehen, daß wir zuerst die Thatsache feststellen, daß diese Frage wirklich auch unter uns aufgeworfen wird, und dann uns die Gründe zu vergegenwärtigen suchen, um welcher willen wir die Frage mit voller, freudiger Zuversicht beantworten.

### 1.

Ich habe schon gesagt, daß eigentlich in der Christenheit die Frage: Ist Christus es, der da kommen soll? gar nicht mehr sollte zu Worte kommen; denn nur darum gibt es eine Christenheit, weil in irgend einem

---

*) Gehalten am 4. Sonntag des Advents, den 19. December 1852.

Kreise der Welt sie ein für alle Mal mit voller Zuversicht beantwortet ist: Er ist es und kein Anderer. Es ist nun auch nicht zu leugnen, daß in der Christenheit für Viele diese Frage wirklich nicht vorhanden ist; aber wir würden uns sehr täuschen, wenn wir meinen sollten, das sei der rechte Standpunkt. Wenn wir diese Leute näher ansehen, werden wir sie vielmehr herzlich beklagen und, so viel an uns liegt, zu bewirken suchen, daß diese Frage in ihrer Seele aufkommen, eine rechte Herzensfrage werden möchte. Viele meinen, diese Frage sei schon längst entschieden von Andern, auch für sie mit; und dann gibt es wiederum Andere, die darum diese Frage gar nicht aufwerfen, weil sie meinen, sie sei überhaupt gar nicht von der Bedeutung, daß man sich irgendwie darum zu bekümmern brauche. Diese beiden Meinungen werden wir an entgegengesetzten Enden der Gesellschaft finden.

Lasset uns zuerst Diejenigen, welche im letzteren Sinne die Frage von sich abweisen, ins Auge fassen. Viele sind leider so gestellt, daß sie uns sagen: Wir haben keine Zeit dazu. So hart liegt auf ihrem Leben die Arbeit des äußern Daseins, daß es für sie wirklich schwer wird, sich aufzurichten mit ihrem Blick und über die tägliche Arbeit des äußern Lebens hinaus auch an solche Frage zu denken. Ach ja, mit gewissem Rechte sagen sie wirklich: Wie können wir dazu kommen, die wir mit der Arbeit und Noth des Lebens auf jedem Schritte zu kämpfen haben, eine Frage aufzuwerfen, zu deren Beantwortung mehr erfordert wird von geistigem Vermögen, als wir erwerben können in der Noth des Daseins? Wir wollen herzliches Mitleid mit ihnen haben, zugleich aber ihnen auch sagen: So schlimm ist es nicht mit euch gestellt, dazu würde sich für euch noch ein Mußestündchen finden, wenn ihr es suchtet, noch ein Tag des Herrn und irgend eine Stätte, wo christliche Gemeinden sich versammeln, um Gottes Wort zu hören und zu lernen, wo ihr mit eurer Frage könntet kommen, auf sie Antwort suchen und finden. Nun, für gar Viele von diesen Armen und Gedrückten kommt noch zuletzt ein Stündlein, da diese Frage ihnen lebendig wird, und sie auch eine sichere und beseligende Antwort erhalten.

Aber da ist noch eine andere Klasse von Menschen, die diese Frage auch als eine betrachten, welche für sie nicht da ist, und die in der menschlichen Gesellschaft eine ganz andere Stellung einnehmen. Wer kennte sie nicht, diese Weisen, die wir lieber Thoren nennen möchten, die fortwährend ihre Muße verderben mit den nichtigsten Geschäften, an lauter Kleinigkeiten und Nichtigkeiten ein ganzes Leben setzen, um es damit zu vertändeln, und

nun auch meinen, ihrer wichtigen Fragen und Angelegenheiten wegen sei es für sie ganz und gar nicht angethan, auf solche Fragen zu kommen, die so weit im Hintergrunde stehen müßten! Ach, es gibt ihrer nur zu Viele, die meinen, die Weisheit bestehe darin, daß man sich auf die irdischen Dinge und Fragen beschränke, nichts von himmlischem Lichte hineinfallen lasse, und ein Thor sei, wer darüber hinaus sich erheben möchte mit solchen Fragen. — Diese fragen nicht; aber was möchten wir darum geben, wenn sie fragen wollten, wie möchten wir ihnen den Adel des Herzens wünschen, den sie verschmähen, der freilich dazu gehört, um so zu fragen, und noch viel mehr, eine Antwort darauf zu bekommen.

Doch wenn so Viele diese Frage gar nicht aufwerfen, so fehlt es doch keineswegs an Andern, die es thun, freilich auch wieder in sehr verschiedenem Sinn und aus verschiedenen Beweggründen. Da gibt es auf der einen Seite die große Schaar von Zweiflern, welche bald mehr bloß zweifelnd, bald schon in ganz bestimmter Verneinung die Frage aufwerfen, und zwar mit dem bestimmten Sinn: Der Jesus ist es nicht, der da kommen soll. Ja, es ist in der Gegenwart dahin gekommen, daß der Zweifel Vielen diese Frage fast unmöglich macht, ob er es sei, den wir erwarten sollen, daß dieser ganze Jesus für Viele aus der Geschichte verschwunden ist, daß Viele meinen, diesen Jesus habe es nie in der Welt gegeben. — Aber auch Andern, denen wenigstens im Allgemeinen feststeht, daß er Geschichte ist, entsteht diese Frage als Frage des Zweifels, so daß sie bei aller Achtung vor Jesus, wie sie sich ausdrücken, doch den Kopf schütteln, wenn ihr ihn euern Erlöser nennt. Sie sagen: Immerhin mag er an der Spitze der Heiligen und Weisen unseres Geschlechtes stehen; aber täuschen wir uns nicht, die Welt ist durch ihn nicht anders geworden, ein wirklicher Erlöser des gedrückten Geschlechtes, wie ihn die Menschen oftmals erfleht haben, ist er nicht gewesen. Und wenn er es gewesen wäre, etwa für eine gewisse Zeit, so ist die Zeit längst vorübergegangen, jetzt ist er es nicht mehr. Jetzt bedürfen wir eines Andern.

Und nun, wie sieht es denn mit den gläubigen Christen aus? kennen auch sie unsere Frage? Ach ja, auch sie! Ich rede gar nicht davon, daß auch des Gläubigen Glaube von allen Seiten von Verstandeszweifeln angefochten wird; das kann nicht anders sein, und es ist auch gut, daß der Glaube auf die Probe gestellt wird. Aber das begegnet auch den Gläubigen, was ihnen niemals begegnen sollte, daß sie in der That so fragen, wie im Text: Ist dieser wirklich, der da kommen soll, oder sollen wir eines

Andern warten? Sie wissen wohl die Antwort, welche darauf zu geben ist, und deßhalb unterdrücken sie dergleichen Gedanken; aber sie steigen ihnen doch auf, und es thut noth, daß sie sich darüber fragen, was das für Gedanken sind und woher sie kommen. Ihr, die ihr von ganzem Herzen an euern Erlöser glaubt, sagt, begegnet es euch niemals, daß in euern Herzen Gedanken aufsteigen, die da zweifelnd fragen: Ist denn dieser Jesus wirklich der Erlöser? wenn er der Erlöser sein sollte, wie könnte er es uns denn so schwer machen mit dem Glauben? wie kann der es sein, der, statt unsern schwierigen Weg zu erleichtern, ihn in vielen Beziehungen noch schwieriger macht als zuvor, uns ein oft so peinliches Joch auflegt? bringt er uns wirklich die Erlösung, die wir eigentlich suchen? Wohl ist er als der Erlöser Erlöser von der Sünde. Gleichwohl sagt mein Herz: Das ist noch nicht alles. Ich suche einen Erlöser, der mir die traurigen Folgen der Sünde benimmt, eine Erleichterung des Druckes bringt, der auf uns lastet, Glückseligkeit hienieden schon. O wie unendlich viel gehört dazu, rückhaltlos den Erlöser von der Sünde und keinen andern Erlöser zu suchen! — Das sind Gedanken, die auch durch des Gläubigen Herz gehen, auch in seinem Munde ist also die Frage: Ist Christus es, der da kommen soll? Freilich kommt sie aus seinem Herzen, nicht soweit es gläubig ist, sondern aus dem alten Herzen, dem Reste des alten Menschen; aber sie kommt doch aus seinem Herzen.

2.

Daß also diese Frage aufgeworfen wird, ist Thatsache, die wir uns nicht verbergen können und dürfen; es kommt nur darauf an, sie zu beantworten. Und da kann es freilich nicht zweifelhaft sein, daß wir auf sie ein freudiges, zuversichtliches „Ja" antworten müssen in alle Welt hinein. Aber es ist doch wichtig, daß wir uns die Gründe verdeutlichen, auf denen unsere Erkenntniß beruht und die wir jenen Gegengründen entgegenstellen. Und darum lasset uns vor allem jene Gegengründe aus der Erinnerung zusammenfassen. Sie werden dreifacher Art sein. Man sagt, und das müssen wir beantworten: Daß Jesus der Erlöser sei, läßt sich zuversichtlich wenigstens nicht behaupten, denn er ist nicht unverkennbar genug als der Erlöser bezeichnet; ferner: Die Erlösung, die er bringt, ist nicht diejenige, die wir suchen; und endlich: Selbst die Erlösung, die er uns anbietet, er bringt sie uns nicht eigentlich, gibt sie uns nicht unmittelbar zum Besitz und Genuß, sondern verweist uns in Ansehung ihrer nur auf die Zukunft. Das sind die

drei Hauptpunkte, in denen sich alles zusammenfaßt. Laßt uns nun sehen, wir wir antworten.

„Jesus ist nicht unverkennbar genug als der Erlöser bezeichnet.“ Daß er verkennbar ist, werden wir nicht bestreiten und können es nicht; denn die Geschichte beweist von seinem ersten Auftreten an bis auf den heutigen Tag, daß er verkannt werden kann, auch von Denen, die ihm am nächsten stehen, die aber nicht wissen, daß ein Erlöser ist. Lasset uns jenem Satz entgegen getrost den andern aufstellen: Wer da weiß, daß ein Erlöser ist, das heißt, ein Erlöser von der Sünde, kann diesen Jesum nicht verkennen als den Erlöser; und ein Anderer kann es nicht sein. Eine Kenntlichmachung dieses Jesus als Erlösers auch für Diejenigen, welche gar nicht wissen, daß ein Erlöser ist und gar keinen Erlöser suchen, wäre zwecklos und zweckwidrig. Sie würden ihn doch nicht anerkennen, indem sie ihn anzuerkennen meinten, und nur Mißbrauch seines heiligen Namens könnte die Folge davon sein. Nein, das ist mit guter Absicht so geordnet, daß, die etwas falsches in ihm suchen, nicht zu ihm gelangen. Er selbst hat unmittelbar nach der Frage in unserm Texte dem Täufer zurufen lassen: „Selig ist, wer sich nicht an mir ärgert.“ — Doch da höre ich eine Einrede von mancher nicht unaufrichtigen Seele. Es ist wohl wahr, so heißt es, wer einen Erlöser von der Sünde sucht, sieht sich vielfach auf Jesum hingewiesen und er kann nicht umhin zu denken: Der muß es sein. Doch halt! es sind gewisse Dinge um ihn herum, die es unendlich erschweren, an ihn zu glauben. Da ist seine Person, von Wundern umkränzt, von allerlei künstlichen Lehren und Vorstellungen doppelt umflochten, die sinnverwirrend sind, die für uns wenigstens einen Sinn nicht haben. — Die so sprechen, mögen wohl achtbare Leute sein, aber Recht geben können wir ihnen nicht. Wie werden wir ihnen antworten? So etwa: Nun, lasset uns nicht darüber streiten, ob das alles sinnverwirrend ist, es wird wohl einen andern Namen verdienen. Seht aber einmal die Person, das sittliche Bild des Erlösers an und fragt euch, ob ihr in ihm einen Erlöser erkennen könnt. Das wird ein Ehrlicher zugestehen müssen. Und da kann er auch nicht umhin, einzugestehen, daß dieser Mann da, wo es sich um Erlösung handelt, mitzureden hat vor allen Andern, und daß, wenn er eine Erlösung von der Sünde hoch und theuer verkündigt, ihm jeder Verständige Glauben schenken muß; denn in der That, kein Anderer wäre zu finden, der Kenner wäre in dieser Weise. Und wenn er sagt, auf diesem Wege des Glaubens an mich ist die Erlösung zu finden, so muß, wer hier irgend

Kenner ist, sagen: Auf sein Ansehen hin müssen wir ihm folgen. Alles, was er sagt, ist so treffend, so schlagend, ihm kann kein Widerspruch entgegenstehen.

Ach ja, das ganze Verlangen, um das es sich handelt, wir verstehen es recht wohl. Ihr meint, es wäre euch so lieb, wenn ihr zum Glauben an den Erlöser euch könntet gezwungen sehen durch Verstandesgründe, die euch keine Wahl ließen. Aber wie kindisch, wie unverständig und unwürdig diese Vorstellung, gezwungen zu sein zu dieser Anerkennung! wie soll man Jemand zwingen zu dem, was eben nur dann, wenn es That der Freiheit ist, einen Sinn hat! Erlösung kann nur auf sittlichem Wege zu Stande kommen; und einen andern sittlichen Weg gibt es nicht, als den der eigenen, freien Entschließung. Zwingen könnte uns Jemand zum Glauben an Jesum als den Erlöser nur, indem er in demselben Augenblick uns die Fähigkeit nähme, die Erlösung zu empfangen. Hängt es doch zuletzt von der Stellung des menschlichen Herzens ab, von der Lauterkeit und dem Ernst im Verlangen nach Befreiung von der Sünde! Wo das Verlangen in einem Menschen aufrichtig ist, loszuwerden von der Schuld und der Macht der Sünde, da ist ein ganz unwiderstehlicher Trieb, der ihn hinführt, und zwar so, daß er nicht zweifeln kann, Jesus sei der Erlöser und kein Anderer.

Aber die zweite Einwendung scheint, wenigstens von dieser Seite her, keine Erledigung zu finden. Man sagt: Wenn er auch der Erlöser ist, er bringt uns wenigstens nicht die Erlösung, die wir begehren; und darum hilft er uns nicht, ist nicht *unser* Erlöser. — Den Sinn dieser Leute kennen wir schon, es ist der, daß sie nicht eigentlich eine Erlösung von der Sünde, sondern vom Uebel suchen; und freilich ist Jesus nicht unmittelbar Erlöser vom Uebel. Aber gesetzt, wir wären wirklich in der Lage, daß es uns nicht darauf ankäme, von der Sünde, sondern vom Uebel befreit zu werden; daß also uns die Sünde nicht auch ein Uebel wäre, oder wenigstens nicht das größte aller Uebel; daß die Uebel, die wir von der Sünde unterscheiden oder ihr gegenüberstellen, uns schwerer wären als die Sünde, selbst wenn es Uebel der allergräßlichsten Art wären! — wir schlagen unwillkürlich die Augen nieder. Wie könnten wir sie auch zu Gott erheben, wenn wir uns ein solches Zeugniß abgeben müßten? Nein, wir sehen, da würden wir herabsteigen vom Gedanken menschlicher Hoheit, würden das Dasein so ansehen, wie die Geschöpfe nahe unter uns, und seinen Werth nach dem Maße des Lust- und Schmerzgefühls messen, wir würden die sitt-

liche Kraft in uns aufgeben. Nein, das sei ferne! Und wenn wir uns nur ein wenig besinnen, so sehen wir, daß, wenn uns Jemand wirkliche Erlösung darbieten soll, es zunächst nicht Erlösung vom Uebel, sondern von der Sünde sein kann, eben darum, weil die Sünde des Uebels Quell ist. Wenn aber die Erlösung von der Sünde eingetroffen ist, dann folgt die andere auch; und wir Christen können doch davon Zeugniß geben, daß auch des Uebels Druck und Last von uns genommen wird durch diesen Jesus. Würde denn einer von uns sagen können: Mein Leben ist nicht ein anderes geworden auch in dieser Beziehung, seitdem ich einen Erlöser habe? Wo wäre Der von Allen, die an Jesum glauben, der nicht rühmen dürfte von dieser Gnade, wie ein ganz anderer Lebensgenuß eingetreten, und tausend Dinge, die ihm sonst so schwer gewesen, erleichtert worden seien? Nein, das lasset uns ihm nicht nachsagen, daß er uns nicht vom Uebel erlöse, wenn er es auch aus weisen Absichten nicht vollständig thut.

Wenn wir uns nun die Erlösung, die Jesus wirklich bringt, gefallen lassen, so werden wir uns auch über die dritte Einrede verständigen. Man sagt: Nun ja, wenn er sie uns nun auch brächte! aber er zeigt sie uns nur aus der Ferne. Erlöser will er sein von der Sünde, das heißt die Vergebung der Sünde bringen und von der Macht der Sünde befreien. Das wäre uns wohl sehr willkommen, wenn nicht bloß von der Zukunft in dieser Beziehung die Rede wäre, sondern wir unmittelbar in den Besitz der Erlösung gesetzt würden. Aber so ist es nicht; selbst was die Sündenvergebung angeht, so empfangen wir nirgends einen zwingenden Beweis dafür, sondern Alles wird auf den Glauben gestellt; und der Glaube läßt die Zweifel nicht zur Ruhe kommen. Und was die Freiheit von der Macht der Sünde angeht, ach, wo empfangen wir sie? Der Kampf mit der Sünde wird erst recht hartnäckig, wir kommen erst recht in das Feuer hinein, und während des ganzen Lebens läßt die Sünde nicht los von uns. — Das ist freilich wahr, unserer fleischlichen Ungeduld entspricht diese Erlösung nicht; aber es ist eben so gewiß, daß sie dieser nimmermehr entsprechen darf nach Gottes heiligem Willen. Wir klagen darüber, daß die Sündenvergebung nicht über alle Zweifel erhaben sicher gestellt werden könne. Was haben wir doch für eine Vorstellung von der Vergebung der Sünden? Sünden kann der heilige Gott nur vergeben, wenn die Art und Weise der Vergebung ihrer Natur nach die Kraft und den Anfang einer sittlichen Erneuerung in sich schließt. Das aber kann nur auf sittlichem Wege geschehen, nicht durch irgend einen Zauber, nur als die eigene freie That des Men-

schen, nur durch den Glauben; denn der Glaube ist eben diese freie That. Was wollen wir doch mit einem Gott, der sich zu unserm kindischen Unverstand herablassen möchte? Verlangen wir doch nicht, daß er seine ewige Vernunft verleugnen sollte. Geglaubt muß werden! Ich meine aber, der Glaube ist diesem Jesus gegenüber uns sehr leicht, wenn er uns sagt: Die Sünden sind dir vergeben, und er sagt es uns Allen, auch dem Schächer am Kreuz; wenn dieser heilige, dieser bis ins Innerste des Herzens schauende Geist sagt: Sei getrost, deine Sünden sind dir vergeben; und vollends wenn zu Dem, der an ihn glaubt, auch der Geist des himmlischen Vaters kommt und im Herzen die Vergebung versiegelt. Wem das zu schwer ist, wohlan, für den gibt es keine Vergebung der Sünden! — Und was das andere betrifft, den fortdauernden Kampf mit der Sünde, die angestrengte, schwierige Arbeit, nun wer wird das leugnen? Aber wie soll man es auch anders erwarten? Kein Zauber kann die Macht der Sünde lösen, nur die eigene sittliche Entwicklung; wenn es aber auf sittlichem Wege geschehen soll, wie soll es anders geschehen, als vermittelst eines Kampfes, eines schweren und darum auch langen Kampfes? Denn wer weiß, wie tief die Sünde in ihm wurzelt, wird sich nicht wundern, wenn sie noch nach vierzig, fünfzig Jahren nicht ausgerottet ist. Und wem das nicht genügt, daß Christus ihm hoch und theuer verheißt, daß endlich doch die Sünde von ihm weichen, endlich er ihr als Sieger gegenüberstehen wird, der besinne sich noch einmal im stillen Kämmerlein; gewiß, wenn er sich recht besinnt, das Ergebniß muß sein: Er ist es, der da kommen soll! So wenig vielleicht auch beim ersten Anblick dieser Jesus unsern Wünschen entsprechen mag als Erlöser, er ist es, der allein ein wirklicher Erlöser von der Sünde sein kann; und wer auch immer Der sein möchte, der nach ihm käme, er könnte nicht anders vor uns stehen, als gerade dieser Jesus, der schon erschienen ist.

Lasset es uns nicht gereuen, meine Brüder, diese Frage heute aufgeworfen zu haben. Es ist traurig, sehr beschämend für Jeden, der diese Frage in sich selber regen fühlt, aber schämen wir uns nicht, sie vorzulegen; selbst der Täufer, der größte unter Allen, die vom Weibe geboren waren, hat sie aufgeworfen. Aber nehmen wir uns ihn auch zum Vorbild, daß wir mit aller Aufrichtigkeit und allem Ernst die Antwort suchen, und auf demselben geraden Wege; ja, bei Jesus selbst. Dann wird die Antwort auch dieselbe sein, auch uns wird er zurufen, wie dem Täufer: „Saget Johanni, was ihr sehet und höret; die Blinden sehen, die Tauben hören,

die Todten stehen auf, und den Armen wird das Evangelium gepredigt. Und selig ist, der sich nicht an mir ärgert.“ Nicht träumerisch wollen wir das übersehen und fragen, ob ein Anderer komme, der besser uns gefalle als dieser achtzehn Jahrhunderte alte und noch immer nicht veraltete Jesus. Ja, er ist ein für alle Mal gekommen und kommt noch einmal wieder am Ende der Tage; und wer sonst auch kommt, wie sehr auch der Glanz seiner Gestalt uns gefallen möchte, er kann nur ins Verderben führen äußerlich und innerlich. Statt all dieses Träumens und Wartens entscheiden wir uns einmal ernstlich für ihn, nicht bloß mit dem Verstande, auch mit dem Herzen und Leben, und machen ihn zum Vertrauten des Herzens, zum Führer aller unserer Gedanken und Sinne, aller Schritte, die wir im Leben thun. Thun wir es mit Ernst und Treue, dann werden wir bald erfahren, daß er der Erlöser ist, und außer ihm Keiner. Er kommt von neuem, er fragt uns: Wie, zweifelst du noch daran, daß ich der Erlöser bin? Wenn wir diese Frage als aus seinem eigenen Mund und Herzen kommend sehen, dann können wir nicht müßig sein, die Antwort zu geben, und die Antwort muß sein ein Bekenntniß des freudigsten Glaubens: Ja, du bist es, der da kommen soll; nichts soll uns von dir, Herr, aus deiner treuen Hand reißen; du bist's allein und sollst es bleiben für immer! Amen.

Lied 31, 4: Schreibe, Herr, mich auch mit an.

---

## XXI.

# Daß es mit Christi Erscheinung Tag geworden ist.*)

Eingangslied 41, 1—3: Fröhlich laßt uns Gott lobsingen.
Hauptlied 52, 1—4: Ich steh' an deiner Krippe hier.

### Text: Luc. 1, 78. 79.

Durch die herzliche Barmherzigkeit unseres Gottes, durch welche uns besucht hat der Aufgang aus der Höhe, auf daß er erscheine Denen, die da sitzen in Finsterniß und Schatten des Todes, und richte unsere Füße auf den Weg des Friedens.

Es sind Worte des Zacharias, die ihr eben vernommen habt, aus dem Lobgesang des alten Priesters, mit dem er bei der Erscheinung Johannes

*) Gehalten am zweiten Weihnachtstage 1852.

des Täufers das zukünftige Heil pries. Es spricht von demselben Gegenstande, der in diesen Tagen unter uns gefeiert wird; den Aufgang aus der Höhe nennt er die Geburt des Heilandes, „welcher durch die herzliche Barmherzigkeit unseres Gottes uns besucht, auf daß er erscheine Denen, die da sitzen in Finsterniß und Schatten des Todes, und richte unsere Füße auf den Weg des Friedens." Könnten wir wohl schöner ausdrücken, was der Gegenstand unseres heutigen Festes ist? Ich meine, wir könnten kein treffenderes Bild für den Neugeborenen wählen als die Vergleichung seiner Geburt mit dem Sonnenaufgang. In ihm ist die Sonne aufgegangen — denn keine andere wahrhafte Sonne für uns gibt es —, und das nicht nur diesem oder jenem Einzelnen, nein unserm Geschlecht, Allen ohne Ausnahme: das ist der Gedanke, den der Text uns vor die Seele stellt und bei dem wir zu verweilen gedenken. Es liegt, das seht ihr ohne meine Erinnerung, zweierlei in dem eben ausgesprochenen Satz; denn der Sonnenaufgang scheidet zwei einander entgegengesetzte Zustände, er schließt die Nacht ab und führt den Tag herbei. So sagt denn der Text

1) auf der einen Seite: bis zu Christo hin war es Nacht in der Menschheit; und

2) dann, von seiner Erscheinung an, ist es Tag geworden.

Wer der festen Ueberzeugung ist, daß dieses beides lautere Wahrheit ist, der kann Weihnachten recht feiern, und darum lasset uns in dieser Stunde versuchen, ob wir diese erfreuliche Gewißheit mit Gottes Hülfe durch unsere gemeinsame Andacht stärken können.

1.

Das klingt ja wunderlich, mag der Eine oder der Andere sagen, wenn wir den Zustand unseres Geschlechtes vor Christi Erscheinung einen Zustand der Nacht nennen. Unser Text beschreibt ihn zwar als Zustand der Finsterniß und der Todesschatten, da man nicht wußte, wo den Friedensweg finden, wo sichere Fußtritte setzen; aber hat vielleicht des alten Zacharias Blick zu schwarz gesehen, und sind auch wir berechtigt so zu sprechen, denen sich der Blick auf die Vergangenheit weiter geöffnet hat als dem Priester des alten Bundes? Nun, wenn wir uns darüber verständigen wollen, so müssen wir vor allen Dingen fragen, was das heißt, es ist Nacht. Nacht ist da, wo das Licht fehlt, das unsern Weg erleuchtet, in dessen Schein wir die Gegenstände, die uns umgeben, erkennen und würdigen können; das Licht, das uns zeigt, wo es Wege gibt zu wandeln, und Zwecke zeigt,

denen wir nachgehen sollen, und zweckmäßige Mittel dazu. Wo solche Sicherheit des Erkennens und Wirkens da ist, ist Tag; wo sie fehlt, kann das Leben nur ein nächtliches sein, auch mit geöffneten Augen, da ist alles Erkennen doch nur Phantasiren, alles Wirken Tappen in Finsterniß. Da kann kein Leben eine Frucht bringen; es mag angefüllt sein mit allerlei schönen Träumen, aber doch nur mit Träumen; und auf das Träumen erfolgt doch ein Erwachen, und mit desto bittererm Schmerz, je schöner die Träume waren. Von wannen aber kommt das Licht, welches uns dieselben Dienste für den innern Sinn leistet wie die Sonne am Firmament für den äußern? Es kommt von oben; die Erde selber erzeugt sich ihr Licht nicht, des Menschen Auge selber kann nicht leuchten. Wohl muß das Licht durch unser Auge kommen, und auch das geistige Licht durch unser inneres Auge, aber aus ihm kommt es nicht. Es kommt vom Vater des Lichts, von ihm allein, von dem wir alle Dinge bekommen; und seine Erkenntniß allein ist das Licht, in dem wir selig werden. Er, der Schöpfer allein kann uns das Geschöpf verständlich machen, nicht nur alle Geschöpfe um uns her, sondern namentlich uns selbst den Menschen, der ja die Krone seiner Schöpfung und das wunderbare Meisterwerk seiner Arbeit ist; nur von ihm können wir die Welt als wunderbares Kunstwerk mit ihren Zwecken und uns selbst mit unsern Zwecken verstehen lernen. Das liegt nun aber doch sehr nahe, daß der Zweck dieser Schöpfung außer ihr liegt, denn sie ist vergänglich; dieselbe Allmacht, die sie zu Tage bringt, wird sie am Ende der Tage wieder vernichten. Nicht in einer sinnlichen, sondern in einer übersinnlichen, unvergänglichen Ordnung, die heilig ist, harmonisch mit der göttlichen Heiligkeit, nur in einer himmlischen Welt mit Einem Worte kann das ganze irdische Dasein einen Zweck haben. Und nur dann kann in dieses Dasein Licht fallen, wenn der Gedanke sich dieser himmlischen Welt öffnet, die für uns nicht verschlossen ist, sondern zu der hin wir wandeln sollen. Das ist das Licht, mit dem wir die rechten Wege wandeln können, mit der Gewißheit, zum Ziele zu gelangen.

Wie mag es nun aber kommen, daß es uns so schwer ist, mit allem Ernste die Ueberzeugung festzuhalten, daß es vor einer Erkenntniß Gottes wirklich kein Licht für uns gibt? Man sollte denken, es wäre dies das Leichteste, an Jesu Fest zumal könnte Niemand umhin, durchdrungen zu sein von dieser Ueberzeugung. So einfach ist sie doch für Den, der das Licht wirklich einmal gesehen und dem Lichte gegenüber dann auch die Finsterniß kennen gelernt! Wir werden geboren im Lichte, die Welt, in die wir

eintreten, wird beschienen von der himmlischen Klarheit; und da sehen wir überall wenigstens Dämmerschein, fragen uns aber nicht, von wannen dieser Dämmerschein kommt, können uns nicht zurückversetzen in die Lage des Herzens, das den Gedanken eines Himmels gar nicht kennt. Das sollten wir aber am Weihnachtsfeste zumal mit allem Ernst versuchen, an einem Feste, das, wenn diese Ueberzeugung uns fremd ist, kaum irgend eine Bedeutung hat. — Lasset uns denn jetzt die Antwort auf die Frage suchen: War es wirklich Nacht auf Erden, ehe der Heiland kam? Ja, wir dürfen jetzt nicht anders urtheilen, Nacht war es. Künstliches Licht haben die Menschen sich auch vielfach zu machen versucht; aber das künstliche Licht leuchtete nicht. Das Licht, von dem wir hier reden, suchen wir vergebens in der vorchristlichen Welt, abgesehen von einem kleinen, engen Kreise, in dem es auch nur sehr dürftig leuchtete. Ja, so weit die heidnische Welt leuchtete, das wissen wir, so reich sie auch geziert war, ihr fehlte das Licht, von dem wir hier reden, und eben mit ihm der rechte Gebrauch und Genuß aller der herzlichen Gaben, die sie empfangen hatte. Gott — das war bei allem Wissen ein dunkler Punkt; und wenn sie diesen dunklen Punkt auszufüllen suchten, es waren allerlei Bilder der Phantasie, durch die sie nur immer tiefer in Widersprüche geriethen. Der Brennpunkt, in dem zuletzt alle Strahlen zusammenfallen müssen, um sich als Wahrheit zu erproben, fehlte. Das war stets das unselige Geschick der Menschen, daß sie nichts, was über diese Welt hinausging, mit Sicherheit entdecken konnten. Diese Welt war das Höchste, und eben darum mußte das Leben etwas Sinn- und Zweckloses sein. Der Himmel, den wir jetzt von Kindesbeinen an kennen, diese einfache kindliche Vorstellung eines Himmels, eines Kreises der Schöpfung, wo Gott Eins ist mit seinen Geschöpfen, reicht nicht über das Christenthum hinaus. Von einer Schattenwelt wußten sie wohl, aber nur dem traurigen düstern Niederschlag dieses Lebens, das eben darum als ein düsteres erschien. Freilich da, wo der Herr sich offenbarte, in dem Kreise seines Volkes Israel, sah es besser aus, da wußte man von Gott dem Schöpfer Himmels und der Erde, von dem Ebenbilde Gottes und einem Himmel, der erfüllt sei von den englischen Heerschaaren; das war ein Licht, aber noch nicht das Licht, dessen wir bedürfen. Der Himmel war da, aber der Weg zu ihm für uns noch nicht aufgethan; und beim Hinblick auf ihn fragte das Herz des Gläubigen des alten Bundes: Ist er für dich? und wußte sich das nicht zu bejahen. Dasselbe Herz, das nach dem Himmel sich sehnte, empfand auch seine Schuld und wußte, daß Unheilige ihn nicht

betreten können. Hoffnungen waren allerdings dem Volk eröffnet, Ahnungen erweckt; aber wie daraus Wahrheit und Wirklichkeit werden konnte, war ein Geheimniß, ein Räthsel, dessen Lösung sie wohl zu finden hofften, aber noch nicht konnten. Darum lasset uns unserm Texte Recht geben! Es war wirklich Nacht, dunkle kalte Nacht; denn auch die Liebe konnte da nicht gedeihen, die voraussetzt, daß wir verstehen, wie wir sind und wie wir sein sollen, daß wir die Zwecke kennen, zu denen wir da sind, wie wir nach Gottes Bilde geschaffen sind und mit der Bestimmung, Gott immer mehr ähnlich zu werden und uns untereinander zu lieben als ein großer Leib. Kalte Nacht war es, Finsterniß und Schatten des Todes, Eitelkeit des ganzen Daseins, worauf immer wieder zuletzt der Gedanke zurückgeführt werden mußte. Der doppelte Gedanke der Nichtigkeit des Lebens einerseits und seiner unermeßlichen Verantwortlichkeit andrerseits war es eigentlich, was gerade für die Besten und Edelsten den Gehalt des Lebens ausmachte, das unser Geschlecht lebte, ehe die Sonne aufging.

## 2.

Nun Gottlob! so ist es nicht mehr; und unser heutiges Fest bezeugt es von neuem, was unser Text so zuversichtlich ausspricht, daß der Aufgang aus der Höhe erschienen ist Denen, die da sitzen in Finsterniß und Schatten des Todes, und richtet unsere Füße auf den Weg des Friedens. Ist das denn wirklich unsre volle Zuversicht? Wer sich selber kennt, wird nicht voreilig Ja! sagen, lieber noch einmal ernstlich mit sich zu Rathe gehen. Ist denn nun mit der Geburt Christi die Wahrheit, das heißt, die himmlische Sonne wirklich aufgegangen? Wenn wir ihn ansehen, können wir freilich nicht anders als sagen: Er ist die Sonne, die von oben her kommt, mit nichts Geringerem ist er zu vergleichen. Himmlisches, überirdisches, heiliges, beseligendes Licht ist seine ganze Erscheinnng. Es ist der himmlische Vater selbst, der uns sich in ihm offenbart; es ist der eingeborene Sohn vom Vater voller Gnade und Wahrheit, der in ihm an uns herantritt. Er ist der zweite Adam, der vom Himmel ist, der Menschensohn, den Daniel gesehen, der da kommt auf den Wolken des Himmels, den die Engel bringen vor des Höchsten Thron, und dem Gewalt, Ehre und Reich gegeben wird, daß ihm alle Völker dienen sollen.*) Darüber kann kein Zweifel sein; und wenn wir dennoch zweifeln, woran liegt es, als daß wir ihn überhaupt

*) Dan. 7, 13. 14.

noch nicht ordentlich gesehen haben? Wer da wissen will, ob Jesus wirklich diese himmlische Sonne ist, muß ihn gesehen haben mit den Augen des Geistes, da er ja mit den sinnlichen Augen nicht mehr sichtbar ist, mit den Augen des Glaubens, und nicht bloß den Augen des Glaubens, auch mit dem Herzen des Glaubens, dem Herzen, das sich ihm unbedingt hingibt, ihn schalten und walten läßt, ihm Raum gibt, das sein mildes, seliges, heiliges Licht, seine Wahrheit und Gnade wirklich in sich aufnimmt. Wer Jesum so gesehen hat, der weiß, er hat ihn mit geistigen Augen gesehen, ebenso wie seine Jünger ihn mit sinnlichen Augen sahen.

Aber es bleibt noch immer die zweite Frage übrig, ob diese Sonne wirklich aufgegangen ist für die Welt; und das könnte ja wohl in Frage gezogen werden. Ja, wenn wir nur so um uns her sehen, nicht unsern Blick ein wenig erweitern, so kann uns das sehr zweifelhaft sein. Da sagen Manche: Es sieht sich manchmal so an, als sei die Sonne wirklich aufgegangen und habe geleuchtet bis zum Mittag. In jener ersten Zeit leuchtete diese Erscheinung wunderbar; als der Herr auftrat und Wunder seine Schritte bezeichneten, da war es, als sollte die Sonne aufgehen; und als er vollends durch Schmerzen und Tod zur Herrlichkeit einging, erhoben zur Rechten des Vaters, wer konnte da zweifeln, daß sie herrlich aufgegangen war? Aber wie ist es seitdem geworden, wie dunkel und kalt, und wie oft kommt es uns vor, als sollte es Abend werden, und gar nicht, als wenn wir am Mittag wären! — Liebe Brüder, das sind sehr natürliche Zweifel, die uns aber gar nicht irre machen können in der Gewißheit, daß diese Sonne wirklich aufgegangen ist und noch immer am Himmel steht. Die Geburt des Heilandes war freilich noch nicht der volle Aufgang, sondern erst der Anfang. Da mußte er noch manchen sauren Schritt wandeln, durch Kreuz und Grab in seine Herrlichkeit eingehen; und auch von da ab war sein Werk, uns zu leuchten aus diesem zeitlichen Dasein hinein in das ewige, noch lange nicht abgeschlossen, die Sonne hatte noch einen weiten Weg zu vollbringen bis zu allen Völkern. Jene wunderbaren Zauber des Aufgangs konnten freilich nicht bleiben, so wenig sie bleiben bei der Sonne der sichtbaren Welt; jene andächtige, stille Morgenfrühe mußte zum Geräusche des Tages werden, und auch die frische Morgenkühle ging vorüber vor des Tages Hitze und Last. Die himmlische Sonne mußte einen weiten und mühseligen Weg antreten, mußte oft hinter Wolken sich verbergen; so daß der Mensch oft meinte, sie sei verschwunden, jene herrlichen Anfänge hätten keinen Fortgang gehabt, die Freunde und Genossen des Herrn kämen aber

erst, wenn der Abend, der ewige Feierabend käme. — Nein, die Sonne steht noch über uns, und wenn unser Auge sie nicht sieht, so ist sie doch da. Ja unser Auge! ach daß uns das eigenthümliche Auge dafür fehlt, daß sie in unsern Herzen noch nicht aufgegangen ist! Geschieht das einmal, dann ist keine Wolke, die sie uns verbergen kann.

O daß in unsern Herzen die Sonne aufginge! Dann würden alle Zweifel vorübergehen, wir würden wissen, was es heißt, Weihnachten feiern, und wissen, daß Weihnachten die Bürgschaft ist dafür, daß wir unser herrliches Ziel erreichen. Lassen wir uns unsre Freude nicht verbittern, durch keine Erfahrung, die wir in uns und um uns machen mögen von dem Widerstand, den die dunkle Gewalt der Finsterniß der Sonne entgegensetzt. Er, der hindurchgedrungen ist durch die Nacht, wird auch Alles klar machen nicht nur in unsern Herzen, sondern auch in dem Reiche seines Vaters. Ihm aber, dem Vater des Lichts, der uns das Licht gegeben, danken wir, loben und preisen ihn. Ja, er möge den Lauf der Sonne lenken, beschleunigen und bewirken, daß sie bald den ganzen Erdkreis überstrahle! Amen.

Lied 52, 5: Mit Freuden blick ich auf dich hin.

---

## XXII.

## Ueber die Regel: Alles, was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen.*)

Lied 541, 1—4: Gib mir, o Gott, ein Herz.

### Text: Matth. 7, 12.

Alles nun, was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen; das ist das Gesetz und die Propheten.

Es ist ein überaus weit verbreitetes Wort, das wir so eben aus dem Munde des Erlösers vernommen haben, ein Wort, das jedes Kind inne

*) Gehalten am Sonntag Septuagesimä, den 23. Januar 1853.

hat. Er hat es auch nicht zuerst geredet; die Sache ist so einfach, so leicht einzusehen und uns so unmittelbar nahe, daß längst vor ihm die Menschen den Satz sich aus der Erfahrung abziehen mußten. Ja, so schwierig auch unser Verhältniß zum Nächsten scheinen mag, es bietet sich uns hiemit ein ganz einfaches Mittel, die Schwierigkeiten aufzulösen; wir tauschen die Plätze, setzen im Herzen den Nächsten an unsere Stelle und wissen nun, was wir zu thun haben. Drum wurde dies Wort auch schon von den Weisen des Alterthums geredet, und auch in Israel, lange ehe der Herr kam. Der fromme Tobias hat schon seinem Sohne die Weisheitslehre auf den Weg gegeben: „Was du nicht willst, daß man dir thue, das thue einem Andern auch nicht," und auch Jesus Sirach hat es ausgesprochen: „Merke an dir selbst, was dein Nächster gern oder ungern hat."*) Und doch sagt der Herr in unserm Texte von diesem Wort: „Es ist das Gesetz und die Propheten," er faßt die Summa alles dessen, was er von Pflichten uns ans Herz gelegt hat, hierin zusammen. Da hört man nun Viele sagen: Da, in diesem einfältigen Wort ist die Summa des ganzen praktischen Christenthums enthalten; was kommt ihr nun noch mit all den Dingen, die ihr da herum thut, und sprecht von der Nothwendigkeit des Glaubens, von dem Erlöser, der Erlösung und der Wiedergeburt? wozu das Alles? — Diese Rede haben wir schon vielfach gehört, zum Theil auch in unsern eigenen Herzen; sie ist aber trügerisch. Einfach ist das Wort wohl, aber nicht im Sinne Jener; wenn man es recht verstehen und ausüben will, so gibt es allerlei zu überlegen und zu bedenken und erfordert Bemühung genug. Nein, dieses einfache Wort erspart uns nichts von all den Schätzen, die nicht bloß herumgewebt sind, um eine Geheimnißkrämerei zu treiben, sondern eine große Zier und eine nothwendige Bedingung zu dessen Ausübung bilden. Ueberzeugen wir uns, daß es wirklich keine leichte Sache um diese Regel ist, indem wir eben unsern Blick auf diese Vorschrift des Erlösers richten. Wir werden uns davon gewiß dann überzeugen, wenn wir uns drei Punkte in Erinnerung bringen, nämlich

1) wie ja unter uns bei unserm Thun und Lassen die Regel unseres Textes so sehr wenig befolgt zu werden pflegt;

2) daß sie auch buchstäblich, wie die Worte lauten, gar nicht einmal unmittelbar angewendet werden kann;

---

*) Tob. 4, 16; Sir. 31, 18.

3) wie so sehr viel dazu vorausgesetzt wird, wenn man sie richtig anwenden will.

1.

Nicht wahr, wenn es um die Vorschrift: „Alles, was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen," eine so einfache, leichte Sache wäre, so müßte sie doch wohl auch im Thun und Lassen der Christen, die sie sehr wohl kennen, sich als leitende Regel zeigen. Davon aber ist leider sehr wenig zu bemerken. Werfen wir einen flüchtigen Blick auf die Klasse von Menschen, die diese Regel, wenn sie sie auch kennen, doch keineswegs befolgen in dem Sinne, in dem sie hier gemeint ist.

Es gibt unter den Menschen, ich meine unter den Christen, so Unzählige, die von ihr keine Kenntniß nehmen. Nicht, als wenn sie sie nicht auswendig wüßten, sie haben sie ja in der Schule gelernt; aber sie thun, als wenn sie, wenigstens für sie, nicht da wäre. Und doch ist es eine so überaus billige Forderung, daß Jedem die Sache von selbst klar ist. Daß wir den Nächsten auf gleichem Fuße behandeln, wie uns selbst, kann doch wahrlich keinem Menschen entgegen sein, und ist das Allererste, was wir zu thun haben. Wie in aller Welt sollten wir doch dazu kommen, ein anderes Maß gegen ihn brauchen zu wollen, als wir von ihm bei uns wollen angewandt wissen? Sind wir denn etwas Anderes? sind wir denn nicht Alle Menschen, aus Einem Erdenstaub gebildet? nicht Alle Christen, Eines Christus Brüder und Gottes Kinder? hat denn der Nächste ein anderes Herz, ein anderes Gefühl für Freude und Leid? meinen wir etwa, daß die höhere Stellung in der Gesellschaft uns ein anderes Herz gebe, oder die höhere Bildung, die wir vermöge dieser Stellung leicht erlangen können, während es Andern unendlich schwer gemacht wird? Das ist ein Wahn, der in Keines Seele kommen sollte! Und doch, wie Viele handeln dem Nächsten gegenüber so, als kennten sie jene Regel gar nicht, und das mit aller möglichen Unbefangenheit. Sie wundern sich nicht darüber, daß bei diesem Verfahren aus ihnen nie etwas Anderes, Besseres werden kann. Und wenn man sie in dieser Unbefangenheit stören möchte, so nehmen sie Klügelei zu Hülfe und greifen zu einer Menge beschränkender Erklärungen des einfachen Wortes oder suchen sich mit einem Gewebe von Scheingründen darüber hinwegzusetzen. Lassen wir sie bei Seite. Ihr Anblick ist gar zu schmerzlich; es liegt in solcher Gesinnung eine Rohheit, die Jeden empört.

Lasset uns zu Denen übergehen, die doch wenigstens etwas von diesem Worte wissen wollen. Ach, wie Viele von ihnen ziehen es in den Schmutz, geben ihm eine Auslegung, die eine gemeinfaßliche ist, aber zugleich eine gemeine, niedrige. Sind nicht Viele, die meinen, es heiße so viel als: „leben und leben lassen,“ „eine Hand wäscht die andere“? Das Wort, das ein Gegengift gegen die Selbstsucht sein soll, machen sie zum Schlaftrunk für die Selbstsucht, indem sie den Stachel der Selbstsucht gegen alles, was edel in ihnen ist, wenden. — Weiter stoßen wir auf Solche, die das Wort besser verstehen, aber in sonderbarer Befangenheit, oder vielmehr scheinbar ganz unbefangen es sich zuwenden, als gälte es nur für die Andern: so, sagen sie, soll und muß es sein, daß Andere uns das thun, was sie wollen, daß ihnen geschehen soll. Und wenn ihnen in dieser Beziehung irgend etwas vom Nächsten verkürzt wird, so erheben sie gleich ihre Stimme, was Wunders ihnen für Ungerechtigkeit geschehe. Daran aber denken sie in ihrer wunderlichen Befangenheit nicht, daß auch sie angewiesen sind, zu Gunsten des Nächsten eben so zu handeln.

O, könnten wir hier die Reihe Derer abschließen, welche dieses Wort des Herrn mißverstehen und mißhandeln! Aber es kommen noch Andere dazu und gar nicht selten, die zwar die Gegenseitigkeit wollen gelten lassen, aber doch das Wort nur halb nehmen, dabei nur an das denken, was dadurch verboten ist, nicht aber an das, was es fordert. Sie thun so, als wolle das Wort weiter nichts als: „Was du nicht willst, daß dir geschehe, thue auch dem Andern nicht;“ und darauf beschränken sie sich, sagen: Ich will dem Nächsten nicht in den Weg treten, nichts ihm thun, was ihm wehe thun kann; damit aber ist auch unsere Rechnung abgeschlossen, mehr als das kann er nicht verlangen, und ich für meine Person verlange auch nichts Anderes von ihm; daß er mir Güte erweise, mir diesen und jenen Liebesdienst leiste, verlange ich nicht, ich beschränke mich darauf, daß er nicht in meine Nähe kommen und mich stören soll; und damit haben wir Frieden untereinander. So reden Viele, wenigstens im Herzen, und handeln demgemäß. Ach, das ist auch eine traurige Rede, und eine traurige Herzensbeschaffenheit, aus der sie hervorgeht, ein Sinn, der das Gebot der Liebe auf die liebloseste Weise auslegt.

## 2.

Da seht ihr die lange Reihe Derer, welche dieses einfache Wort in ihrer Weise entweder ganz und gar übersehen, oder doch so verstehen und

behandeln, daß ihre Kenntniß desselben Mißverständniß und ihr Gebrauch desselben Mißbrauch ist. So steht es um dieses arme Wort. Wo sind denn nun Die, die es recht erfüllen, an denen es sich wirklich als einfach und leicht erweist? Nun, so einfach und leicht aber ist es auch an sich betrachtet nicht. Verhehlen wir es uns nicht, das Wort, wie es buchstäblich lautet, läßt sich gar nicht unmittelbar anwenden, eine solche Anwendung würde zu den allermißlichsten Folgen führen. Nein, wir müssen es zuerst auf die richtige Weise auslegen; und das ist in vielen Fällen eine gar nicht leichte und sehr umständliche Arbeit. Vergegenwärtigen wir uns nur, was dabei herauskommen würde, wenn das Wort, so wie es lautet, buchstäblich unmittelbar sollte angewendet werden. Zunächst würde unser Verhalten zum Nächsten ein durchaus mechanisches werden; aller Geist und namentlich aller Geist der Liebe ginge verloren. Das Verhalten würde gewissermaßen ein Rechenexempel; es käme darauf an, daß alles gleich aufginge auf beiden Seiten; unser nüchterner Verstand könnte mit aller Sicherheit sich die Art und Weise des pflichtmäßigen Verhaltens zurechtlegen. Nun ja, es wäre recht schön, wenn Alles so aufginge; aber was ginge dann nicht alles verloren! — mit einem Worte, das Herz. Das Leben würde ein kaltes und bei aller Regelrechtigkeit ein völlig nichtiges sein. Der aber, der das Wort gesprochen, hat es wahrlich so nicht gemeint, daß es die Liebe vertreiben soll aus den Herzen und der Gemeinschaft der Menschen; nein er, der alles auf die Liebe zurückführt, der von Anfang bis zu Ende voller Liebe ist, hat es nicht so gemeint. — Eine zweite Folge aber würde die sein, daß für uns Alle die Liebe zu einer höchst unangenehmen Belästigung würden. Denken wir uns so buchstäblich der Nächsten Verhalten zu uns, so daß sie sagen: Mir macht dies und jenes Freude, darum will ich es auch dem Nächsten erweisen; dies und jenes macht mir Schmerz, ich möchte es mir nicht gerne geschehen lassen, darum will ich mich hüten, es jemals meinem Nächsten geschehen zu lassen; — das sagte Jeder, und Keiner dächte daran, Rücksicht zu nehmen auf den Unterschied, der zwischen den Menschen stattfindet in Bezug auf Temperament, Neigung, Volkseigenthümlichkeit, Lebensalter, Bildung: was wäre das für eine Art der Liebe, wenn wir so dem Nächsten Liebe erweisen müßten! Ich rede nicht von uns unbekannten Dingen, die wir nicht Alle schon irgendwie erfahren hätten. Ja gewiß, auch uns ist das schon begegnet, daß wir von Andern sind gequält worden mit Erweisungen der Liebe, eben indem sie von der Meinung ausgingen, was ihnen wohlthue, müsse es auch den

Andern. Wie oft aber müssen wir uns sagen, daß, was ihnen Lust, uns Qual, und was ihnen Qual, uns Lust und Freude ist. Wie Viele gibt es, denen es Qual ist, wenn sie sich sammeln sollen im stillen Kämmerlein, Gott anbeten, sich vor ihm beugen. Wie wäre es, wenn diese nun uns auch beklagen und uns in all die Zerstreuungen stürzen wollten, die uns wie ihnen es unmöglich machen, Gott zu suchen und vor ihm in Thränen unser schuldbeladenes Herz auszuschütten!

Nun, es ist ja augenscheinlich, eine solche buchstäbliche Anwendung des Wortes würde gerade den entgegengesetzten Erfolg haben. Laßt uns aber noch einen Augenblick zusehen, worin dieses seinen Grund hat. Ich sagte eben, es geschehe oft, daß die Menschen in herzlich guter Meinung uns mit ihren Liebeserweisungen heimsuchen. Ist es denn so ganz richtig, in herzlicher Meinung? So ganz richtig wird es nicht sein. Es ist wohl wahr, dieses Gebahren der Menschen beruht mit auf Mangel an Bildung, auf einer gewissen geistigen Beschränktheit, in Folge deren es ihnen nicht einfällt, ein Mensch könne anders zugeschnitten sein als sie selbst, dieser Mangel kommt dabei sehr in Betracht; die eigentliche Ursache aber ist die leidige Selbstsucht. Ja, das ist die allerbequemste Weise, den Nächsten zu lieben, wenn wir, was wir bei uns finden, auch auf ihn übertragen und die Art, wie wir uns behandeln, auch für seine Behandlung zur Regel machen; da brauchen wir uns gar nicht Mühe zu geben, den Andern verstehen zu lernen, ihn zu studiren, in ihn hineinzugehen. Fragt, ob es nicht für Einzelne eine wahre Todesqual wäre — für alle Die namentlich, deren Eigenthümlichkeit nicht nach dem Durchschnittsmaß eingerichtet ist — wenn sie sich sollten alles aufdringen lassen, worin Andere ihre Freude suchen, und alles entgehen lassen, wozu Andere keine Neigung haben; und es ist freilich auch wiederum für solche scharf ausgesprochene Eigenthümlichkeiten schwer, Andere nach ihrem Maße zu messen im wirklichen Sinne des Wortes. Kurz, wenn das Wort verlangt, daß Jeder den Andern mit demselben Maße messe wie sich selbst, so verlangt es auch nicht zu vergessen, daß es ein Anderer ist, und daß dasselbe Maß, welches auf den eigenen Leib paßt, doch nicht auf des Andern Leib paßt. Indessen wäre das nur eine Unbequemlichkeit. Die Hauptsache ist: bei solch buchstäblicher Anwendung würden wir Alle sittlich geradezu zu Grunde gehen. Erwägt es nur recht! Wir wollen annehmen, der Nächste fände sich so in uns hinein, daß er es sich zur Regel machte: Alles, wovon ich weiß, daß mein Nächster es gern hat, will ich ihm thun, und alles, wovon ich weiß, daß er es nicht gern hat, will ich unterlassen.

Das wäre ja ein Leben im Paradies! Ja, im Paradies des gemeinen, irdischen Sinnes. Was würde aus uns werden, wenn wir einer den Andern verzärteln und verziehen wollten? ein Mensch, dem immer nur geschähe von Andern, was er wirklich liebt, und dem Alles erspart würde, was ihm wehe thut, was müßte das für einer sein? Wir haben es ja erfahren; wissen wir doch zu gut, daß in den höheren Kreisen der menschlichen Gesellschaft so sehr häufig die gesunde, reine, tüchtige Sittlichkeit nicht auflebt, weil Alle meinen, was dem Andern wohl thut, sein Selbstgefühl, seine Selbstsucht kitzelt, ihm thun zu müssen, und was ihm wehe thut, nicht thun zu dürfen. Was würde aus uns werden, wenn wir uns so nach Grundsätzen müßten behandeln lassen, die uns ganz fremdartig, und nicht nur fremdartig, sondern vielfach unlauter und in keiner Weise sittlich zu rechtfertigen sind?

3.

Das liegt also klar vor Augen: wir müssen das Wort, wenn wir es in seinem wahren Sinne fassen wollen, anders ausdrücken: „Alles, was ihr wollen sollt, daß euch die Leute thun, müßt ihr ihnen thun.“ Und ebenso hat sich auch herausgestellt, wie wirklich so viel dazu gefordert wird, wenn man das Wort des Textes richtig handhaben soll. Ueberschauen wir denn, was dazu gehört. Kurz gesagt, dazu gehört der rechte Mann. Ja Der, der das Wort gesprochen, und aus dessen Munde wir es heute vernahmen, war dazu gemacht, es zur ganzen Richtschnur des Lebens zu machen; wie er war, konnte er sich bei allen Berührungen mit den Menschen an diese einfache Regel halten. Er konnte es; aber wer fühlt nicht, daß von allen Andern Keiner es vollständig thun kann, und Jeder nur in dem Maße, in welchem er diesem unserm Herrn und Heiland ähnlich geworden, in seinem Sinn den eigenen Sinn hat verklären, in seinem Bilde sich erneuern lassen. Der rechte Mann, das heißt das Jesu ähnliche Herz gehört dazu; und eben darum geht es eigentlich hinaus über das Gesetz und die Propheten.

Doch das ist nur das Allgemeine; erwägen wir es jetzt auch in seinen Einzelheiten. Was also wird dazu vorausgesetzt, wer darf diese Regel anwenden, sich zur Regel nehmen, zum Gesetz seines ganzen Thuns und Lassens? Ihr seht, das geht unmöglich, daß der Erste, Beste hervortrete und sage: So wie ich bestellt bin im Herzen, kann ich nach Maßgabe meiner Wünsche, meiner Vorstellungen von dem, was gut und böse ist, was dem Menschen wohl und wehe thut, auch die Andern behandeln. Das wäre ja eine Zu-

versicht zu unserem natürlichen Herzen, unsern natürlichen Neigungen, Stimmungen und Richtungen, wobei wir diese unversehens als allgemein gültig annähmen, die wir nur die größte Thorheit nennen könnten oder vielmehr die blödsinnigste Verblendung. Das wäre Rohheit oder wenigstens verblendeter Eigennutz. Der rechte Mann ist der, aber nur der, der von den Leuten nichts anderes geschehen lassen will, als was seines Gottes Wille ist, der in Beziehung auf sich und sein Verhältniß zum Nächsten in Wahrheit bittet: Dein Wille geschehe! auch Menschen sollen mir nichts Anderes thun, als was Gottes heiliger Wille ist! So war es bei dem Herrn, er wollte von Allen nichts anderes zu Liebe gethan haben, als daß sie Werkzeuge wären seines himmlischen Vaters; und darum that er keinen Schaden mit Uebertragung seines Willens auf sie. Aber auch nur, wo dieser heilige Sinn ist, ist es erlaubt; und auch Der, welchem es erlaubt ist, kann es nicht immer thun, es gehört dazu eine herrliche Kunst, die Kunst, dasjenige, was wir nach Gottes Willen für uns selber wollen, also den heiligen Willen Gottes jedem Einzelnen gegenüber stets auf die bestimmte Weise zu thun, wie es für den Einzelnen in seiner Eigenthümlichkeit wahrhaft angemessen ist und die Wirkung hat, die es nach Gottes Willen für ihn haben soll. Das ist eine Kunst, die Kunst, von der wir schon vorher redeten und es gehört mancherlei dazu, allerdings auch Geistesbildung und Gewandtheit, die es versteht, sich in den Andern und die Gesammtheit seiner Verhältnisse zu versetzen, auch ein scharfer und feiner Sinn, aber nicht nur des Verstandes, denn es gibt auch einen scharfen und feinen Sinn des Gemüths, und dieser erkennt auch sicher, weit sicherer als der des Verstandes; ein solcher Sinn, wie der, der in Jesu wohnte, welcher eben deßhalb wußte, was im Menschen war, und der mehr gilt als alle Bildung. Und dann vor allem andern die reine, lautere Liebe, denn diese ist es zuletzt allein, die des Nächsten Herz versteht, aber auch sicher versteht, wirklich zu ihm Eingang findet, die weiß, wie es in ihm aussieht, und darum auch leichte Arbeit hat.

Nun, das ist die Sache; aber wahrlich, keine Kleinigkeit ist es, unendlich viel gehört dazu, wenn einer dies einfache Gebot soll richtig handhaben. Und so wären wir wieder auf den Satz zurückgeführt, daß es nicht einfach ist im Sinne Derer, die damit den Glauben an Christum, den Erlöser, ersetzen zu können glauben, daß es im Gegentheil ein verwickeltes ist, wenn anders das menschliche Herz verwickelt ist, daß es schwer auszuführen ist, selbst für das gläubige Herz, und nur dann erfüllt werden kann,

wenn man dahin sich wendet, wovon man uns abwenden möchte; es ist nur möglich, wenn wir diesem Christus uns mit gläubigem Sinn aufrichtig hingeben, ihn hereinlassen in unsere Herzen. Das ist der Weg, auf ihn leite der Herr uns! Amen.

Lied 541, 9: O heilige du selbst.

## XXIII.

## Das Verhältniß des Leidens Christi zu seinem Beruf.*)

Lied 65, 1—3: Senke dich auf uns hernieder.

**Text: Luc. 12, 49. 50.**

Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden; was wollte ich lieber, denn es brennte schon. Aber ich muß mich zuvor taufen lassen mit einer Taufe, und wie ist mir so bange, bis sie vollendet werde!

Die eben verlesenen Worte müssen uns wohl ein erwünschter Passionstext sein. Sie lassen uns einen Blick in den Zeitpunkt des Lebens des Herrn thun, da er seinen Leidenskampf antrat; und daß wir da in sein Herz sehen, wie er diesen Kampf ansah, ist ja die Bedingung, unter der die wahre Einsicht in den Leidenskampf sich eröffnen kann. So laßt uns denn in dieser Stunde nach Anleitung unseres Textes einen Blick in die Seele des Erlösers zu jener Zeit zu werfen suchen. Der Text zeigt uns:

1) wie sich dem Erlöser im Angesicht von seinem Leidenskampf sein Beruf darstellte; und

2) in welchem Verhältniß ihm das nun bevorstehende Leiden zu diesem seinem Beruf erschien.

### 1.

Unser Text versetzt uns, wie ihr wißt, in einen Zeitpunkt des Lebens des Heilandes, wo er schon Erfahrungen gesammelt haben mußte über den

*) Gehalten am Sonntag Reminiscere, den 20. Februar 1853.

Erfolg seiner Wirksamkeit. Die Zeit, da er auf Erden wandelte, war nun bald abgelaufen, er hatte sich den Menschen, die Menschen sich ihm gezeigt, und was er von den Menschen hoffen durfte oder nicht, konnte er jetzt aus langer Erfahrung beurtheilen; nun mußte sich ihm doch auch die Ansicht festgestellt haben von dem, was er in der Welt ausrichten solle und könne, wie er mit Einem Wort seinen Beruf in der Welt anzusehen habe. Und von diesem Zeitpunkt, welchem die Worte unseres Textes angehören, etwas über die Vorstellung, die er von seinem Beruf hatte, zu vernehmen, muß uns viel wichtiger sein, als die Kunde davon, wie er beim ersten Eintritt in die Welt seine Aufgabe ansah; denn die Erfahrung mußte ihn nun vollständig belehrt haben über das, was er in Wahrheit auf Erden auszurichten vermochte, und was nicht; sie mußte, wenn überhaupt je bei ihm Täuschungen stattfinden konnten, diese Täuschungen verscheucht haben. Wie spricht nun im Text der Erlöser seine Ansicht hierüber aus? In den erhabensten Worten: „Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden.“ Wenn wir dies Wort vernehmen und sehen Den an, der es gesprochen, und die Welt, in der er es gesprochen, so werden wir wohl begreiflich finden, daß er seinen Beruf so ansah, so ihn mit Gedanken und Herzen auffaßte; in der That, es mußte der ganz natürliche Widerklang sein, welchen die Eindrücke, die die Welt auf ihn machte, in ihm hervorriefen. Stellt euch vor, welchen Eindruck diese Welt, in die er in öffentliche Wirksamkeit eintrat, auf ihn machen mußte, als er zuerst in enge Berührung mit ihr trat; werdet ihr nicht sagen, eben diesen Eindruck, daß in ihm der Gedanke aufstieg: O wenn doch ein Feuer käme in die Welt von oben, und dadurch alles, was in ihr nicht sein sollte, ausgeschieden würde! Ja, in den allermannigfaltigsten Beziehungen mußte der Herr von der Welt diesen Eindruck empfangen. Wie k a l t muß sie ihm erschienen sein! wie wird nicht sein warmes, liebevolles Herz alle Tage und Stunden geschaudert haben bei der Berührung mit dieser lieblosen Welt, die nicht nur die Liebe nicht als ihr eigen kannte, sondern gar nicht dafür empfänglich war! Welch schneidende Kälte mußte aus ihr die warme Seele des Herrn treffen! Und diese kalte Welt, wie t r ü b e u n d d ü s t e r! Er, der mit seiner Seele droben war beim Vater, dem ewigen Lichte, und in diesem Licht alle Dinge sah, wie mußte dieses Dunkel ihn entsetzen! Eine Welt, die kein Licht hatte und auch für das Licht, das in sie hineinleuchtete, so gar wenig Sinn hatte! Eine Welt, der dasjenige, was dem Heiland als das Klarste, Gewissteste galt, der dieses nichts als Träume, Mährlein waren, die vom Gedanken Gottes nichts zu finden wußte trotz aller

durch so viele Jahrhunderte hindurchgehenden Offenbarungen Gottes! Aber auch wie matt, wie leblos mußte sie erscheinen dem lebensvollen, dem von Geist erfüllten Herzen, das in ihr wandelte! Es lag alles nieder, was im Menschen Mensch ist, das geistig Hohe, Reine und Heilige war erdrückt; und wenn es unter der Asche noch fortglimmte, so konnte seine Flamme doch nicht aufschlagen. Diese arme, leblose, mattherzige Welt, wie mußte seine Seele wünschen, daß Feuer käme von oben, sie erwärmte, erleuchtete, neu belebte! Und was war es in der Welt, was sie einen solchen Eindruck auf ihn machen ließ? Es war die Sünde, die auf allen Schritten mit ihren traurigen Folgen sich zeigte, die Unreinigkeit, die überall das Gute und Große in der Welt antastete und mit ihrem Rost befleckte. Da mußte ihn freilich verlangen nach einem Feuer, welches die Sünde überwände, das edle Geschöpf Gottes reinigte von dem Gift, das in ihm erzeugt war. Ja, je mehr er sie ansah, je schärfer sein Auge war, nicht nur für alles Arge, sondern für alles Gute und Göttliche auch in den kleinsten, unscheinbarsten Resten, um so schmerzlicher mußte es ihm sein, zu sehen, wie hier das Höchste und Niedrigste, das Edelste und Gemeinste sich vermischten und wie bei dieser Verschlingung das Gemeine und Schlechte das Hohe und Edle erdrückte; es mußte ihn verlangen nach einem Feuer, das von oben käme und mit seiner reinigenden Kraft auflöste, was nicht zusammengehörte. Wenn wir nun alles das zusammenfassen, was meinen wir, wird nicht der Herr, indem er auf Erden wandelte, sich haben sagen müssen: Ja diese Welt, wie sie vor mir liegt, ist so wunderlich und doch so wunderbar, sie hat so viele edle Keime und eine so furchtbar sündige Entwicklung. Sie ist noch nicht fertig; es bedarf noch einer schöpferischen Hand, die an sie angelegt werde, um sie noch einmal umzuarbeiten, umzubilden, umzuschmelzen, damit sie Gottes würdig werde, eine Welt, die ein Tempel Dessen sein kann, der sie geschaffen, um sie zu lieben. Ach daß doch über diese Erde ein Feuer käme von oben, das sie erwärmte, aufhellte, erleuchtete, belebte, das die Sünde ausschiede von ihr, sie reinigte von allem Schmutz, ein Feuer, das durch alle ihre Adern ginge und Gutes und Böses, Edles und Gemeines auseinanderhielte, damit das Edle den Sieg gewänne, das sie neu bildete, umschmölze zu einem wirklich gotteswürdigen und seine Ehre verkündigen den Geschöpf, einem Werk, in dem der Werkmeister leben, mit seiner Heiligkeit leben könne; daß es zündete an einem Mittelpunkt, von dem aus alles ergriffen und das ganze Werk neu geschaffen würde zur Ehre des Schöpfers!

Wenn der Herr so dachte, so wußte er auch, daß es kein leerer Wunsch war; er brauchte nur in seine eigene Brust zu schauen und konnte dieses Feuer sehen. Wenn er das Leben, das er in sich trug, betrachtete, so mußte er ihm die Kraft beilegen, so Großes, so Ungeheures auszurichten, aus der alten Erde eine neue zu schaffen, sie zu durchdringen mit einem Feuer, daß sie ein Tempel Gottes werden, daß Gott in ihr wohnen, leben, selig sein könnte. Denn was für eine Kraft trug er in sich? Eine solche, die uns freilich gar gering erscheinen mag im Vergleich zu jener Aufgabe, die aber gleichwohl nicht zu gering ist. Die unbedingte Gewißheit seines Gottes, daß der Gott, den er anschaute als Gott der heiligen Liebe, kein Traum und kein bloßer Menschengedanke sei, sondern ewige Wahrheit, das Sicherste von allem, was je gewesen. Diese unbedingte Gewißheit, wie sie in ihm beruhte auf dem täglichen Verkehr mit seinem Vater, trug er in sich, und mit ihr zugleich die unbedingte Entschiedenheit, dem Willen dieses Gottes gemäß allein zu leben, die heilige Ordnung nicht zu übertreten, die sein Vater der Menschheit und ihm gesetzt; und mit diesem Willen den entschiedensten Haß gegen die Sünde, gegen alles, was vom Argen ist in der Welt, den entschiedensten, rücksichtslosesten, unparteiischsten Haß; und dann die unbedingte Liebe zu seinen Brüdern. Das war die Kraft, die er in seiner Seele trug; und, Freunde, diese Kraft reicht aus, ein Feuer von oben herab auf die Erde zu bringen, das vielleicht zunächst als ein kleines Fünklein erscheint, aber unberechenbare Wirkung hat und zuletzt von einem unscheinbaren Punkte aus alles auf der Erde ergreifen, alles erleuchten, erwärmen, beleben und verklären muß. Wir wissen ja jetzt, daß der Heiland sich nicht zuviel zutraute, wenn er sich den Beruf beilegte, dies Feuer aus seiner Brust hinauszusenden. Freilich hat es noch lange nicht alles ergriffen; aber daß es eine Kraft ist, der zuletzt ihr Werk vollständig gelingen muß, dafür bürgt doch wahrlich der theilweise Erfolg, der vor unsern Augen liegt, und doch auch wohl vor unsern Herzen. — So natürlich, liebe Freunde, muß es uns erscheinen, wenn der Erlöser seinen Beruf in dem Gedanken auffaßt, den unser Text ausspricht: „Ich bin gekommen, ein Feuer anzuzünden auf Erden."

Ich denke, wir Alle werden in irgend einem Maße ihm das nacherlebt haben, was wir uns eben als das Erlebniß seiner Seele vergegenwärtigten. Jeder von uns wird doch auch einmal wenigstens eine Zeit gehabt haben, wo ihm die Welt kalt, dunkel, düster, unrein, leb- und lieblos, mit Einem Wort, unbefriedigend vorkam; und da wird auch er sich gefragt

haben: Ach, wäre es denn nicht möglich, daß ich an meinem geringen Theile mitwirken könnte, um ein Feuer in der Welt anzuzünden, das ihr alle jene Dunkelheit, jene Kaltheit, Starrheit, Unlebendigkeit benähme? Gewiß, Keiner von uns hat nicht irgend einmal im Leben eine gesegnete Stunde gehabt, wo in ihm das aufrichtige Verlangen erregt war: Ach, daß ich nicht bloß für mich, auch für Andere leben könnte, für die Zwecke der Welt etwas Heilsames wirken! Da freilich werden wir uns haben sagen müssen, daß die Kraft, solches zu wirken, in uns sich nicht findet; aber wir sind ja Christen, wir konnten da nicht umhin, gleich hinzuzufügen: Was nicht bei uns sich findet, das finden wir bei Dem, der das große Feuer schon angezündet hat. Es kommt ja nur darauf an, daß wir mitarbeiten an seiner Wirksamkeit, in persönliche Berührung mit ihm treten, uns etwas mittheilen lassen von dieser unbedingten Gewißheit, dieser unbedingten Ergebung, diesem unbedingten Haß und dieser unbedingten Liebe: und dann sollten wir nicht auch etwas ausrichten können für die Verbreitung jenes Feuers? Darum eben muß es uns auch natürlich erscheinen, daß der Herr also dabei empfand, daß er es bei sich aussprach: Dazu bin ich gekommen, ein Feuer anzuzünden auf Erden.

Aber daß er noch also urtheilte in dem Augenblick, wo er am Beginn seines Leidenskampfes stand, wird uns nicht in gleichem Maße begreiflich sein. Ja am Anfange seines Wirkens, werden etwa Viele sagen, konnte er auch seinen Beruf auf solche Weise auffassen, da ging auch alles, wie es schien, erwünscht von Statten, das Volk empfand einen Eindruck von der gewaltigen Rede, die es noch nicht aus menschlichem Munde vernommen, es staunte über die Zeichen und Wunder, folgte ihm in die Wüste auf jedem Schritte, ja es war bereit, ihn zum Könige auszurufen; da, schien es wohl, war es nicht schwer für ihn. Aber als das nun alles anders wurde, als nicht Anerkennung, sondern Verfolgung ihn traf, als es sich endlich klar herausstellte, daß das Volk ihn verwarf, seinen Messias kreuzigen ließ, da, nicht wahr, mußte ihm jener hohe Gedanke vergehen? O nein, und das ist es, was ihn so sehr von uns unterscheidet, unser Text fällt gerade in den Zeitpunkt, wo der Herr an der Schwelle des Lebensweges stand, und gerade da sprach er es aus mit dieser erhabenen Zuversicht: Ich bin gekommen, ein Feuer anzuzünden auf Erden. Er wußte wohl, daß es noch nicht geschehen sollte, daß die scheinbaren Erfolge, die er bis dahin gehabt, dieses Feuer noch nicht wirklich entzündet hatten; „was wollte ich lieber“, setzte er hinzu, „denn es brennte schon!“ Nicht meint er,

er habe es schon entzündet, sondern nur die Gewißheit hat er, er werde es entzünden, und auch das, was er bis dahin scheinbar vergeblich gethan, werde doch mitwirken, um es zuletzt in heller Lohe aufschlagen zu lassen.

Hier werden wir wohl einen großen Unterschied bemerken zwischen unserm Meister und uns; und wohl haben wir Ursache, zu ihm aufzublicken im Verlangen, Heilsames zu wirken für unser Geschlecht auf Erden. Wir sind ihm nicht so weit gefolgt in der Selbstverleugnung. Wir meinten immer von vornherein, es müsse sich alles von selber machen, unsere Arbeit müsse immer gleich auf Anerkennung und Zustimmung stoßen, und darum waren wir immer bereit, hohe Pläne zu fassen; wenn aber die Erfahrung zeigte, daß wir nur durch Kampf und Leiden diese Bahn verfolgen konnten, ach wie wenig fanden wir dann uns geneigt, das Heilsame, was wir auf Erden für unser Geschlecht leisten konnten, zu erkaufen um den Preis der Leiden, das schien uns zu theuer erkauft zu sein; wir zogen die Hand vom Pfluge, eben in dem Augenblick, wo sie erst recht fest anzulegen war, wo der Herr mit neuer Zuversicht es aussprach: „Ich bin gekommen, ein Feuer anzuzünden auf Erden."

2.

Beim Herrn war es nicht so wie bei uns; das ist es eben, was auch der zweite Theil unseres Textes ausspricht, indem er uns zeigt, wie der Herr das Verhältniß ansah zwischen den ihm bevorstehenden Todesleiden und eben jenem Beruf, ein Feuer anzuzünden auf Erden. Nicht erschien ihm das Leiden als ein Hinderniß, nein, als unumgängliches Mittel für die Verwirklichung jener Aufgabe, die er sich gestellt. „Aber", sagt er, „ich muß mich zuvor taufen lassen mit einer Taufe." Wir wissen Alle, die Taufe des Leidens und des Todes ist es, die er meint; und diese Leidenstaufe, die einem Andern als unübersteigliches Hinderniß erschienen sein würde, jenen hohen Gedanken auszuführen, sie stand vor seiner Seele da als das unumgängliche Mittel gerade für die Ausführung. Daß der Weg durch diese Taufe dazu führe, das Feuer anzuzünden, so daß es nimmermehr könne ausgelöscht werden und sich ausbreiten müsse von einem Ende zum andern, das war ihm gewiß; und darum sagt er in diesem Augenblick mit freudiger Zuversicht: „Ich bin gekommen, ein Feuer anzuzünden auf Erden." Wie der Herr sich den Zusammenhang seiner Leiden und jenes Zweckes dachte, wissen wir ja von anderweit her genugsam aus seinem Munde; und uns Christen kann der Zusammenhang doch auch wohl nicht

zweifelhaft sein. Die Taufe des Leidens und des Todes war es, durch die er allein persönlich vollendet werden, durch die seine sittliche Vollendung herbeigeführt, durch die allein ihm die göttliche Macht in und über der Welt zu Theil werden konnte, durch die allein er ein solches Feuer entzünden und in das Feuer den ewigen göttlichen Hauch wehen konnte, der es verbreitete bis an die Enden der Welt. Ihm war das klar, nur insofern werde er zum Heile der Welt wirken können, als er persönlich, sittlich vollendet werde; und das sei nicht anders möglich als in der Schule der Leiden, in der er, wiewohl er Gottes Sohn war, Gehorsam lernen mußte bis zum Tode am Kreuz;*) er wußte, nur insofern werde er ein Feuer anzünden auf Erden, als er in seinem Angesichte die ewige Klarheit des himmlischen Vaters in die Welt scheinen lasse; er wußte auch, daß er seinen Vater nur in dem Maße darstellen konnte, in welchem er, selbst sittlich vollendet, nun auch den Menschen sittlich vollendet erschien; und daß das anders nicht möglich sei, als wenn er diese Taufe über sich ergehen ließ, sah er klar und deutlich, wie wir es jetzt klar und deutlich sehen, wie wir den Sohn nicht in seiner ganzen Herrlichkeit sehen würden, wenn wir nicht ein Gethsemane und Golgatha hätten. Das war ihm klar, daß wenn das Feuer zünden sollte in der Welt, die erste Bedingung war, daß die Menschen ein Herz für Gott gewännen, vertrauensvoll sich ihm in die Arme zu werfen lernten, die sündigen Menschen in die Arme des vergebenden, sich erbarmenden Vaters; das war ihm deutlich, daß so etwas zünden müsse im innersten Mark des Menschengeschlechts, daß es dahin kommen müsse, daß die Menschen sich die reine, unbedingte Gnade zueignen könnten, im tiefsten Gefühl der Sünde Gott entgegentreten und dennoch sagen: Ich darf mich Dir nahen, der Sünder ist doch noch das sündige Kind, Du willst ihn an Dein Herz nehmen, ihm vergeben. Das war ihm klar, daß, wenn dieses Bewußtsein, nicht bloß der Gedanke, sondern die Gewißheit davon in das Herz der Menschen eingepflanzt werden könne, daß dann ein Neues entstehen müsse und das Alte vergehen, von diesem einen Punkt aus; aber er sah auch klar, das sei nur dann möglich, wenn eine Versöhnung für die Sünden der Welt gestiftet würde, und er wußte, daß eine solche nur von ihm gestiftet werden könne, von ihm aber nur auf dem Wege der Leidens- und Todestaufe; und endlich wußte er, daß, wenn er das Feuer auf Erden anzünden wollte, er dann vor allem sich der Welt als den bewähren mußte,

*) Vgl. Hebr. 5, 8; Phil. 2, 8.

der er war, den Beweis führen, daß er kein Schwärmer sei, sondern es redlich meine bis auf den letzten Blutstropfen des Herzens, daß er ihr gegenüber das Ansehen habe, in Gottes Namen zu sprechen, das Heil ihr zu verkündigen. Diese Bewährung, er wußte es gar wohl, konnte er gar nicht anders finden als durch die Leidenstaufe, durch das Märtyrerthum am Kreuz und die Besieglung des Märtyrerthums durch die Auferweckung von Seiten des Vaters. So sah er mit voller Klarheit im Leidenswege nicht ein Hinderniß, seinen Beruf zu erfüllen, sondern das von Gott verordnete, einzig mögliche Mittel zur Verwirklichung des Planes, über die Erde ein Feuer auszubreiten, das sie erwärmte, erleuchtete, reinigte und verklärte.

Wenn wir nun bewundernd dem Heilande gegenüberstehen, so braucht es uns nicht zu wundern, wenn wir sehen, wie ihm zu Muthe war beim Gedanken an die Taufe, die er noch vor sich hatte. „Wie ist mir so bange, bis sie vollendet werde," sagt er. Es ist derselbe Ton, den er auch bei einer andern Gelegenheit anschlägt, an jenem Tage, wo er den letzten Einzug in Jerusalem hielt, und wo das Volk kam ihn zu begrüßen; in dieser feierlichen und erhebenden Stunde fühlt sein Herz ganz auf die gleiche Weise beim Hinblick auf die bevorstehende Leidenstaufe. „Jetzt" sagt er da bei Johannes*), „ist meine Seele betrübt. Und was soll ich sagen? Vater, hilf mir aus dieser Stunde! doch darum bin ich in diese Stunde gekommen." Er, der schon so weit war, der am besten wußte, es bedürfe nur des letzten Schrittes, sah diesem Schritt mit Bangen entgegen, nicht mit kühner Zuversicht, nicht wie Jemand, der ein Ziel vor sich sieht, sondern wie Der, der eine ernste und schwere Arbeit zu erfüllen hat. O, darin liegt für uns die vollste Gewißheit der Erlösung, wir sehen nun vollends, daß es nicht etwa ein bloßes Spiel war, das Gott zu unserer Erlösung vor unsern Augen hinstellte, sondern ein großes Werk göttlicher Heiligkeit und Liebe, das er vollbrachte. Ja, er, der Heiland wußte es wohl, daß er Gehorsam lernen mußte an dem, das er litt; er wußte wohl, wie die Anstrengung und der Schmerz ihm sauer ankommen würden, wie schwer es ist, den Haß der Menschen zu ertragen, mit Liebe Denen zu vergelten, von denen man verrathen wird; er wußte wohl, wie furchtbar die Macht der Sünde in der sichtbaren und unsichtbaren Welt ist, und wie er alle Kraft, die Gott ihm geschenkt, zusammennehmen müsse, um in diesem Kampfe zu

*) Joh. 12, 27.

bestehen, wie jeder Fortschritt, den er hier zu thun unterließe, sein ganzes Werk verderben und all die Sorge, all den Schweiß während des Tages Arbeit vergeblich machen würde. Das fiel ihm auf die Seele, und im ganzen Gewicht der Schwere dieses Gedankens blickte er auf zum Vater, ob er dennoch ihn mit unbedingtem Vertrauen ansähe. Da sprach er: „Vater, verkläre mich bei dir selbst, mit der Klarheit, die ich bei dir hatte, ehe die Welt war. Ich habe dich verkläret auf Erden und vollendet das Werk, das du mir gegeben hast, daß ich es thun sollte;"*) und nun ging er freudig ein in die Bahn des Leidens, wich nicht ab von diesem Pfad und hielt mit seinem Herzen fest bis zum letzten Augenblick, da er sprach: „Es ist vollbracht."

Wenn wir nun einen Blick gethan haben in die Seele des Erlösers beim Antritt seines Leidenskampfes: nun wohlan, geleiten wir ihn freudig auf diesem Leidensweg zum Ziele, so kann es nicht fehlen, es muß dazu kommen, daß das Feuer brennt mit einer nicht zu löschenden Gewalt, daß auch in unsern Herzen zuletzt alles hell, lebendig, warm wird, alles neu gestaltet wird durch die schöpferische Hand Gottes. So muß es dazu kommen, daß wir zuletzt uns rühmen müssen, zu den armen Erdenbewohnern zu gehören, zu dem Geschlecht, dessen Gott sich annimmt, wie er der Engel sich nicht angenommen hat. Ja, lassen wir nicht von ihm, folgen wir ihm Schritt für Schritt, so kann, wie ihm der Sieg nicht fehlen kann, auch uns der Sieg zuletzt nicht fehlen, durch seine Gnade. Amen.

Lied 65, 5: Ja du heilige Gemeinde.

*) Joh. 17, 5 u. 4.

## XXIV.

# Der Segen des Leidens Christi unter unsern Versuchungen.*)

Eingangslied 79, 1—3: Herr Jesu Christ, dein theures Blut
Hauptlied 330, 1—3: Großer Mittler, der zur Rechten.

### Text: Hebr. 2, 18.

Denn darinnen er gelitten hat und versucht ist, kann er helfen Denen, die versucht werden.

Derjenige, von dem die eben verlesenen Worte reden, ist unser Herr und Heiland selbst. Ihn bezeichnen sie als den, der gelitten hat und versucht ist, und so führen sie uns in die Passionszeit, bieten sich als Passionstext dar; aber sie reden zugleich von einer Hülfe und einem Segen, welchen eben dieses Leiden des Herrn uns in unsern Versuchungen gewährt. Unter unsern Versuchungen, ach meine Brüder, da sollen wir wohl aufmerken auf ein solches Wort, das uns Trost und Hülfe zusagt durch einen Blick auf das Mitleiden des Erlösers; unter unsern Versuchungen, von denen wir so hart bedrängt und umringt sind, unter denen wir für uns so selten Trost und Rath finden, unter ihnen wird uns nach der Verheißung des Textes die Erinnerung an das Mitleiden des Herrn zum Trost und zur Stärke gereichen. Lasset denn diesen Quell des Trostes uns nicht entgehen, der uns hier gezeigt wird in einer Lage, unter der wir des Trostes und der Stärke so wenig bei uns selber finden. Das Wort unseres Textes: „Darinnen er gelitten hat und versucht ist, kann er helfen Denen, die versucht werden", sei der Gegenstand, der jetzt unsere gemeinsame Andacht beschäftigen soll; und zwar so, daß wir uns klar machen:

1) welchen Trost unter unsern Versuchungen dieser Gedanke des Textes uns gewährt;

2) den guten Grund dieser tröstlichen Verheißung uns vergegenwärtigen, und wie sie allerdings, um richtig verstanden zu werden, eine Einschränkung erfordert, die aber unser Text ausdrücklich mit erwähnt.

*) Gehalten am Sonntag Lätare, den 6. März 1853.

1.

Wenn wir die Stelle des Textes im Zusammenhange lesen, so sind wir wohl darüber nicht im Zweifel, daß der Verfasser hier ein tröstliches Wort für uns aussprechen will. Uns, die wir versucht werden, ruft er zu: Derjenige, der jetzt als unser Hohepriester erhöht im Himmel, zur Rechten seines Vaters das Menschengeschlecht vertrete, der sei auch versucht worden und wisse daher aus eigener Erfahrung von den Tagen seines irdischen Lebens her, wie es einem Menschenherzen im Feuer der Versuchung zu Muthe sei; ja gerade dazu habe er leiden müssen, um es uns nachfühlen zu können, und um so (wie es unmittelbar vorher heißt) barmherzig werden zu können und ein treuer Hohepriester vor Gott, zu versöhnen die Sünden des Volkes. Eben darum habe er uns in allen Stücken gleich werden müssen. Nun, da er diesen Weg zurückgelegt und zur Herrlichkeit des Vaters erhoben sei, nun könnten wir zuversichtlich darauf trauen, daß, wo die Versuchung uns bedränge, er im eigenen Herzen unsere Noth mitempfinde, als Einer, der sie auch erfahren und nimmer vergesse, was er erfahren. Das ist der Gedanke unseres Textes, und sollte er nicht ein tröstlicher sein, sollte er uns unter unsern Versuchungen nicht wirklich Trost und Stärke geben? Ja, wenn man nur irgendwie am Herrn überhaupt etwas hat, wenn er uns nicht bloß ein todter Name ist, so muß man doch wohl mitten im Feuer der Versuchung darin Trost finden, daß man sich dessen erinnern kann: Dein Herr und Heiland in seinem himmlischen Heiligthum weiß, wie dir zu Muthe ist in dieser schweren Stunde, denn er hat auch solches erfahren; er weiß es, welchem alles im Himmel und auf Erden übergeben ist, und dessen Arm nicht zu kurz ist, Dem zu helfen, dem er helfen will, er, dessen Herz helfen will, nichts als helfen Denen, die im Kampf mit der Sünde zagen, er, der nichts thut dort oben zur Rechten des Vaters, als Denen, die zu Gott kommen wollen, die hülfreiche Hand entgegenstrecken. Wenn er weiß, wie uns zu Muthe ist in der Noth, dann dürfen wir nicht befürchten, die Hülfe möchte ausbleiben.

Aber da könnte uns noch der Zweifel hindernd in den Weg treten, ob er es denn wirklich *weiß*; nicht als ob er in seiner Allwissenheit nicht auch hievon die Kunde erhielte, sondern ob er es *mitfühlen* kann, ob die *Noth*, die mich drückt, ihm auch bekannt geworden ist. Ich kann sagen: Ihn, von seiner Höhe herab, wird meine geringe Versuchung wenig kümmern; ja nach seiner ewigen Kraft messend denkt er, ich habe ein leichtes Spiel. Wenn er aber nur einmal in mein Herz hineinsieht, wie es da gährt

und kocht, wie da gerungen wird, wenn er das weiß, dann fürchte ich mich nicht. — Nun, daß er das mitempfindet, aus eigener Erfahrung es kennt, wie es einem Herzen zu Muthe ist, das in der Angst der Versuchung daniederliegt, das eben sagt unser Text, damit wir in allen Versuchungen freudig zu ihm hinaufsehen im Glauben und nicht zweifeln, daß er uns zu Hülfe kommen werde. Ja, tröstlich ist der Gedanke: was ich leide in dieser Stunde, das hat mein Heiland auch erlitten; er weiß, wie es mir ums Herz ist, nun wohlan, so wird er helfen. Es gibt allerdings Solche, ich hoffe nicht unter uns, die das nicht verstehen, die sagen: Wir begreifen nicht, was es so besonders Tröstliches mit diesem Gedanken auf sich haben kann. Ob Jesus das weiß und aus eigener Erfahrung nachempfinden kann, kann mir nicht sonderlichen Trost gewähren. Wir hören solche Stimmen, aber sie werden uns nicht bethören. O ja, so müssen wohl alle Diejenigen reden, für die Jesus todt ist und darum nur der Geschichte angehört, denen er untergegangen, verschwunden ist im großen Gewühl der Menschen, das seit so viel Zeiten über die Weltbühne gegangen ist. Aber was soll es überhaupt für einen Trost geben unter den Versuchungen und im Leben überhaupt, wenn auch ein solches Leben, wie das unseres Herrn, wenn das auch unterginge, zertreten würde von den Fußstapfen der Geschichte? Wenn es mit ihm, dem heiligen, wahren, edlen, auch mit ihm sich so verhält, — ja, dann hast du Recht, dann gibt es überhaupt keinen Trost, und dann, wollen wir gleich hinzufügen, gibt es auch keine Versuchung. Wer das nicht glaubt, daß Jesus den Tod überwunden, der soll wahrlich nicht an Kämpfe denken, sondern einfach sagen: Es gibt keine Versuchung; der Sünde widerstehen zu wollen, ist thöricht, der Mensch ist zur Sünde verurtheilt, ja die Sünde ist am Ende das Beste im Menschen. Mit Denen, die so schließen, wollen wir uns hier nicht weiter aufhalten.

Aber es gibt noch Andere, Bessere, die doch nicht recht einsehen wollen, was für ein besonderer Trost in diesem Gedanken liegen soll. Als wenn wir, so sagen sie, unter unsern Versuchungen nicht Trost und Stärke genug hätten schon an der allgemeinen Gewißheit, daß Gott uns ansieht und von unserer Versuchung weiß: Gott ist ja getreu, der uns nicht in den Versuchungen untersinken und nicht über Vermögen versucht werden läßt, sondern gibt, daß die Versuchung ein Ende nehme;*) was wollen wir mehr? Wenn wir nur Jemand haben, der von unserer Versuchung weiß und die

*) Vgl. 1. Kor. 10, 13.

Macht und den Willen hat, uns von allem Uebel zu erlösen! Was sollen wir uns an den untergeordneten Gedanken halten, daß er weiß, wie uns dabei zu Muthe ist? — Nun wir wollen mit ihnen nicht rechten, wenn sie an dem allgemeinen Gedanken: Gott hilft dir, Stärke genug haben; wir aber wollen uns nicht damit begnügen, dieser allgemeine Gedanke hilft uns nichts; und so oft wir in der Lage sind, über diesen allgemeinen Gedanken hinaus den Gedanken fassen zu können: Jesus weiß, wie dir zu Muthe ist in der Versuchung, er ist auch versucht worden, so oft preisen wir uns glücklich, daß uns ein so beschränkter Sinn gegeben ist, der sich nicht erheben kann in jene weite, kalte Ferne zum Gedanken eines allerdings allmächtigen Gottes, von dem wir aber nicht wissen, ob er mit uns empfindet. Sagt immerhin, es sei eine Schwachheit! die Stunde der Versuchung ist auch eine Stunde der Schwachheit, und in ihr dürfen wir nicht auf das rechnen, was wir etwa in den Tagen der Zuversicht unsere Stärke nennen möchten. Aber ist es denn in Wahrheit eine Schwachheit? Daß wir eines Gottes bedürfen, der mit uns empfinden, selbst unsere Schwachheit mit empfinden kann, der also selbst hindurchgegangen ist durch die Schule des Leidens, ist eigentlich gar keine Frage: wir bedürfen eines solchen Gottes, weil wir eines solchen bedürfen, dem wir uns ganz in die Arme werfen können, der uns so nahe ist wie ein Bruder dem andern, der uns nicht ferne steht, sondern mit dem wir uns in Glauben und Liebe vereinigen können, den wir lieben können in demselben Sinne, in welchem wir Menschen lieben, in dem einzigen Sinne, in welchem wir wirklich lieben können. Nein, wer Jesum kennt, auf wen er einen Eindruck macht, der wird nicht sagen, es sei nichts besonders Tröstliches in dem Gedanken, daß er unter unsern Versuchungen mitfühle, daß er die Versuchung aus eigener Erfahrung kenne. Wenn menschliches Mitgefühl schon so viel sagen will und in jeder schweren Stunde ein so süßer Trost ist, was muß dann doch das für ein Trost sein, wenn wir uns sagen dürfen: Der Jesus, dessen heiliges, freundliches Angesicht wir aus seinen eigenen Worten kennen, der unter Allen, die je auf Erden wandelten, einzig dasteht an Hoheit, Reinheit, Freundlichkeit, Liebenswürdigkeit, erkennt deine Versuchung und weiß aus eigener Erfahrung, wie es dir ums Herz ist. Das Mitgefühl dieses Jesus — man muß nicht wissen, wer er ist, um nicht zu erkennen, daß das ein kräftiger Trost sein muß. In seinem Herzen können wir Gottes Herz lesen. Das kann Keiner bezweifeln, der sein Bild geschaut, daß, wer Jesu Herz kennt, von da auf Gottes Herz schließen kann. In Jesu Herzen ist Mitgefühl und Erbarmen: nun so ist

auch kein Zweifel, daß auch in seines Vaters Herzen gleiches Mitgefühl und Erbarmen ist. Und wenn wir dann auch in der Stunde der Versuchung erschrecken, wir sehen, Jesus ist barmherzig, und auch Gott erbarmt sich unser, verdammt uns nicht, er hilft uns, wir werden nicht sinken.

2.

Das ist der Trost, welcher in dem Gedanken unseres Textes liegt für uns unter unsern Anfechtungen: o daß wir an ihm recht sicher festhalten könnten! Es kann da noch ein Zweifel sein, ob wir diesen Trost auch festhalten können bei nüchterner Ueberlegung, oder aber bloß im Augenblicke gesteigerten Gefühls, erregter Phantasie. Da könnte noch ein Zweifel sein. Denn was ist die Voraussetzung des Trostes? Daß Jesus wirklich versucht werden konnte; und das kann ja zweifelhaft sein. Er hätte können versucht werden, so daß der Ausdruck nicht uneigentlich genommen wird, sondern daß er wirklich versucht wurde? Er, der Heilige, Sündlose, der Sohn Gottes? So lange wir diese Frage nicht zur Genüge beantwortet haben, können wir nicht mit fester Zuversicht auf den Trost bauen, den der Text uns darbietet. Aber unser Zweifel ist ein unbegründeter, und das lasset uns in wenigen Worten deutlich machen. Vor allem sagen wir, er muß wohl ein unbegründeter sein, denn die Schrift selber bezeugt auf das ausdrücklichste, daß Jesus versucht worden ist, nicht nur in unserm Text, sondern wir wissen ja, wie die Schrift das Leben des Heilandes durch fortwährende Versuchungen hindurchführt; und wir haben ja ergreifende Bilder von der Gewalt der Versuchungen, die an ihn hinangebracht werden. Er ist versucht worden und mußte versucht werden, wenn anders er Mensch sein sollte. Ein Mensch, der nicht durch Versuchungen hindurchgegangen wäre, wäre uns nicht gleich, auch wenn wir von der Sünde absehen; er möchte einem Engel im Himmel gleich sein, uns armen Erdensöhnen nicht. Und dann wäre auch keine Erlösung von der Sünde. Denn wie auch immer man sich die Erlösung vorstellen mag, ein sittliches Werk muß sie sein; und das ist nicht denkbar bei dem, an den in seinem ganzen Leben schlechterdings keine Versuchung herangetreten ist. Eine andere Vorstellung von der Sündlosigkeit Jesu kann nimmermehr gelten, als die, die sich verträgt mit der Annahme, daß auch er versucht worden ist „gleich wie wir, doch ohne Sünde“. Daß nun aber mit seiner Sündlosigkeit ein Versuchtwerden gar wohl zusammen besteht, das ist doch nicht so schwer einzusehen. Unterscheiden

wir nur zwischen Versuchung und Versuchung. Denn freilich das wissen wir wohl aus eigener Erfahrung, die Versuchungen, die an uns herantreten, sind gar verschiedener Art, und wir machen leicht die Bemerkung, daß es solche gibt, deren wir uns schämen, und solche, deren wir uns nicht schämen, unter denen wir freudig zu Gott aufblicken und sagen: Nun wohlan, ich bin in Versuchung, ich weiß aber, ich bin auf deinen Wegen. Du hast die Versuchung an mich herangebracht, ich weiß aber, ich bin in deiner Hand. Es gibt eine Klasse von Versuchungen, und leider sind sie gar zahlreich, die dadurch entstehen, daß wir einen Reiz zum Bösen fühlen, woher er auch kommen mag. Es ist eine böse Lust im Innern, sei es nun, daß sie von innen oder von außen angefacht wird, es ist eine böse Begierde da; und das ist freilich eine Versuchung, die mit der Sündlosigkeit nicht bestehen kann. In Christo war nie Lust zum Bösen, und so konnte das Böse nie Gegenstand des Reizes für ihn werden; nein in solchen Versuchungen war seine Brust von Erz, da prallte auf den ersten Augenblick jeder Pfeil einer Versuchung ab. Dem Bösen gegenüber war nur der entschiedenste, zweifelloseste Widerspruch in seiner Seele; und so müssen wir allerdings von dieser Klasse der Versuchungen ganz absehen, wenn wir daran denken, daß auch der Erlöser versucht worden ist. Aber es gibt ja noch eine andere Klasse von Versuchungen, und Der wäre nicht eben glücklich zu preisen, der auf seinem eigenen Lebenswege niemals von dieser andern wäre angetroffen worden. Es gibt auch wirkliche Versuchungen, welche ihren Grund haben in der Anstrengung, die das Thun des Guten der Natur der Sache nach mit sich bringt; und diese finden auch da statt, wo das Herz rein ist und nichts von böser Lust in ihm sich findet oder auch jemals entzündet werden kann. Das liegt in der Natur der Sache, daß, wenn wir auch das Gute wollten, rein, unbedingt, ohne irgend einen Rückhalt, wir es gleichwohl nur unter schwerer Anstrengung vollbringen könnten; denn wir sind schwach, unsere sittliche Kraft ist schwach, und das abgesehen von aller Sünde einfach darum, weil das sittliche Vermögen erst allmählich in uns wird; und in demselben Maß, in welchem es noch in der Entwicklung begriffen ist, ist es, wenngleich auf der einen Seite sittliche Kraft, doch auf der andern Seite sittliche Schwachheit; und da ist überall Versuchung, wo das Gute vollbracht werden will, nämlich eine Anstrengung, unter der man wohl ermatten und ermüden kann, bei der die Versuchung darin besteht, die Hände abzuziehen von dem uns aufgegebenen sittlichen Werk. Nehmt noch hinzu, daß das Gute auch von außen her auf mannichfachen Widerstand stößt, daß die Welt und das Böse, was in ihr ist, uns

auf allen Schritten entgegentritt und uns Hindernisse in den Weg legt: nicht wahr, da kann die Anstrengung wohl etwas groß werden, da kann der Gedanke: Laß ab davon! auch reinen Herzen nahe treten, da steigert sich die Versuchung. Und wenn wir wissen wollen, wie sie sich steigern kann, zu welch schwindelnder Höhe, so brauchen wir nur eben auf das Leben des Herrn zu blicken. So gewiß seine Arbeit eine sittliche Arbeit war, so gewiß gab es dabei Schwierigkeiten und Hindernisse zu überwinden. So von allen Seiten zurückgestoßen, verkannt, verachtet zu werden! Ich meine, da gab es etwas zu arbeiten, und treu zu arbeiten, mit Liebe und Gehorsam, da werden wir uns nicht wundern dürfen, wenn der Hebräerbrief sagt: „Obwohl er Gottes Sohn war, hat er doch an dem, das er litt, Gehorsam gelernt.“ *)

Nun, so hätte der Gedanke unseres Textes seinen guten Grund, wir dürften uns ihm hingeben, den Trost, der in ihm liegt, aus ihm schöpfen. Doch freilich auf eine Einschränkung desselben müssen wir noch unsere Aufmerksamkeit richten, die in dem, was wir eben besprochen haben, schon nothwendig liegt. Wir müssen nämlich nicht übersehen, daß es eine Art von Versuchungen gibt, die für den Erlöser nicht da war, die er nicht kannte, und in Beziehung auf welche daher auch das tröstliche Wort des Textes nicht gilt: die Versuchungen, welche aus der bösen Lust kommen, waren für ihn nicht da. Diese Klasse von Versuchungen, die leider so zahlreich sind, kennt er nicht aus eigener Erfahrung; wie es der bösen Lust zu Muthe ist im Augenblicke der Versuchung, das weiß die heilige Seele des Erlösers nicht; und wie dem getheilten Herzen zu Muthe ist, das gern die Sünde überwinden möchte, aber auch einen vorläufigen, kleinen Genuß davon kosten, das hat sein heiliger Sinn nicht erfahren; und solche Herzen dürfen nicht sagen: Der Herr weiß, wie dir jetzt zu Muthe ist; das wäre eine Lästerung. Nur die Versuchungen, welche Leidensversuchungen sind, die uns auf dem Wege unserer sittlichen Arbeit und des Kampfes mit der Sünde der Welt entgegentreten, nur sie hat er erfahren, und unter ihnen dürfen wir getrost sagen: Er, der Erlöser weiß, wie mir zu Muthe ist; dasselbe Gefühl, das jetzt mein Herz daniederschlägt, niederdrückt, hat er auch erfahren und besiegt. Ein Unterschied ist da freilich noch zu beachten. Denn wer von uns erlitte die Versuchung jemals schuldlos im vollen Sinne des Wortes, ohne irgend ein Verschulden auf seiner Seite, ohne irgend ein

*) Hebr. 5, 8.

kleines Fleckchen wenigstens der bösen Lust? Der Unterschied bleibt unter allen Umständen; er aber, meine Freunde, darf uns nicht bange und zaghaft machen. Wenn anders wirklich ein Kampf wider die Sünde in uns ist, ein aufrichtiger, ehrlicher Kampf, und nichts als ein Kampf, dann halten wir uns an den Trost: Er hat empfunden, wie ich jetzt, er hat mich nicht vergessen, wird mich nicht lassen, mir den Sieg verschaffen, wie er ihn davon getragen. — Das andere aber, wovon wir eben sprachen, scheint nun freilich eine sehr erhebliche Einschränkung des Trostes zu sein; aber in einer christlichen Gemeinde und für eine solche hat sie in demselben Maße wenig zu bedeuten, in welchem sie wirklich eine christliche Gemeinde ist. Wie der Text diese Einschränkung ausdrücklich in Beziehung auf den Erlöser macht, so macht er sie auch in Beziehung auf die Versuchungen, von welchen er redet. Von ihm sagt er nicht, daß er in allen Versuchungen uns helfen könne, sondern in denen, welche er selbst erlitten; und Die, denen er so seine Hülfe zusagt, wer sind es anders, als die Christen? Denn können dem Menschen als Christen die Versuchungen erster Gattung auch widerfahren? Nein, sondern nur in dem Maße, in welchem er noch nicht wahrhaft Christ ist. Der Christ hat sein Herz von der Sünde abgewandt; in demselben Maße, in welchem Christus in ihm lebt durch den Glauben, in demselben Maße hat er auch Trost. Der Christ hat der Sünde den Rücken gekehrt; und in demselben Maße, in welchem er noch etwas anderes thut, als wider die Sünde kämpfen, ist er eben noch kein Christ.

Drum wenn wir den Christen wirklich als Christen nehmen, dann gilt der Trost ihm unbedingt und uneingeschränkt. Ach wir wissen aus eigener Erfahrung, wie es größten Theils zusammenhängt bei uns, wenn die arge Lust im Herzen hervorbricht und das Arbeiten im Reiche Gottes nachlassen will. Ja beim Christen geschieht es durchgängig, daß er bei seiner Arbeit an der christlichen Lebensaufgabe in der Welt auf Hindernisse und Schwierigkeiten stößt, bei denen er meint, er könne da nicht durch, da habe sich alles gegen ihn verschworen. Und wenn er einmal solcher Versuchung erlegen ist, wenn er erst die ewige Aufgabe, an der er mitwirken soll, aus dem Auge verloren hat, dann brechen Versuchungen aus dem Herzen, wie sie dem Christen fremd sein sollten. Ja, je mehr wir den Text ansehen, desto mehr müssen wir überzeugt sein, er redet buchstäbliche Wahrheit. Danach lasset uns also trachten, daß wir keine andern Versuchungen erfahren, als solche, bei denen wir auf diesen Trost zu hoffen haben. Welcher Unterschied, wenn man in der schweren Stunde der Versuchung

sagen kann: Nun wohl, ich weiß, der Herr hilft mir, oder wenn man die Augen niederschlagen muß und sagen: Nein, solches hat er, der Heiland, niemals erfahren. Wer das einmal recht lebhaft empfunden hat, sollte er nicht danach trachten, daß ihm keine andere Versuchung in seinem Leben jemals entgegentrete, als eine solche, in der er sich mit freudiger Zuversicht sagen kann: Darinnen er gelitten hat und versucht ist, kann er helfen Denen, die versucht werden! Amen.

Lied 330, 9: Großer Mittler, sei gepriesen.

---

## XXV.

# Das Osterfest ein Fest der christlichen Hoffnung.*)

Eingangslied 118, 1. 2: Dem Herrn sei Ehre, Preis und Dank.
Hauptlied 117, 1—4: Mein Fels hat überwunden.

### Text: 1. Petr. 1, 3—9.

Gelobet sei Gott und der Vater unseres Herrn Jesu Christi, der uns nach seiner großen Barmherzigkeit wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung, durch die Auferstehung Jesu Christi von den Todten; zu einem unvergänglichen und unbefleckten und unverwelklichen Erbe, das behalten wird im Himmel euch, die ihr aus Gottes Macht durch den Glauben bewahret werdet zur Seligkeit, welche zubereitet ist, daß sie offenbar werde zu der letzten Zeit; in welcher ihr euch freuen werdet, die ihr jetzt eine kleine Zeit (wo es sein soll) traurig seid in mancherlei Anfechtungen, auf daß euer Glaube rechtschaffen und viel köstlicher erfunden werde denn das vergängliche Gold, das durchs Feuer bewährt wird, zu Lob, Preis und Ehre, wenn nun geoffenbaret wird Jesus Christus; welchen ihr nicht gesehen und doch lieb habt, und nun an ihn glaubet, wiewohl ihr ihn nicht sehet; so werdet ihr euch freuen mit unaussprechlicher und herrlicher Freude und das Ende eures Glaubens davonbringen, nämlich der Seelen Seligkeit.

Zu allen Zeiten ist in der Christenheit das Osterfest als ihr eigentliches Freudenfest angesehen worden; in diesen einfachen Worten: Christus ist erstanden, hat die christliche Kirche zu allen Zeiten die ganze Fülle ihrer

---

*) Gehalten am Ostersonntag, den 27. März 1853.

Freude zusammengedrängt und die Osterfreude als das Abbild der ewigen, himmlischen Freude angesehen. Welcher Art ist nun aber diese Freude? Wir können offenbar nur dann an ihr wahrhaft Theil haben und von ihr wahrhaft das Eine empfangen, was noth thut, wenn wir ihre eigenthümliche Art und Weise kennen. Das gibt uns nun der eben verlesene Text an die Hand. Die Osterfreude ist Freude der Hoffnung, das Osterfest Fest der Hoffnung: das habt ihr eben vernommen aus den Worten des Apostels, ihr habt gehört, wie er Gott dankt und ihn preist dafür, daß er nach seiner großen Barmherzigkeit uns wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Todten. Lasset uns denn aus diesem Gesichtspunkte das heutige Fest ins Auge fassen, das Osterfest betrachten als ein Fest der christlichen Hoffnung. Es liegt in der Natur der Sache, daß zwei Fragen hier vor allem in Betracht kommen, daß wir nämlich

1. uns darüber verständigen, was wir mit der Christenhoffnung meinen; und

2. dann fragen, wie sie mit dem Gegenstand unserer heutigen Feier, der Auferstehung des Herrn zusammenfällt.

Eben dieses ist es auch, wofür der Text uns vollständige Anleitung gibt; denn sein Gesammtinhalt läßt sich ja in diese beiden Hauptpunkte zusammenfassen. Wir sind als Christen, sagt der Apostel, aus einem Todeszustande der Hoffnungslosigkeit wiedergeboren zum Leben der Hoffnung, und zwar nach Gottes großer Gnade durch die Auferstehung Christi. Das wird es auch sein, was wir uns jetzt vor Augen halten werden, um uns zu überzeugen, wie das Osterfest ein Fest der christlichen Hoffnung ist.

## 1.

Was ist denn die Christenhoffnung? Auf diese Frage werden wir schwerlich eine anschaulichere Antwort finden als diejenige, die der Text uns gibt. Er stellt nämlich zwei scharf entgegengesetzte menschliche Lebenszustände gegeneinander, einmal einen Zustand der Hoffnungslosigkeit, den er als Zustand des Todes bezeichnet; denn er läßt aus ihm uns geboren werden zum andern Zustand, dem des Lebens der Hoffnung. Diese beiden Zustände können uns ja auch nicht schwer verständlich sein, denn sie liegen immer noch im Kreise unserer Erfahrung, sei es der eigenen, sei es bei Beobachtung Anderer. Es gibt ja gewiß einen Zustand der Hoffnungslosigkeit unter den Menschen, der mit keinem andern Ausdruck bezeichnet

werden kann als dem des Todes; es gibt diesen Zustand der todesähnlichen Hoffnungslosigkeit wahrlich nicht etwa bloß in einzelnen abgelegenen Winkeln des menschlichen Daseins, etwa da, wo die Sonne des äußern Lebensglanzes nimmer aufging oder etwa nur in düsterer Erinnerung einzelne Strahlen zurückließ. Ach nein, gestehen wir es, dieser Zustand der Hoffnungslosigkeit ist gerade der gewöhnliche und durch alle Ordnungen der menschlichen Gesellschaft hindurch vorherrschende; er ist der uns natürliche, und es sind leider nur Ausnahmen, in denen wir den entgegengesetzten Zustand uns wie ein Licht von oben her ins Auge leuchten sehen. Aber wie? ich sage, der Zustand der Hoffnungslosigkeit sei der gewöhnliche; und doch haben die Menschen es sich ja zu allen Zeiten müssen nachsagen lassen, daß sie immerdar hoffen, wenn ihnen auch alles unter den Händen zerrinnen sollte. Die Klage ist so alt und so wahr über die tausend eitlen Hoffnungen! Mit wie viel Hoffnungen beginnt das Leben des Menschen auf dem ersten Schritt! Da geht ihm ein buntes Licht freudiger Hoffnung nach dem andern auf. Zuerst etwa nur von seiner eigenen Zukunft: zu allernächst hofft er vom Leben so viele Freuden, so mannichfache Erquickung, so viel süßen Lohn und Ernte seiner Arbeit; und dann fängt er an, das Geschlecht, das große Ganze, dem er angehört und in dessen Mitte er auch ein würdiges Leben führen kann, kennen zu lernen, und daran knüpfen sich neue Hoffnungen für die Zukunft des ganzen Geschlechtes, an deren Erfüllung er sich selbst noch zu laben hofft. — Ist nun also mit dem Worte *Hoffnungslosigkeit* zu viel gesagt, wenn wir die meisten unserer Hoffnungen ins Auge fassen? Sind sie denn wirklich Hoffnungen? *Hoffen* und *mit Verlangen erwarten*, ist das dasselbe? *Hoffen* kann man doch nur bei den großen, erhabenen Dingen. Die kleinen Dinge werden zwar auch gehofft, aber in einem ganz andern Sinn als wirkliche Hoffnungen. Fragen wir nun einmal die Brüder und uns, ob die Dinge, nach denen sie verlangen, wohl solche sind, daß sie den Namen einer Hoffnung verdienen. — Aber sehen wir auch davon ab; wie wird es denn im Verlauf des Lebens mit den vielen Hoffnungen? Sie fallen nacheinander ab, ihre Lichter verlöschen eins nach dem andern, nothgedrungen aufgegeben gegenüber den Erfahrungen des Lebens, die den Menschen von ihrer Unhaltbarkeit überzeugen. Und so bleiben nach und nach immer weniger Hoffnungen zurück, und diese wenigen sind immermehr die irdischen, nur auf das, was wir auf Erden empfangen und genießen können, gerichtet; in demselben Maße aber, in welchem die Hoffnungen nur auf das Irdische sich

beziehen, wird das menschliche Gemüth für ihre Erreichung, für ihren Genuß immer unfähiger. Was bleibt nun? Es bleibt hinter dem Vorhang noch ein anderes Dasein, auch wenn alle irdischen Hoffnungen dahinschwinden, aber als Gedanke der Furcht; und diesen Gedanken möglichst zu entkleiden von allem, was ihn furchtbar macht, und möglichst in die Ferne zu rücken, ist das eigentliche Streben, ist das Interesse, welches zuletzt dem Menschen allein bleibt. Wohl hofft er dann noch für Andere, namentlich für Die, die ihm besonders nahe stehen, besonders theuer sind, ja für sie aus der Fülle des Herzens; aber dieses Hoffen, ach wenn er nüchtern es überlegt, kann er es wirklich Hoffen nennen? Er hofft für sie dieselben Dinge, die er einst für sich gehofft, und von denen er erfahren hat, wie sie entweder gar nicht zu erlangen sind oder, erlangt, nicht Freude bringen.

So steht es mit der Hoffnungslosigkeit; aber auch unter uns Christen? Ja, was ich eben gesagt habe, sagte ich nicht von fernen Landen, in die das Licht des Evangeliums nie gedrungen, sondern aus den Erfahrungen, die wir mitten in der christlichen Gesellschaft täglich machen; bei Menschen von der verschiedensten Art, bei Denen, die wir äußerlich am glücklichsten nennen, so gut wie bei Denen, die niemals irgend welche Freude des äußerlichen Wohllebens genossen; auch unter den Christen, auch unter Denen, die nicht bloß dem Namen nach, die wirklich in irgend einem Maße, in irgend einer Ueberzeugung Christum ihren Herrn und Meister nennen. Lasset uns nur auf die Jünger sehen: waren sie nicht auch einmal hoffnungslos, in den Tagen, deren Gedächtniß wir neulich gefeiert haben? Sie hatten so viel gehofft, als sie in ihm den schon so viele Jahrhunderte lang erwarteten Messias gefunden hatten; sie hofften Dinge von ihm, die wir nicht zu hoffen wagen bei unsern irdischen Hoffnungen; und ihre Hoffnungen wuchsen in dem Maße, in welchem sie mit ihm umgingen und in allen seinen Worten und Wunderwerken seine Beglaubigung immer entschiedener sahen. Und dennoch, als nun sein Geschick sich wandte, sein Weg nach Gethsemane und Golgatha führte; wo waren da ihre Hoffnungen? Ja auch unter den Christen gibt es, kann es geben jene vorher geschilderte Hoffnungslosigkeit.

Aber ist denn diese Hoffnungslosigkeit der Art, daß man sie Zustand des Todes nennen muß? Leben ist nur da, wo es Lebensempfindung gibt, Lebensfreude und Lebensthätigkeit; und wie soll es das geben, wo die Hoffnung erstirbt, wo der Mensch kein Ziel mehr vor sich sieht, sich keinen Zweck mehr setzt, keine Aussicht mehr hat in die Zukunft? Hoffnungslosigkeit also ist die innerste Ermattung des Lebensgefühls, Abgestumpftheit des Gefühls

für alles, was sonst den Lebensreiz gewährte; da ist Ermattung des Lebensgefühls, vielleicht verbunden mit Vollgenuß des Lebens, das Herz ist erstorben, weil in ihm die Hoffnung ermattet ist.

Nun, ist denn das die einzige Erscheinung, die uns begegnet, wenn wir den Blick auf das menschliche Dasein werfen? Nein, Gottlob nicht. Der gewöhnliche und tägliche Lauf der Dinge ist so, aber, Gott sei gepriesen, es gibt Ausnahmen, die uns den Anblick eines Daseins voller Hoffnung, und darum eines wahrhaft lebendigen, wirklichen, menschlichen Lebens gewähren; und diesen andern Gegensatz stellt uns der Text in so ergreifenden und zugleich ausführlichen Zügen vors Auge, daß wir sagen müssen, das Bild ist aus der Seele eines zu einem solchen neuen Leben Geborenen entlehnt, es sind nicht etwa Gedanken, die in der Seele des Apostels entstanden wären, er hat nur abgemalt, was er an sich selbst und im Kreise um sich her sah. Ja es gibt noch Hoffnung, eben die, welche unser Text uns vor Augen führt, deren der Jünger Christi sich erfreut. Wenn wir umhergehen, die hoffnungsreichen Gesichter fragen: Wer bist du? weß Zeichens, weß Namens bist du? immer werden wir die Antwort hören: Ich glaube an den Auferweckten, ich bin Christ. Und fragen wir dann, woher sie diese Freudigkeit haben, so werden diese Glücklichen uns erzählen, wie sie ein Erbe im Himmel kennen, auf das die ganze Kraft ihrer Hoffnung gerichtet ist, ein Erbe, das sie Gott verdanken, das er ihnen dort aufbewahre, für das auch sie ihrerseits sicher bewahrt würden durch Gottes Kraft, das ihrer Seelen Seligkeit sei, das jetzt noch wie hinter einem Schleier verborgen sei, an das sie jetzt erst glauben müßten, das sie aber zu seiner Zeit schauen würden nach einer kleinen Frist, die sie nach Gottes Willen unter Leiden dahinbringen müßten zu ihrer Bewährung; dann aber wüßten sie, dann käme ein Tag der herrlichen Offenbarung ihres Herrn Jesu Christi, dann würden sie ihn, den sie so sehr liebten, sehen von Angesicht zu Angesicht in seiner Herrlichkeit, und seine Liebe genießen in vollen Zügen, und seine Herrlichkeit genießen, und dann würden alle ihre Hoffnungen erfüllt, und sie würden genießen der Seelen Seligkeit. Das ist noch immer das Bekenntniß Derer, die ein Leben wirklicher Hoffnung führen. Da sehen wir nun auch, wie sie Sinn haben für alles, was ein menschliches Herz beglücken kann, für das Kleinste und Größte, in allem die Liebe und Gnade ihres Schöpfers und Heilandes schmecken, wie ihnen so auch im kleinsten Genuß eine Quelle überschwänglicher Freuden liegt; wie sie alles mit Gott thun, durch seine Kraft arbeiten, und wie sie ein Leben

führen nicht im Schlummer, sondern ein rühriges, rüstiges Leben. Sie sehen ihn vielleicht nicht, wir Andern aber sehen den Segen, der ihnen auf dem Fuße folgt und alles begleitet, was ihre Hand berührt. Die Apostel stehen vor unsern Augen da als leuchtende Zeugen dieses Lebens der Hoffnung. Der Apostel, der im Text uns diesen Zustand beschreibt, ist in seinem ganzen Leben ein leuchtendes Beispiel desselben; und schauen wir auf Paulus, auf Johannes, überall zeigt sich dasselbe, wenngleich in sehr verschiedenen Schattirungen, es ist doch immer das Eine, was sich gleich bleibt, die volle, unverwüstliche Hoffnung dieses unvergänglichen und unbefleckliчhen himmlischen Erbes, das ihnen aufbehalten ist. Solche Menschen der Hoffnung können wir wohl beneiden im Innersten des Herzens, und wenn wir sie finden — und gerade da finden wir sie oft, wo wir am wenigsten solche suchen — wenn wir sie finden mitten unter dem Druck und der Noth der irdischen Arbeit, und wären wir in der Fülle des Wohlstandes, genössen Frieden und Ruhe, wir würden sie dennoch beneiden und fragen: Ach, wie sind sie doch so glücklich geworden?

## 2.

Ja diese Frage ist es eben, die wir im zweiten Theile beantworten müssen, und deren Beantwortung uns auf den Zusammenhang führen wird zwischen der Auferstehung Christi und diesem Leben der Hoffnung. Geboren, durch die natürliche Geburt, wird Keiner in diesen Zustand. Auch die Jünger haben eine Zeit gehabt, da sie diese Hoffnung nicht hatten; und an den Aposteln zumal können wir am deutlichsten sehen, wie es zuerst eines mühsamen und oft langen Weges bedarf, um zu diesem Glauben zu kommen. Wir haben ja schon vorher auf den Zeitpunkt in ihrem Leben hingewiesen, da sie hoffnungslos standen unter dem Kreuze dessen, an den sie ihre Hoffnungen geknüpft hatten. Wiedergeboren sind sie worden zu dieser Hoffnung, wie der Text sagt, „durch Gott, nach seiner großen Barmherzigkeit", nicht durch eigene Kraft, sondern durch die reine Barmherzigkeit Gottes; und eben darum schmeckt es ihnen auch so süß, und sie haben darin eine Fülle unerschöpflicher Seligkeit. Die Jünger zumal wußten es recht wohl, daß, wenn nicht Gottes Hand eingegriffen hätte, sie hoffnungslos geblieben wären, und wie schwer es ihnen wurde, Hoffnung zu fassen, selbst als ihnen in nächster Nähe das Gerücht von der Auferstehung bestätigt wurde. Sie konnten es nicht vergessen, welche Einleitungen der Herr treffen mußte, um sich ihnen zu offenbaren, wie er anfing, sie zu strafen wegen

ihrer Thorheit und Trägheit des Herzens, zu glauben allem dem, was die Propheten geredet hatten.*) Und das müssen auch wir sagen, wenn Jemand von uns so etwas an sich erführe und meinte, dieses selige Hoffnungsleben sei sein Werk, der täuschte sich über seine Christenhoffnung; das ist nicht mehr eine wirkliche Hoffnung. Das erste Zeichen der Christenhoffnung ist, daß sie eine demüthige ist, die ihren Grund allein in Gottes unerschöpflicher Gnade sucht.

Aber die Hauptsache ist nun die Frage, wodurch Gott die Jünger Christi zu einem solchen neuen Leben erweckt hat. Der Text antwortet hierauf in kurzer und deutlicher Rede: „Gott hat uns nach seiner großen Barmherzigkeit wiedergeboren zu einer lebendigen Hoffnung, durch die Auferstehung Jesu Christi von den Todten." Die Auferstehung des Herrn ist es, wodurch aus dem hoffnungslosen Zustand der Zustand der Christenhoffnung hervorging; und sie ist der Quell, der unerschütterliche Grund unseres Glaubens. Sollte es denn unter Christen noth thun, daß man daran erst ausdrücklich erinnert? O ja, auch unter Christen thut es noth. Man darf nur einmal unter ihnen herumfragen, wie Viele denn die Auferstehung des Herrn und Heilandes als einen theuren Schatz betrachten, an dem sie festhalten müssen auch im äußersten Kampf. Wie Viele werden wir da nicht antreffen, die meinen, für sie wenigstens sei das ziemlich gleichgültig, was sie davon hielten; das möchten etwa die Geistlichen und Theologen ausmachen, für diese etwa könnte es von Interesse sein; aber der Laie könne es getrost dahin gestellt sein lassen, dessen ungeachtet könne er doch zuversichtlich seinen Weg gehen. Aber so ist es nicht, die Auferstehung des Herrn ist es allein, auf die der Christ seine Hoffnung bauen kann; und wer sie nicht darauf gebaut hat, hat auf Sand gebaut. Lasset uns zunächst uns bei den Aposteln und Jüngern überzeugen, wie sie in der That keinen andern Grund ihrer Hoffnung hatten. Wenn wir im Leben der Apostel zwei Zeitabschnitte unterscheiden, da sie das eine Mal hoffnungslos, das andere Mal in freudiger Hoffnung lebten, was ist denn die Grenzscheide? Die Auferstehung ihres Herrn. Ja, gewiß ist es, daß diese Auferstehung Jesu Christi in den Aposteln das Leben der Hoffnung erweckte. Das liegt ja auf der Hand, wenn dieser Jesus Christus auferweckt war von den Todten, nun, dann war er von Gott selbst auf die unzweideutigste Weise beglaubigt als Derjenige, für den er sich ausgab, dann war der Tod, an dem sie sich eben

---

*) Vgl. Luc. 24, 25.

als an einem Stein des Aergernisses gestoßen, zur Beruhigung der Sünder geworden. Was lag nicht alles darin! was mußte Gott für Absichten mit den Menschen haben, wenn er eine solche Versöhnung stiftete! War dieser Jesus Christus wirklich auferstanden, dann war das ewige Leben in ihm Wahrheit, und auch für alle Die, die mit ihm, in ihm und durch ihn leben konnten. Die Gewißheit der Auferstehung aber war für die Apostel die höchste, als sie einmal mit ihren eigenen Augen ihn sahen, mit ihren eigenen Händen ihn betasteten.

Nun, meine Brüder, daß der Glaube an die Auferstehung Christi auch bei uns dieselbe Wirkung hervorbringen muß, wo er wirklich da ist, daß er auch uns dasselbe verbürgt, dieselbe überschwängliche Hoffnung schenkt, und eben dieselbe Lebensfülle mittheilt, das alles brauche ich kaum noch zu erwähnen. Aber die Frage werdet ihr aufwerfen: Kann uns denn auch die Auferstehung des Herrn gewiß sein, ebenso gewiß, wie den ersten Zeugen? Das ist eine große Frage, und sie leichtfertig zu bejahen wäre ein eben so großer Frevel, als sie leichtfertig zu verneinen. Ihr seht ein, diese Frage kann nicht durch Untersuchung von Gründen und Gegengründen an diesem Orte erledigt werden, es bedarf hier nur eines offenen, gewissenhaften Bekenntnisses. Und wenn ihr mich fragt: Wie? auf dein Gewissen dürfen wir glauben an die Auferstehung Christi mit derselben Zuversicht, wie die ersten Jünger? — ich sage mit voller Gewißheit: Ja, ihr dürft, ihr sollt! Nicht Gründe können hier die Gewißheit fördern, aber ausgesprochen werden kann es einmal: diese Thatsache, die Auferstehung des Herrn, ist bezeugt, wie eine Thatsache überhaupt bezeugt werden kann; und unter allen Wundern ist dieses Wunder dasjenige, dessen Zweckmäßigkeit, dessen Unentbehrlichkeit aufs unmittelbarste einleuchtet; und wenn bei allen andern biblischen Wundern die Gegner aus irgend einem Grunde sagen, sehr füglich könne man sie vermissen, wenn sich das in Beziehung auf alle andern mit einem gewissen Schein sagen läßt, auf dieses läßt es sich nicht anwenden; und auch die Gegner müssen sagen, wenn es einen Jesus Christus geben solle, wenn Gott die Absichten mit ihm erreichen solle, die er mit ihm erreicht, dann sei dieses Wunder ein unumgängliches. Und wenn bei allen andern Wundern es den Gegnern desselben mit irgend einem Scheine gelingen mag, sie zu beseitigen, sei es durch natürliche Erklärung oder Annahme sagenhafter Entstehung, bei diesem hat Jeder sagen müssen, hier breche ihm die Spitze ab, dieses hinaus zu deuten sei etwas, woran der feinste menschliche Scharfsinn sich bis jetzt noch vergeblich versucht habe.

Und endlich, ohne dieses Wunder bliebe die ganze Entstehung einer christlichen Gemeinde, einer christlichen Welt ein unerklärbares Räthsel. Daß etwas Großes vorgegangen sein muß in dem Zeitpunkt, von welchem an die Entstehung des Christenthums sich herschreibt, das muß man zugeben, wenn man sie nicht ganz unerklärt lassen will.

Mit allen diesen Gründen können wir freilich nicht zu der vollen Ueberzeugung gelangen. Fremde Erfahrungen und Verstandesschlüsse reichen nicht aus, vor allem bedarf es der persönlichen Erfahrung. Bei den Jüngern war es nicht anders; erst als er sich ihnen persönlich als der Auferstandene erwies, glaubten sie. Und so ist es auch bei uns: die volle Gewißheit, daß Christus auferstanden ist, wird nur Dem zu Theil, der von ihm als dem Lebendigen eine persönliche Erfahrung hat. Und eine solche können wir haben. Der Herr selbst hat uns verheißen, daß wir es können, daß er, der Erhöhte sich uns erweisen will. Wer meine Worte hat, und hält es, der ist es, der mich liebet, und mein Vater wird ihn lieb haben, und ich werde ihn lieben und mich ihm offenbaren,*) so spricht er am letzten Abend vor der Kreuzigung zu den Jüngern. Meine Brüder, wem das begegnet, der glaubt, daß Christus auferstanden ist, der feiert Ostern voller Osterhoffnung.

Nun, so lasset uns denn beibehalten unsern Glauben an die Auferstehung des Herrn! Es ist etwas Großes, hieran zu glauben, aber auch etwas Köstliches, Gesegnetes. Wähnen wir nicht, daß wir diesen Glauben entbehren könnten; bei den ersten Christen sehen wir ja, wie unentbehrlich er ihnen war. Ohne ihn können wir nicht die Christenhoffnung haben, ohne die es ein wahres Christenleben nicht gibt. Halten wir ihn heilig, geben wir ihn nicht leichtfertigen Angriffen in leichtfertigem Sinne hin. Halten wir ihn fest, trachten wir danach, ihn in uns zu befestigen, und vor allem auf dem Wege, der Allen offen steht, arm wie reich, hoch und niedrig, den der Herr in den vorher angeführten Worten andeutet: Wer mein Wort hält, der ist es, der mich liebet. Wer mich aber liebet, der wird von meinem Vater geliebt werden, und ich werde ihn lieben und mich ihm offenbaren. Ja, das wollest du, Herr Jesu, an uns Allen! Amen.

Lied 117, 6: Wohlan denn, Fürst des Lebens.

---

*) Vgl. Joh. 14, 21.

## XXVI.

# Die Botschaft des Auferstandenen an die Seinigen.*)

Text: Joh. 20, 17.

Spricht Jesus zu ihr: Rühre mich nicht an, denn ich bin noch nicht aufgefahren zu meinem Vater. Gehe aber hin zu meinen Brüdern und sage ihnen: Ich fahre auf zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott.

Die Worte des Herrn, die ihr eben vernommen habt, entsprechen genau der kirchlichen Zeit, in der wir gegenwärtig stehen. Unser Text ist beides, ein Ostertext und ein Himmelfahrtstext; das Wort des Herrn, das in ihm enthalten ist, ist aus der Ostergeschichte entnommen, seinem Inhalte nach aber weist es auf das Himmelfahrtsfest hin; und so, meine ich, sollte die Zeit, in der wir gegenwärtig stehen, am meisten geeignet sein, um den Sinn des Textes zu finden und ihn unsern Herzen nahe zu bringen. Wenn wir dieses nun unter Anrufung des göttlichen Beistandes versuchen, so versteht sich von selbst, welches der Gegenstand unserer Betrachtung ist. Der Inhalt des Textes geht nämlich im Allgemeinen darauf hinaus, daß er eine Botschaft des Auferstandenen an die Seinigen ist.

Er, der Herr, der Auferstandene, erweise sich auch in dieser Stunde uns als Der, der da auferstanden ist vom Tode und nun lebt von Ewigkeit zu Ewigkeit!

Wir werden zweierlei ins Auge zu fassen haben, wenn wir diese Botschaft recht verstehen und beherzigen wollen, wir werden

1. versuchen müssen, sie in die Seele Derjenigen hinein zu verstehen, an welche sie unmittelbar gerichtet war, der ersten Jünger des Herrn; um uns

2. dann zu überzeugen, wie diese selbe Botschaft uns Allen noch gilt.

### 1.

Wie mochte wohl den ersten Jüngern zu Muthe sein, als sie endlich zu der Gewißheit gelangt waren, ihr Herr und Meister sei auferstanden, wirklich auferstanden, lebe und bleibe ihnen nahe? Wir wissen ja Alle, wie sauer es sie ankam, zu dieser Ueberzeugung durchzudringen, wie die erste Kunde, die sie von der Auferstehung des Meisters erhielten, gar keinen Glauben fand, sondern im Gegentheil ihre Unruhe erhöhte. So tief hatte

*) Gehalten in der österlichen Zeit 1853.

der Tod des Herrn und alles, was sie in den letzten Tagen erlebt hatten, die Spannkraft ihres Glaubens verringert; und je seliger der Gedanke an die Möglichkeit sein mochte, daß der Herr doch wieder aus dem Tode hervorgegangen sei, desto ängstlicher mußten sie sich vor Enttäuschung fürchten, und wagten kaum, der Hoffnung Raum zu geben. Ihr Alle werdet ja aus eigener Erfahrung den Zustand kennen, wo Furcht und Hoffnung einen im Schwanken halten, wo etwas sehr wünschenswerth ist und eine Möglichkeit dafür da ist, aber andrerseits wieder Zweifel auftauchen, Gründe sich darstellen, welche die Möglichkeit zur höchsten Unwahrscheinlichkeit machen. So ging es auch den Jüngern. Doch endlich brach die Gewißheit durch, daß er lebte; er erschien ihnen, sprach mit ihnen, aß mit ihnen, kurz sie hatten ihn wieder; sie wußten, es konnte keine Täuschung sein, und nun waren ihre Seelen von Grund aus umgewandelt, denn nun mußten sie froh werden, und desto froher, je länger und je tiefer ihre Seele von Schmerz erfüllt gewesen war. Gewiß war da ihr einziger Gedanke der, daß sie den Herrn wieder hatten und nun auch ganz gewiß behalten würden für immer; der Gedanke, daß hierauf eine Trennung folgen könne, lag ihnen gewiß von vornherein ganz fern, und die Sorge, daß sie von ihm wieder sollten losgerissen werden, den sie jetzt wieder empfangen hatten aus der Gewalt des Todes und der Nacht des Grabes, trat damals schwerlich in ihre Seele. Jetzt, dachten sie wohl, werden wir seiner ganz froh sein können, seine Liebe ganz und ungestört genießen können; und wo er mit seiner Liebe ist, muß auch Seligkeit und Herrlichkeit sein. Da waren ganz von selbst die alten Hoffnungen wieder erwacht, mit denen sie zu Jesus gekommen waren, von einem Reiche der Herrlichkeit, das der Messias bringen sollte; und wenn sie diese Hoffnungen auch in ganz anderer Art verstanden haben werden als ihre fleischlichen Zeitgenossen, so stimmten sie doch in dem Hauptpunkte gewiß mit ihnen überein, daß sie unmittelbar den Eintritt dieses Reiches und den vollen, ungestörten Genuß seiner Seligkeit für sich werden erwartet haben, wie wir ja in der Apostelgeschichte lesen, daß die Jünger den Herrn ausdrücklich fragten: Herr, wirst du auf diese Zeit wieder aufrichten das Reich Israel?*) Aber der Herr selbst hatte ihnen ganz etwas anderes zugedacht für die nächste Zukunft. Diese ihre Gedanken konnte er nicht gutheißen; und darum ergriff er auch bei der ersten Begegnung mit Einem aus dem Kreise der Seinen sofort die Gelegen-

---

*) Apostelgesch. 1, 6.

heit, die Jünger in dieser Beziehung zu enttäuschen und ihnen etwas ganz anderes als die erwartete Botschaft mitzutheilen. Maria Magdalena war die erste, die von Gott begnadigt wurde, den auferstandenen Erlöser zu sehen. Was war natürlicher, als daß sie, überwältigt von Freude, zu seinen Füßen fiel und ihn festhalten wollte, um ihre ganze Liebe und Verehrung unmittelbar vor ihm auszuschütten und ihm zu zeigen, sie wolle niemals von ihm lassen, er dürfe niemals wieder aus dem Kreise der Seinen heraustreten und sie solche schweren Tage der Verlassenheit erfahren lassen. Aber der Herr gibt sich diesen Beweisen kindlich ehrfurchtsvoller, demüthiger Liebe nicht hin; im Gegentheil, er reißt sich los von ihr, zeigt ihr, die Zeit der Trennung sei noch nicht beendet; ungeachtet er ihnen wiedergeschenkt sei aus der Gruft des Todes, dennoch bleibe er nicht bei ihnen, verlasse sie abermals und ziehe sich zurück in die unsichtbare Welt: „Rühre mich nicht an, denn ich bin noch nicht aufgefahren zu meinem Vater.“ Das ist es, wohin mein Weg geht, nicht unter euch Jüngern darf ich bleiben, ich muß wieder aus eurer Mitte heraustreten, zu meinem Vater im Himmel geht mein Weg. In der zartesten, ergreifendsten Weise gibt er ihr diese Botschaft: „Gehe aber hin zu meinen Brüdern und sage ihnen: Ich fahre auf zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott.“ Gerade so wie der Herr hier die Magdalena unterrichtet und durch sie den Jüngern seine Gedanken zu erkennen gibt, gerade so bezeugt er seinen Sinn auch im weiteren Verhalten zu ihnen. Er sucht sie auf, ja auch die Jünger sollen ihn wiedersehen von Angesicht zu Angesicht; er tritt in ihren Kreis und ruft ihnen sein: Friede sei mit euch! zu; aber es sind nur wenige einzelne Male und nur flüchtige Augenblicke, während er mit ihnen verweilt, und es kommt die Zeit, da auch diese einzelnen Erscheinungen aufhören, und er in sinnlich sichtbarer Weise nicht mehr mit ihnen verkehrt. Was er aber ihnen in diesen wenigen Augenblicken sagt, sind ganz andere Dinge, als sie erwarteten. Auch gleich bei dem ersten Zusammentreffen mit den Zwölfen, am Abend des Auferstehungstages, wo er ihnen sein: „Friede sei mit euch!“ sagt, spricht er zu ihnen: „Gleichwie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch.“*) Er gibt ihnen einen ernsten, schweren Auftrag, wie sie wohl unmittelbar empfinden mußten. Sie mußten, da sie diesen Auftrag hörten, unwillkürlich sich erinnern, was er erfahren unter den Menschen, und daran denken, wie sie würden gehaßt,

*) Joh. 20, 21.

überantwortet, verfolgt und geschmäht werden um seinetwillen, kurz, wie sie sein Loos theilen würden. Auf demselben Wege der Mühe, Arbeit, Verfolgung werdet ihr auch gehen müssen wie ich: das war es, was der Herr den Jüngern als das zunächst ihnen bevorstehende Loos verkündigte. Sie hatten gehofft, jetzt komme die Zeit des Christenthums in Herrlichkeit, und er sagt: Noch wird eine Zeit in Arbeit und Mühe kommen, ihr könnt noch nicht genießen.

Wie mag wohl den Jüngern dieser Auftrag gefallen? Zu allernächst mußte eine solche Verkündigung ihnen wohl die Osterfreude trüben; und gerade je mehr sie sich bewußt waren, diesen Jesus von ganzem Herzen zu lieben, desto mehr mußte es ihnen scheinen, als wenn diese Ankündigung ihnen ihre Freude raubte. Sie sollten abermals von ihm getrennt werden. Jetzt wußten sie aus eigener Erfahrung, was das sei, ohne ihn in der Welt stehen; als er das erste Mal schied, hatten sie diese Erfahrung noch nicht gemacht. Er sollte noch einmal aus der Welt heraustreten, und sie, sie sollten nun noch Mühe und Arbeit in seinem Reiche haben! Seine Sache war noch immer nicht durchgefochten, immer noch nicht auf den Punkt gebracht, den sie erreichen sollte. Und ehe er erreicht war, wie konnten sie froh werden, so lange noch zu kämpfen war? Indessen werden die Jünger bei ruhigem Nachdenken diesen Gedanken in einem andern Lichte gesehen und der niedergedrückten Freude im Herzen abermals Raum gegeben haben. Der Herr Jesus ging von ihnen, aber er sagte ja auch, wohin er gehen wollte, und sagte es auf eine so rührende, edle Weise, daß sie wohl wußten, es sei keine Trauerbotschaft. Als er das erste Mal vom Scheiden sprach, wußten sie ja gar nicht, wohin er gehen wollte; jetzt sprach er es deutlich und ohne Mißverständniß aus, zu seinem Vater im Himmel gehe er, zu dessen Rechten zu sitzen, und wenn er sie verlasse, so sollten sie nicht meinen, daß er ihnen fern trete, daß sie von einander geschieden sein sollten. — Kann man es wohl ergreifender ausdrücken, daß kein Gedanke der Art aufkommen solle in unserer Seele, als wenn der Herr ihnen, seinen Brüdern, wie er sie nennt, sagen läßt: „Ich fahre auf zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott?“ Erklärt euch diese Worte in der Seele der Jünger. Ihr wisset es ja, sagt der Herr, wie ich zu meinem Gott und Vater stehe; ihr habt es gesehen, habt es erkannt, habt gesehen mein Leiden und Sterben, habt gehört und geschaut, mit welcher freudigen Zuversicht ich in meines Vaters Hände meinen Geist befahl. Nun, so wie ihr wisset, daß ich mit meinem Vater im Himmel stehe,

so stehet ihr jetzt auch mit ihm, durch mich, durch mein Werk der Versöhnung, das ich im Tode vollbracht habe, ihr werdet ihn jetzt eben so nahe haben wie ich; ich gehe dorthin zu ihm, für euch, dort im Himmel werde ich eure Angelegenheiten vertreten, von dort aus werde ich euch in einem ganz andern Maße helfen, in unvergleichlich größerm Maße euch segnen können. Ich fahre auf zu meinem Vater im Himmel. Freut euch mit mir, freut euch um eurer selbst willen, daß ich dort einen Platz einnehme, dort, wo meine Liebe zu euch am wirksamsten, segensreichsten wirken kann. Wenn die Jünger diese Botschaft ganz verstanden, dann wußten sie, es geschah nun des Erfreulichen für sie weit mehr als des Schmerzlichen.

Nun aber, der Auftrag, der ihnen gegeben wurde, wie viel Leiden, Mühe und Arbeit wurde ihnen damit ertheilt! Das fiel ihnen auch aufs Herz. Aber sie besannen sich. Ach ja, mußten sie sich sagen, wohl ist uns hier viel Mühe und Arbeit in Aussicht gestellt, aber es ist auch Arbeit; es sind nicht bloße Leiden, sondern Arbeit, Mühen um eines Zweckes willen. Und welches Zweckes! Um des Zweckes unseres Herrn Jesu willen, um seines Reiches willen. Da mußte in ihnen das Gefühl der Hoheit und Würde dieses Auftrages, das Gefühl des Peinlichen, Mühevollen, Schmerzlichen, das mit ihm verbunden war, zurückdrängen. Hatten sie ja gar nichts zu besorgen bei diesem Auftrage, konnten hoffen, daß der Erfolg nicht ausbleiben werde, denn jetzt wußten sie ja, wie dieser Jesus beglaubigt war! Seine Auferstehung war ihnen ja unzweifelhaft. Nicht brauchten sie zu zweifeln, ob er sie nicht auch hintergangen; nein, diese Beglaubigung durch die Auferstehung mußte ihnen Glauben einflößen. So werden sie freudig hingegangen sein als des Herrn Boten und angefaßt haben das apostolische Werk. Das wissen wir ja, und auch, daß, nachdem sie in die Arbeit eingetreten waren, sie gar bald inne wurden, daß es eine edle Arbeit sei, und daß das Christenleben, in Schwachheit zunächst, ein unvergleichlich edleres sei, als das, was sie erwartet hatten, daß bloß im Glauben mit Jesu vereint sein und so ihm dienen in Schwachheit und Noth unvergleichlich befriedigender sei, als in ungestörtem Genusse seiner Liebe und Herrlichkeit ungetrennt mit ihm leben und seine Seligkeit mit ihm theilen, so lange man sie nicht anders mit ihm theilen könne, als noch nicht umgewandelt nach Gottes Ebenbilde.

## 2.

Das war die Entwicklungsgeschichte der Jünger; und diese erneuert sich an allen Christen und soll sich wenigstens erneuern auch an uns Allen.

Denn freilich, auferstehen von den Todten, wieder lebendig werden muß der Herr für Jeden von uns von neuem. Der Sache nach müssen wir dasselbe erleben wie die ersten Jünger. Von Hause aus, das wissen wir, ist uns Allen Christus ein todter, er lebt nicht in uns und eben darum auch nicht für uns, und wir wissen gar nicht, was die Andern so viel Aufhebens von ihm machen. Dieser Christus ist für uns eine vergangene Erscheinung in der Geschichte wie viele andere Menschen; von einem persönlichen Zusammenhang mit ihm wissen wir nichts. Da liegt Christus im Grabesdunkel. Aber er kann auch für uns auferstehen, wird es hoffentlich auch für uns, auch uns sich bezeugen als der Auferstandene. Es geht nicht anders als bei den ersten Jüngern, unter viel Schmerz und Noth, unter viel Zagen, aber es geht; auch uns kann ein Morgen aufgehen in unserer Seele, da Jesus Christus lebendig vor uns steht, unsere Hand ergreifend, uns zu bezeugen, daß er für uns auferstanden ist, uns zu fragen, ob wir an ihn glauben und ihm leben wollen. Und wie ist uns dann zu Muthe? Gerade so wie damals den Jüngern. Da geht es an ein Triumphiren, und je tiefer der Schmerz war, je finsterer die Nacht, desto froher wird jetzt das Herz; und da denken wir an nichts als überschwängliche Seligkeit des Augenblicks. Wir haben den Jesus, von dem wir früher wohl gehört, und den wir auch bewundert, von dem wir uns aber sagen mußten: Ach dieser Jesus ist nicht für uns da; wir haben ihn, gerade so, wie da er noch auf Erden wandelte, und mit ihm Alles das, was er damals den Jüngern schenkte, alle die Kräfte des Himmels, alle die Seligkeit der Liebe. Da ist kein anderer Gedanke, als mit ihm zu bleiben und seine Liebe vollständig auszugenießen. Wir meinen, wenn wir so ihn, den lebendigen, ergriffen und zum lebendigen Heiland gemacht, dann müsse sich alles Andere schon von selber finden; und für diesen Augenblick dürften wir nichts Anderes erwarten, so gewiß er der Herr sei. Daher nennen diesen Zustand Diejenigen, die ihn nicht aus eigener Erfahrung kennen, einen Rausch, den sie um so weniger beneiden, weil die Empfindung um so schmerzlicher werde, wenn der Rausch vorüber sei. Nun, darin haben sie zwar nicht Recht, in dem Sinne, in welchem sie es Rausch nennen; es sind die Kräfte der überirdischen Welt, die auf den Christen in diesem Zustand herabströmen; aber ein Rausch ist es doch, und er verzieht, ja er muß und soll verziehen nach dem Willen des Herrn. Es ist ein Rausch, diese Seligkeit, denn es mischt sich in sie ein Wahn, und zwar ein arger Wahn, daß der Vollgenuß der Liebe des Herrn und der Seligkeit in ihm, daß überhaupt die volle

Gemeinschaft mit dem Herrn auf irgend einem andern Wege zu Stande kommen könne, als auf dem der sittlichen Erneuerung und Heiligung, daß es auf irgend eine zauberhafte Weise durch ein reines Wunder, durch eine bloße That der Allmacht Gottes geschehen könne. Das ist ein Wahn und nichts anderes als der Traum der Kinder, die auch ihr späteres Leben sich als einen Himmel auf Erden vorstellen. Darum versäumt der Herr nicht, an uns dieselbe Botschaft zu senden wie an die Jünger durch Magdalena. Wer wüßte nicht, in wie vielerlei Gestalten die Botschaft kommt, uns eines Andern zu belehren, und zwar im Namen des Herrn selbst, durch welche uns angekündigt wird, daß der Herr in dieser Weise uns nicht immer ununterbrochen naht; er verbirgt sich gar bald wieder, es wird düster, so daß wir meinen, ob es nicht Täuschung gewesen wäre. Und auf der andern Seite kommt dann die Arbeit, die Mühe, die Noth und das Leiden des Lebens, da kommt die ganze Schwachheit des leiblichen und irdischen Daseins unberufen und drängt sich uns auf, während wir meinen, im Vollgenuß beharren zu können, an kein Leiden zu denken zu brauchen. Wir bemerken bald, daß wir an uns selber noch gar vieles zu thun haben, daß wir nicht die Leute sind, welche der Herr könnte ununterbrochen in seiner Nähe haben, daß es noch ganz anders werden muß, wenn diese Seligkeit des Himmels für uns genießbar werden soll. Und die Welt um uns her, wir meinen, wie mit einem Zauberschlage werde sie sich beugen müssen; wenn wir nur vor sie hintreten, werde sie gleich bekennen müssen, daß er, Christus, es sei, der Gewalt im Himmel und auf Erden habe. Nein, wenn wir für seine Zwecke arbeiten wollen, müssen wir viel arbeiten, viel leiden, müssen uns ganz hingeben, wie der Herr sich ganz hingegeben hat. Seht, so enttäuschen wir uns sehr bald, oder werden vielmehr sehr bald enttäuscht, und sehr bald wird es uns deutlich, nicht sowohl ein Christenleben in Herrlichkeit, sondern in Schwachheit sei es, wozu wir leben.

Nun, was sagen wir dazu? Schmerzen wird es uns auch, und desto mehr für den ersten Augenblick, je mehr wir den Herrn lieben, daß doch noch so viel zu thun ist, ehe wir ihm, und die Welt ihm ganz angehört. Aber wen schmerzt das? Unsern alten Menschen, der noch lange lebt, nachdem der Todesstoß durch den Glauben an Christum ihm gegeben ist. Der Herr entzieht sich uns allerdings, wir werden darauf angewiesen, erst im bloßen Glauben und noch nicht im Schauen mit ihm und vor ihm zu wandeln; er entzieht sich, aber wohin? In den Himmel geht er ein. Nun haben wir, da er im Himmel ist, auch einen Himmel, der für uns bestimmt

ist, der von ihm beherrscht ist; und da sollen wir doch darauf vertrauen, daß er hinzieht, um unsere Angelegenheiten dort zu vertreten. Wir sollen vorerst im bloßen Glauben wandeln; aber sind wir nicht dazu in Stand gesetzt? haben wir nicht guten Grund, zu glauben, daß er uns zu sich nehmen werde? Und nun, die Arbeit, die Mühe? Ich meine, eine edle Arbeit scheuen wir doch nicht, sie wird uns lieber sein als der süßeste Genuß. Es ist eine Arbeit in Schwachheit, ein Leiden, ein sich Hingeben, das aber eben dazu dient, um frei zu werden durch diese Selbstverleugnung von der Sünde; und dann eine Arbeit, die uns da einführt, wohin wir unmittelbar schon vordringen wollten, in die volle, ungetrübte Gemeinschaft mit dem Heiland, in den vollen Genuß seiner Seligkeit und Herrlichkeit. Das ist das Ende, wir wähnten, es sei der Anfang, die Schwelle des Christenglaubens. Das war ein Wahn, bei dem das Ziel, die Krone, wonach wir streben, in ihrer ganzen Schönheit nimmer erscheinen könnte. O, es ist das ohne Vergleich besser, erst jetzt in Schwachheit und dann in Herrlichkeit!

So wollen wir denn dieses bedenken: beides widerstreitet nicht, ein Glaube an den auferstandenen Christus in Herrlichkeit und ein Christenleben in Schwachheit und Niedrigkeit geht wohl zusammen; und wenn der Christenstand gesund sein soll, so muß sich dieses vereinigen. Das sei es auch, was wir von unserer Zukunft erwarten. In diesem Sinne, Christen, wollen wir uns heute entschließen, in diesem Sinne lasset uns dem Auferstandenen, dem Lebendigen zu dienen geloben! Amen.

# XXVII.

# Von der Ueberwindung der Welt.*)

Lied 553, 1-4: Auf ihr Streiter, durchgedrungen.

## Text: 1. Joh. 5, 4. 5.

Alles, was von Gott geboren ist, überwindet die Welt; und unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat. Wer ist aber, der die Welt überwindet, ohne der da glaubet, daß Jesus Gottes Sohn ist?

Es ist nochmals ein österlicher Text, den ich euch soeben verlas, schon als Bestandtheil der Epistel am ersten Sonntag nach Ostern; er ist es aber auch nach seinem Inhalt, denn sein Grundgedanke ist die Ueberwindung der Welt durch den Glauben an Jesum, den Sohn Gottes. Das ist ganz eigentlich ein Ostergedanke; denn die Thatsache des Osterfestes ist es, auf die sich dieser Gedanke in der Schrift und in der Kirchenlehre stützt. Derselbe Gedanke berührt sich aber auch sehr nahe mit der Stimmung Derjenigen unter uns, die der akademischen Gemeinde angehören, die heute am Beginn eines Abschnittes ihrer gemeinsamen wissenschaftlichen Arbeit stehen. Unsere wissenschaftliche Arbeit gehört ja auch mit zu der uns Allen gemeinsamen Arbeit der Ueberwindung der Welt. Und werden wir sie auf anderem Wege mit Erfolg betreiben können, als auf dem, der für Alle, die an der Aufgabe der Ueberwindung der Welt mitarbeiten, einmal von Gott angeordnet ist, eben auf dem Wege, den der heutige Text uns anweist? So laßt uns denn bei eben diesem Gegenstande mit Aufmerksamkeit verweilen, vor Gott mit einander reden von der **Ueberwindung der Welt**, indem wir

1) zusehen, was diese Ueberwindung der Welt bedeutet; und

2) dann aus dem Texte lernen, wer so mächtig ist, die Welt zu überwinden.

## 1.

Wenn man von Ueberwindung der Welt hört, so meinen die Menschen meistens, das sei zwar eine schöne Sache, die aber sehr Wenige

---

*) Gehalten am Sonntag Cantate, den 24. April 1853, beim Beginn des akademischen Halbjahrs.

im Auge haben. Man denkt: es gibt allerdings solche Helden, die hiezu berufen sind; und Gott sei Dank, daß er sie von Zeit zu Zeit erweckt, damit das Geschlecht nicht ganz versinke, aber sie sind auch Helden, und nur Ausnahmen. — Ja die Aufgabe ist sehr hoch, aber nichts destoweniger stellt sie sich Allen, die ein menschliches Herz in der Brust schlagen fühlen, Allen ohne Ausnahme, selbst Denen, die gern an ihr vorübergehen möchten, selbst Denen, die ihr Ziel sich so niedrig als möglich stecken, selbst Denen ist es nicht möglich, sie bei Seite zu lassen, weil es Gottlob! nicht möglich ist, gar nicht Mensch zu sein; es ist eine Aufgabe, die Alle, Alle angeht, auch uns. Vergegenwärtigen wir uns doch einmal die Stellung des Menschen, dieses so ganz eigenthümlichen Geschöpfes in seiner Umgebung. Da steht er gegenüber der irdischen Natur in ihren ungeheuren, unübersehbaren, erschreckenden Massen. Er steht ihr gegenüber, unterscheidet sich von ihr. In dieser irdischen Natur, die ihn umgibt, sieht er zuerst eine Welt. Zwar ist er nur ein kleiner Punkt gegenüber dieser unendlichen Ausdehnung, aber dennoch kann er nicht umhin, sich von ihr zu scheiden, ihr gegenüber zu treten, so groß sie auch ist, so reich an allen Bildungen, dennoch muß er zu ihr sagen: Ich gehöre dir nicht an, du bist mir fremd, und, so massenhaft du auch bist, ich schaue doch auf dich herab. Das ist sein eigentliches menschliches Gefühl, daß er weiß, es ist etwas in ihm, das in der ganzen übrigen Welt sich nicht befindet und höher ist als das Höchste in ihr. Er weiß, der Schöpfer hat sie ihm in seine Hand gegeben, sie soll als Werkzeug ihm dienen; und er weiß, wenn er nicht daran geht, sie sich dienstbar zu machen, so wird er ihr Knecht und von ihr in Fesseln geschlagen. Da muß er sich also entschließen, Hand anzulegen an diese Welt um sich her, sie sich dienstbar zu machen, sich zuzueignen und anzuwenden als Mittel für seine eigenthümlichen Zwecke. Er muß daran, sie zu überwinden, denn die Arbeit ist nicht leicht, es kostet hier einen Kampf, ein Ringen nach einem langsam zu erreichenden Ziel, ehe diese Natur mit allen ihren Massen und mit der Fülle göttlicher Gedanken, die ihr eingeprägt sind, der göttlichen Kräfte, die in ihr wirken, dem Menschen dienstbar wird. Sie widerstrebt der menschlichen Hand. Da gilt es lange Arbeit mit dem geistigen Auge des Menschen, das sich in sie hineinversenkt, sie durchdringen, durchschauen, erkennen will; und lange Arbeit der menschlichen Hand, die bildend arbeitet in der Natur umher und sie sich zum Werkzeug macht für ihre Zwecke. Das ist eine lange, mühselige Arbeit; indessen wenn das Auge hell, die Hand kräftig und das Herz ausdauernd ist und muthig

aushält, dann kommt er ans Ziel. — Ich brauche euch, meine Freunde, die ihr mit zur akademischen Gemeinde gehört, ja nicht ausdrücklich daran zu erinnern, daß unser wissenschaftlicher Beruf namentlich in den Kreis dieser Thätigkeit fällt. Die Wissenschaft stellt sich ja die Aufgabe, die Erkenntniß dieser äußern, uns umgebenden Welt zu vollziehen, und nicht eher zu ruhen und zu rasten, bis der göttliche Gedanke in das menschliche Bewußtsein hinübergespiegelt ist durch die Anstrengungen eindringenden Forschens.

Aber wenn das die ganze Welt wäre, die wir zu überwinden haben, so wäre unser Kampf so gar schwer nicht. Wer sieht nicht, daß das die ganze Welt nicht ist? Der Mensch steht nicht nur der äußern Natur gegenüber, auch inmitten eines großen Haufens von Mitmenschen. Da nimmt der einzelne Mensch keine besondere Stellung ein. Was ist der Eine mitten unter den zahllosen Millionen des Geschlechts, ein Tropfen aus der unübersehlichen Fülle des Meeres? Was wird der Eine natürlicher thun, als sich hinabstürzen und sein Besonderes, Einzelnes aufgeben, nicht in Anschlag bringen, hingeben dem großen Ganzen, oder vielmehr dieser unübersehlichen Masse? — Nein, das wird er nicht thun, wenigstens darf er es nicht thun. Das fühlt der einzelne Mensch gegenüber diesen zahllosen andern Einzelwesen seines Geschlechts, er in seiner Besonderheit soll sich festhalten und kann sich festhalten gegenüber von allen diesen; wenn er auch nur Einer ist aus unübersehlichen Millionen, so ist er doch ein in seiner Art ganz einzig geformtes Wesen dieses großen Geschlechtes, so hat er doch etwas in sich, was kein Anderer hat, Gott hat ihm irgend ein eigenthümliches Bild seines Wesens aufgedrückt, das kein Anderer hat, und das er festhalten kann und soll gegenüber von den tausend und aber tausend Andern. Dieser Welt gegenüber beginnt nun für den Einzelnen auch ein Kampf, wenn er ihr gegenüber sich selbst festhalten, sich selbst geltend machen und sich nicht an sie verschleudern will. Das geht nicht ohne Kampf. Wer wüßte es nicht, wie da ein Laufen und Jagen nach eigenthümlicher Geltung ist, wie Keiner dem Andern diesen oder jenen Platz gönnen, wie Jeder ihn dem Andern zum Voraus wegnehmen will. Ohne Kampf kann der einzelne Mensch auch dieser Welt gegenüber sich nicht behaupten. Hier ist eine zweite Welt, die Jeder überwinden muß, wenn er überhaupt nicht ein fruchtloses Leben führen will. Nur dadurch also, daß er an seinem besonderen Theil einen eigenthümlichen Antheil auf sich nimmt von der Vollbringung jener großen Aufgabe, die Welt zu überwinden in dem vorher besprochenen Sinn, ist

die Welt in die Gewalt des Menschen zu bringen; eine Aufgabe, die durch Verstand und Kunstfleiß, wie durch Wissenschaft gelöst werden will.

Wenn nun der Mensch im Kampf begriffen ist mit dieser andern Welt, mit der Menschenwelt, ach da kann es nicht lange währen, er muß eine Entdeckung machen, die ihn erschreckt. Er muß unter dieser Arbeit, unter diesem Kampf, in den er mit seinen Mitmenschen verflochten ist, bald zu der Entdeckung kommen, daß auch in die Menschenwelt jene Welt, die uns vorher entgegentrat, eingedrungen ist, daß eben diese untermenschliche Natur mit ihrer rohen Lust und rohen Selbstsucht, auch in der Menschenwelt eine furchtbare Macht gewonnen hat. Er sieht die Natur eingedrungen in den Kreis, der für sich abgeschlossen sein sollte als etwas Heiliges, wie sie dort festen Fuß gefaßt und wohl geordnet ein Reich gegründet, überall dem Göttlichen im Menschen Schlingen gelegt, wie sie mitten in dieser Welt ein Gott widriges, Gott verhaßtes Reich gegründet hat, das Reich, das die Schrift das Reich dieser Welt nennt. Da tritt uns also eine dritte Welt entgegen; und von ihr kann es nicht zweifelhaft sein, daß wir ihr im Kampf gegenüber treten müssen. Hier gilt es die Rettung des eigentlich Menschlichen, des Gottverwandten in unserer Brust. Wer möchte dieses anheimgeben jenen Gewalten der Finsterniß, die ein Reich „dieser Welt" mitten in der Menschenwelt gegründet? Und selbst, was man sich von Aufgaben zur Ueberwindung der Welt in den beiden andern Bedeutungen stellt, das würde erfolglos sein, wenn man nicht zuerst in diesem Sinn die Welt überwindet. Denn es hilft nichts, wenn menschliche Wissenschaft und Kunst die Welt im andern Sinne erobern; wenn der Fürst dieser Welt die Herrschaft führt, dann heißt es nur neue Nahrung zuführen dem verderblich fressenden Feuer, wenn Wissenschaft und Kunst weite Eroberungen machen, und die menschliche Gewalt über die Natur von Geschlecht zu Geschlechte sich vermehrt. Hier ist also abermals eine Welt, die überwunden werden muß; und wer fühlt nicht, daß diese Welt einen ganz andern Kampf erfordert als die beiden vorigen! Jetzt gilt es nicht mehr Ueberwindung dieser reinen Naturmächte, sondern einen Kampf wider das Böse, einen sittlichen Kampf.

Aber wir sind noch nicht am Ziel dieses Kampfes. Wer den Kampf mit der Welt einigermaßen versucht hat, hat noch eine weitere Entdeckung machen müssen; und diese hat ihn besonders mit Entsetzen erfüllt. Er hat entdeckt, daß dieselbe Welt, die außerhalb seiner sich feindselig dem eigentlich Menschlichen, Gottverwandten im Menschen gegenüberstellt, auch in

seinem eigenen Dasein ihren Sitz genommen. Von vornherein lautet es beim Kampf mit der Welt immer nur, es handle sich um Besiegung eines Feindes von außen. Ach da will das Werk nicht von Statten gehen, und wir begreifen nicht, warum es nicht von Statten geht. Jetzt aber gehen uns die Augen auf, wir fragen nicht mehr, warum wir vergeblich arbeiten; den Feind tragen wir in uns selbst. Dieselbe untermenschliche Begierde tragen wir in unserm eigenen Wesen, in unserm eigenen Fleisch. Die Welt, die uns so fern schien, als wir zuerst die Augen öffneten und sahen, wie die Natur in unübersehbaren Massen sich uns aufthat, so daß wir meinten, sie sei ein völlig Fremdes: wir sehen, wir tragen selbst davon in unserm eigenen Dasein. Und da gilt es einen harten Kampf. So lange wir Verbündete des außer uns liegenden Feindes beherbergen, wie können wir uns da wundern, daß wir immer an diesen Feind verrathen werden? Diese innere Welt muß vor allem überwunden werden, und wenn sie nicht überwunden werden kann, so ist an Ueberwindung der Welt um uns her nicht zu denken. Freilich, wie diese Weltüberwindung geschehen soll, wie es möglich ist, daß wir eine Gewalt in uns, die so übermächtig ist, selber überwinden, wer wüßte auf diese Frage eine Antwort zu geben? Vielleicht, daß von einer andern Seite uns Antwort gegeben wird. Für den Augenblick aber überschauen wir, was es heißt, die Welt überwinden. Für Alle, wir wiederholen es jetzt mit Zuversicht, was wir am Anfang sagten, für Alle stellt sich die Aufgabe, die Welt zu überwinden. Aber diese Welt ist in sich selbst eine mannigfach abgestufte; und so findet freilich auch ein großer Unterschied statt in der Art und Weise, wie wir uns den Umfang denken, in welchem die Welt zu überwinden ist. Ihr fühlt, daß in demselben Maße, in welchem hier Unterschiede stattfinden, auch Unterschiede stattfinden in Betreff des eigenen Adels; ihr fühlt, daß nur Der im vollen Sinne des Wortes den Adel des menschlichen Herzens in Anspruch nehmen kann, der im ganzen Sinn des Wortes die Ueberwindung der Welt sich zur Lebensaufgabe stellt. Ihr fühlt namentlich, wie sehr es unwürdig des Jüngers der Wissenschaft wäre, wenn er diese Aufgabe sich nicht im ganzen Umfang stellen wollte, wenn er sagen wollte: Ich beschränke mich in dieser Beziehung auf meine Wissenschaft; die Bekämpfung der Welt in mir selber ist nicht Sache der Wissenschaft. — Sie ist nicht Sache der Wissenschaft, aber Sache des M e n s c h e n, und nur der M e n s ch ist fähig, der Wissenschaft zu dienen und mit Erfolg zu dienen. Versucht es, werft das wahrhaft Menschliche aus eurer Brust heraus, versucht es einmal, dann

das Auge zu öffnen, ob ihr die Dinge verstehen werdet. Ihr versteht die Dinge um euch her in demselben Maße, in welchem ihr euch selbst versteht, und das könnt ihr nur dann, wenn ihr die niedere Natur in euch ertödtet und das wahrhaft Menschliche zum Sieg hinausführt über alles Untermenschliche in euch.

2.

Was das also bedeutet, Ueberwindung der Welt, mag nothdürftig beantwortet sein; aber die andere Frage ist noch übrig, wie diese Ueberwindung möglich ist. Doch sagen wir vor allem, sie muß möglich sein, so gewiß es einen Menschen gibt, der sich von allen übrigen Geschöpfen unterscheidet, so gewiß das eigenthümlich Menschliche in uns kein Traum ist, so gewiß die Welt eine große, weise, bewunderungswürdige Schöpfung des großen, heiligen Gottes ist. Sie muß möglich sein; und wie sie möglich ist, sagt unser Text: „Alles, was von Gott geboren ist, überwindet die Welt; und unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat.“ Das ist seine Antwort; sie zerfällt, wie ihr seht, in zwei Theile. „Alles was von Gott geboren ist, überwindet die Welt,“ das ist das erste, was der Text uns erwiedert. Möglich kann die Ueberwindung der Welt nur sein durch Gott, nur kraft und vermöge Gottes. Das ist wohl auch einleuchtend. Ja, es leuchtet den Menschen leider viel zu unwillkürlich ein; denn an der Gleichgültigkeit, mit der Viele die Arbeit der Ueberwindung der Welt kaum angefaßt, gleich wieder wegwerfen, ist leider zum großen Theil die Ueberzeugung schuld, daß die Menschen die Arbeit nicht aus eigener Kraft, sondern nur mit Gottes Hülfe vollbringen können. Die Armen meinen nämlich, die Kraft Gottes sei ein thörichter Gedanke, und in dieser Verzweiflung ziehen sie die Hand ab von dem kaum begonnenen Werk. Nein, das thun wir nicht. Wir sagen: Es kann nur in der Kraft Gottes geschehen. Wenn wir einen festen Punkt nehmen sollen, von dem aus wir die Welt angreifen, mit ihr ringen, handgemein werden, so kann dieser Punkt vor allem nur Gott sein, die Gewißheit Gottes. Wenn Gott nicht ist, dann ist es nichts mit allen diesen Versuchen, die Welt zu überwinden, sie sind sinnlos von vornherein. Ist Gott nichts, was meinen wir dann der Natur gegenüber Besonderes und Höheres zu sein? Wir sind etwas Höheres als sie nur in Folge davon, daß wir Gottes Kinder sind; und eben darin liegt auch die Bürgschaft, daß das Höhere in uns, was noch verhüllt ist und in dieser Verhüllung so wenig Ansehen hat, zu seiner Zeit

herausstreten werde aus dieser Verhüllung und in vollendetem Glanze dastehen. Ist Gott nicht da, was machen wir Anspruch darauf, eigenthümliche Wesen zu sein, unterschieden von den andern? Sind wir nicht Gottes Ebenbilder, was machen wir Anspruch darauf, ein vor den anderen Geschöpfen eigenthümliches Bild an uns zu tragen? dann sind wir nur Exemplare unseres Geschlechtes, und dann hat der Einzelne keine Ansprüche, zu gelten gegenüber von den Anderen. Ist Gott nicht, so ist das Reich des Bösen in der Welt etwas ganz Natürliches. Ist Gott nicht, wo kann dann das Gute, Hohe, Heilige sein? O nein, dann ist nichts Anderes berechtigt, als was von unten kommt. Ist Gott nicht, was kämpfen wir in uns selber gegen die niedere Natur in uns? Das, was wir als unsere höhere Natur betrachten, ist dann ein Traum, weil Gott selbst ein Traum ist, dessen Ebenbild wir zu sein wähnen. Warum gönnen wir dann der Wirklichkeit nicht ihr Recht? Mag sie auch noch so niedrig sein, sie ist doch die Wirklichkeit, ja allein die Wirklichkeit.

Ihr seht, nur in der Gewißheit, daß Gott ist, kann es für uns einen festen Stützpunkt geben, wenn wir mit der Welt ringen. Aber freilich, diese Gewißheit, dieser nicht zu erschütternde Glaube richtet für sich allein nichts aus. Nein, es muß ein Glaube sein, der uns mit diesem Gott in Lebensverbindung bringt, vermöge dessen wir auch ihm angehören, und er mit uns ist; denn wir sollen die Macht bekommen, die Welt, der wir immerhin mit dem Bewußtsein guten Rechtes gegenüber stehen, diese übermächtige Welt zu besiegen. Nur dann, wenn Einer, der größer ist als die Welt selber, sich mit uns verbindet, und wir mit ihm den Kampf versuchen, nur dann kann er zum Ziele führen. Und dann gilt es, was der Apostel im vorhergehenden Kapitel unseres Briefes sagt: „Der, der in uns ist, ist größer als der in der Welt ist;“ und darum haben wir nichts zu fürchten, wir können gewiß sein, der Sieg ist unser; durch ihn, nur durch ihn überwinden wir die Welt.

Aber wie gelangen wir dazu, so zu Gott zu stehen? wie kommen wir dahin, nicht bloß an einen Gott zu glauben, sondern ihn auch zu haben? Der Text spricht von einem „aus Gott geboren Sein.“ Das ist gerade der bezeichnende Ausdruck. Ja dazu muß es mit uns kommen, daß wir aus Gott geboren sind, ja dann sind wir freilich hochgeboren. Und dieses aus Gott geboren Werden muß dann eine Wiedergeburt sein; denn lange waren wir schon im natürlichen Leben, ehe uns die Frage kam, wie wir aus Gott geboren werden. Es entsteht uns also die Frage, wie wir aus

Gott geboren werden. Sehr viele Jahrhunderte hindurch haben sehnsuchtsvolle Herzen diese Frage aufgeworfen. Kein Mensch hat die Lösung gegeben; er, der Vater, hat sie selbst gegeben im eingeborenen Sohn, er hält sie uns vor als Gegenstand des Glaubens und sagt, daß, wer an ihn glaube, aus Gott geboren werde. Das ist auch die Rede unseres Textes: „Alles, was aus Gott geboren ist, überwindet die Welt; und unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat.“ Unser Glaube, der Glaube an Christum, wie es im folgenden Verse heißt, „als den Sohn Gottes,“ dieser Glaube, von dem wenige Verse vorher der Apostel sagt: „Wer da glaubet, daß Jesus sei der Christ, der ist von Gott geboren.“ Glücklicherweise bedarf es in christlicher Gemeinde einer weitläufigen Auseinandersetzung über diesen Punkt nicht. Ja, wer glaubt, daß Jesus Gottes Sohn ist, der weiß, daß Gott ist, und wir von Gott zu seinem Ebenbilde geschaffen sind, der weiß, daß zwischen Gott und uns ein einheitliches Verhältniß möglich ist, eine wirkliche Lebensgemeinschaft, bei der göttliche Kräfte in uns überströmen, der weiß, daß mit diesem Glauben der Mensch die Welt überwinden kann; er bauet auf Christi Wort: „In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.“*) Wer da glaubt an Jesum, daß er sei der Christ und Sohn Gottes, der glaubt auch, daß Gott dem Menschen Macht über die Welt gegeben. Unser Glaube ist es, der uns aus Gott geboren werden läßt. — Nur dieses Eine laßt uns nicht übersehen, daß der Text nicht sagt: „Unser Glaube ist es, der die Welt überwindet“, sondern: „Der die Welt überwunden hat“. Er stellt den Glauben dar als eine Kraft, die ihrer Natur nach, wo sie einmal ist, den Sieg davon trägt, die, wo sie wirklich vorhanden ist, den entschiedenen Sieg schon davongetragen hat, wenngleich der Kampf noch lange fortdauert. Und das sagt der Text nicht allein, es sagt uns das Zeugniß der Geschichte: Dieser Glaube an Jesum als den Christ ist es, der die Welt überwunden hat. Er hat sie überwunden in den Gläubigen aller Jahrhunderte, aller Völker, aller verschiedenen Bildungsstufen, und überwindet sie in dem Gläubigen immer von neuem. Auch im großen Ganzen unseres Geschlechtes hat dieser Glaube die Welt überwunden. Eben dieser Glaube ist es, der unter uns eine Gesittung gegründet hat, die stets fortschreitet; die Welt, wie sie die äußere Natur um uns her ist, wird je länger desto mehr in des Menschen vollständige Gewalt gebracht. Er, dieser Glaube, hat den Menschen in seiner heiligen,

---

*) Joh. 16, 33.

unantastbaren Berechtigung als Mensch gegenüber von der Welt zur Anerkenntniß und Herrschaft gebracht, er hat das Reich der Welt in der menschlichen Gesellschaft in den Grundfesten erschüttert, und ein Reich Gottes zu bauen angefangen, er hat in der Brust des Menschen die Welt mit ihren Wurzeln ausgerottet. Dieser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat, und, fügen wir in dem triumphirenden Tone des Textes weiter hinzu, wer ist's, der die Welt überwindet, außer, wer glaubt, daß Jesus ist der Sohn Gottes? O, meine Freunde, wir können die Welt überwinden, wir, die wir diesen Glauben an Christum ergreifen können, denn er ist uns dargeboten. Es kommt nur darauf an, daß wir nicht andere Mittel gebrauchen als die, die Gott uns dazu anweist, daß wir uns nicht etwa abhalten lassen von dieser geraden Straße, auf die wir gewiesen sind, den einfachen Weg des Glaubens einschlagen, und nicht künstliche und doch vergebliche menschliche Mittel ergreifen.

Dieses ist es, was dazu gehört, um aus Gott geboren zu werden. In wessen Herzen ein Verlangen rege ist, die Welt zu überwinden (und wo sollte sich nicht ein Verlangen danach regen, namentlich in jugendlichen Herzen?), wohlan er glaube an Jesum, daß er sei Christus, der Sohn des lebendigen Gottes; und dieser Glaube wird auch ihn aus Gott geboren werden lassen, er wird in ihm Den leben lassen, der größer ist, als die Welt und sie überwunden hat. Amen.

Lied 549, 4: Jesu, hilf du deinen Kindern.

# XXVIII.

# Das doppelte Zeugniß, auf welchem der Glaube an Christum beruht.*)

Lied 161, 1–4: Geist der Wahrheit, lehre mich.

## Text: Joh. 15, 26. 27.

Wenn aber der Tröster kommen wird, welchen ich euch senden werde vom Vater, der Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgehet, der wird zeugen von mir. Und ihr werdet auch zeugen, denn ihr seid von Anfang bei mir gewesen.

Die eben verlesenen Worte des Herrn, andächtige Christen, die aus der heutigen Sonntagsepistel entnommen sind, halten wohl unwillkürlich die Aufmerksamkeit jedes Lesers und Hörers fest. Es ist ein merkwürdiger Umstand, auf den wir in ihnen stoßen, daß von einem doppelten Zeugnisse von Christo die Rede ist, von einem Zeugnisse des heiligen Geistes von ihm, und dann wieder von einem Zeugnisse der Jünger von ihm; und zwar so, daß diese beiden Zeugnisse nebeneinander genannt werden, augenscheinlich in dem Sinn, daß sie beide zusammengehören und keines vom andern gelöst werden kann. Der Herr hat im zunächst Vorangehenden den Jüngern geschildert, was ihnen bevorstehe bei ihrer apostolischen Arbeit, wie sie allerwege auf Feindseligkeit und Haß der Welt stoßen, Verfolgung zu erwarten haben würden, und nicht etwa das Ziel ihrer Arbeit, wie sie es hoffen möchten. Indem er sie so entmuthigt zu haben scheint, richtet er ihren Muth wieder auf, indem er auf ein anderes Zeugniß hinweist. „Wenn aber der Tröster kommen wird, sagt er, den ich euch senden werde, der wird zeugen von mir.“ Während aber nun die Apostel glauben möchten, damit seien sie entbunden des Auftrages, von ihm zu zeugen und durch ihr Zeugniß die Welt zum Glauben zu führen, hören sie auf einmal, wie er wieder einlenkt und sagt: Dieses Zeugniß des heiligen Geistes wird euer Zeugniß aber nicht etwa unnütz machen, sondern „ihr werdet auch zeugen, denn ihr seid von Anfang bei mir gewesen.“ Da sehen wir, wie der Herr dieses doppelte Zeugniß auf das innigste verknüpft, und wie er den Glauben an ihn nicht auf eines von beiden, sondern nur auf beide

*) Gehalten am Sonntag Exaudi, den 8. Mai 1853.

in ihrem Zusammenwirken stützt. Ach das ist ein Punkt, der seine ganz bedeutende Erheblichkeit hat, die ein Jeder, der sein eigenes christliches Leben etwas genauer untersucht, gar leicht bemerken kann. Wenn man das sich nicht klar macht, daß nur mittelst eines solchen doppelten Zeugnisses der Glaube an Christum gefunden wird, dann ist es schwer, sich zurecht zu finden auf seinem eigenen Wege, und eben so wenig wird man im Stande sein, irgend einen Andern auf den Weg des Glaubens zu leiten. Ja es ist ein Punkt, auf den der Herr die Jünger ausdrücklich hinweist, der aber nicht bloß für die Jünger von Wichtigkeit war, sondern für uns Alle noch von eben so entschiedener Wichtigkeit ist, wenn es sich darum handelt, wie wir zum Glauben an Christum kommen. Darum laßt uns jetzt unter Anrufung des göttlichen Geistes hiebei näher verweilen, zum Gegenstande unserer gemeinsamen andächtigen Betrachtung machen, wie der Glaube an Christum auf einem doppelten Zeugnisse von ihm beruht, auf dem Zeugnisse des heiligen Geistes, und dem des apostolischen Wortes. Wir wollen bei dieser Wahrheit in der Art verweilen, daß wir

1) zuerst von ihrem guten Grunde uns zu überzeugen suchen; um dann

2) in kurzem sie auf uns anzuwenden.

Er, der Herr, der bei jedem Worte sein muß mit seinem Geiste, wenn es soll als ein Licht in die Seele fallen, sei bei uns und helfe uns!

## 1.

Daß der Glaube an den Herrn auf diesem doppelten Zeugniß der Apostel und des heiligen Geistes beruht, werden wir uns wohl am allerleichtesten deutlich machen können, wenn wir diese Wahrheit in der bestimmten Beziehung auffassen, in der sie in unserm Texte vom Herrn selber ausgesprochen wird, also in den Kreis der Apostel uns versetzen, uns ihre Lage vergegenwärtigen, wie sie darüber nachdachten, wie sie ihre Aufgabe, die Welt zum Glauben an den Herrn zu führen, anzugreifen hatten. Ach ja, die Apostel, wenn sie überlegten, was sie zu thun hatten als Apostel Christi, werden es wohl sehr richtig gefunden haben, was der Herr sagte: „Wenn aber der Tröster kommen wird, der Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgeht, der wird zeugen von mir.“ Daß er, dieser Geist des Herrn selbst, und nicht sie, ein wahrhaft wirksames Zeugniß von Christo für die Welt zu geben im Stande war, war eine Sache, die sich sehr leicht klar

machte. Da standen sie, als der Herr von ihnen geschieden war, sollten hinausgehen in die Welt und predigen aller Creatur das Evangelium von ihm: fühlten sie dazu die Kraft in sich, wie sie so da standen und ihm nachschauten? Ach nein, gewiß nicht, es fehlte alles, außer dem guten Willen. Sie sollten predigen das Wort von Christo. Dazu war ja die erste Bedingung, daß sie selbst klar und deutlich wußten, was sie von Christo zu halten hatten. Nun, sie glaubten an ihn, wußten, was er sagte, müsse lautere, ewige Wahrheit sein, ihr Herz hing an ihm, sie konnten nimmer irre an ihm werden; aber wenn sie Andern eine deutliche, zusammenhängende Vorstellung von ihm hätten geben sollen, wie hätten sie das anfangen sollen? Ihnen selbst fehlte ja diese deutliche Vorstellung noch sehr. Die einzelnen Züge seines Bildes hatten sie wohl, sie hatten eine Anschauung von ihnen; aber wenn sie sie zu einem klaren und deutlichen Gedanken vereinigen wollten, so schienen überall Widersprüche hervorzutreten zwischen den einzelnen Bestandtheilen der Anschauung, zwischen den einzelnen Worten, die er gesprochen, zwischen allem, was er gethan. Und so wußten sie auch von seinem Werke weiter nichts, als daß er von Gott gesandt war für das sündige Menschengeschlecht, um ihm Heil zu verschaffen: das wußten sie; aber worin dies im einzelnen bestand, wie es ausgeführt werden sollte, wußten sie nicht. Ueber das Werk des Herrn hatten sie also eben so wenig eine klare Vorstellung wie über seine Person; und dennoch sollten sie Andern verkündigen von diesem Jesus! — Die Erkenntniß allein macht aber den Evangelisten noch gar nicht aus. Es gehört dazu noch eine Stellung des Herzens, die nicht Jedermanns Sache ist, eine Reinheit und Kraft des Willens, eine Aufopferungsfähigkeit und Aufopferungsfreudigkeit, die wahrlich nicht von Natur in jedes Menschen Herzen sich findet. Es gehört dazu eine Macht der Liebe so gut wie des Glaubens. Und was alles dazu gehört, hatten sie ja selbst von ihm gehört, ja tausendfältig gesehen. Was ihnen alles bevorstand und wie sie zu kämpfen haben würden mit dem Hasse der Welt, hatte er ihnen unverhohlen gesagt, und am allerunverhohlensten eben unmittelbar vor den Worten unseres Textes. Sollte ihnen diese Reinheit des Herzens, Kraft des Willens, unerschütterliche Treue und Aufopferungsfähigkeit zukommen? Ich glaube nicht, meine Freunde. Ach die Jünger wußten jetzt recht wohl, wie es mit des Menschen Herzen und seiner Treue beschaffen sei. Petrus hatte es kennen gelernt in der Stunde der Versuchung; er verhehlte es nun nicht mehr, als der Auferstandene ihn frug, wie es mit seinem Herzen stehe. Und über das Alles

gehört dazu noch eine Tüchtigkeit des Geistes, eine geistige Begabung, namentlich für die Stunde der Versuchung. Das fehlte auch dem Petrus. Da können wir uns denken, wie schwer es war, die Welt zu belehren über diesen Christus, nicht den Einen oder den Andern, sondern alle Nationen, groß und klein, arm und reich, niedrig und hoch. Wahrlich, das war eine schwere Sache, die galiläische Fischer unmöglich für leicht halten konnten, von der sie ohne Zweifel sagen mußten: Dazu sind wir die Leute nicht! Und doch hatte der Herr ihnen den Auftrag gegeben! Ja sie werden gefühlt haben, wenn sie dazu sollten geeignet sein, so mußten sie anders werden als sie damals waren, so mußte mit ihnen eine vollständige Veränderung vor sich gehen, die sie zu ganz andern Leuten machte.

Wenn sie nun aber in diesem Gefühl sich fragten: Wie soll es in uns zu dieser Veränderung kommen? — was sollten sie sagen? Vielleicht so: Je nun, wir müssen bei uns und Andern in die Schule gehen, aus uns selber etwas Tüchtiges heraus bilden, oder Weise aufsuchen und Menschen, die uns dazu einschulen können? Ach das wird ihnen nimmermehr in den Sinn gekommen sein. Sie bedurften vor allem der Klarheit, auch der Klarheit des Verstandes, nicht bloß des Herzens. Nun, die Jünger selber hatten Mühe, in dem Labyrinth der Gedanken von ihm, in den tausenderlei Vorstellungen von ihm, die sich in ihnen durchkreuzten, sich zurecht zu finden. Die ganze Größe und Schwierigkeit der Aufgabe trat ihnen immer stärker vor Augen, je mehr sie sich mit ihm einließen. Männer zumal, wie Petrus, welche die Erfahrung gemacht hatten, auf welchem Wege man zu neuen, großen Einsichten komme, — Petrus, der wußte, daß das erste, was er wußte von Christo, ihm nicht durch Fleisch und Blut, auch nicht durch künstliches Nachdenken zugekommen, sondern daß Gott im Himmel es ihm geoffenbart hatte,*) ein solcher Apostel wußte recht wohl, daß es überhaupt dieses Weges bedürfe, um hier zu irgend welcher klaren Einsicht zu gelangen. Und wenn es vollends sich darum handelte, andere Menschen zu werden, auch im Herzen, Reinheit, Stärke des Willens und der Aufopferungsfähigkeit zu erlangen, da haben diese Männer wohl gewußt, daß Fleisch und Blut ihnen nicht helfen konnte, und daß alles Künsteln im Herzen, ja alle ausgesonnene Methode, ihm seine alte Unart abzugewöhnen, daß wahrlich diese Versuche nicht zum Ziele führten. Wahrlich, der Abstand zwischen dem, was sie in dieser Beziehung waren, und dem, was sie werden

*) Matth. 16, 17.

mußten, wenn sie ihrem apostolischen Amte vorstehen sollten, war so unermeßlich, daß Leute von so einfachem Sinn wie die Jünger unmöglich glauben konnten, das würden sie aus sich selber lernen. Und nun endlich gar die Geschicklichkeit, Tüchtigkeit zum apostolischen Beruf, wo sollte die ihnen herkommen? Mußte nicht der klare Blick dieser Männer ihnen sagen, daß hier die größte geistige Geschicklichkeit, sofern sie eben nur menschlicher, natürlicher Art sei, ganz außer Verhältniß stehe zu dem, was sie zu leisten hatten, mit einem Worte, daß hier nur Kräfte der übernatürlichen Welt ausreichen, daß nur Ausrüstung mit göttlicher Macht die Geschicklichkeit gewähren könne, welcher es bedürfe? Darüber kamen die Jünger bald ins klare, daß sie sich sagten: Es muß anders werden; aber die Veränderung, die bewirkt werden soll, kann nicht von unten her bewirkt werden, der heilige Geist des Herrn Jesu Christi muß über uns kommen, daß wir es mit voller Klarheit schauen, daß wir wissen, wer er war und wer er ist, was er gethan, was für uns Alle von so herrlichen Folgen ist; dieser Geist des Herrn muß von oben kommen, er muß das Herz reinigen, den Willen kräftigen, er und sonst nichts kann uns das Herz, die Liebe, den Willen geben, ohne welchen ein apostolisches Amt nicht vollführt werden kann, er muß uns mit Kräften ausrüsten göttlicher und übernatürlicher Art. Mit diesen Kräften werden wir die Welt überwinden, zum Glauben an Christum bringen können, aber auch nur mit ihnen.

Daß sie also durch das Zeugniß, das der Geist Gottes in ihren Herzen ablegen konnte, zu tüchtigen Aposteln werden konnten, mußte ihnen klar sein. Aber auch das ist klar, daß auch in anderer Beziehung der heilige Geist ihnen unentbehrlich war, wenn sie ihr Werk ausrichten sollten; nicht bloß auf die Wirksamkeit desselben an ihnen kam es an, sondern auch an der Welt. Denn auch so ausgerüstet wie jetzt würden sie die Welt nimmer haben überwinden können, wenn nicht ein von ihnen unabhängiger Beistand die Welt selbst angegriffen und das Werk, das sie nur von außen anfingen, von innen gefördert und zum Abschluß gebracht hätte. Man braucht nur die Schwierigkeiten zu bedenken, die dem Glauben an das Evangelium damals entgegenstanden und noch immer entgegenstehen, um dies leicht einzusehen. Die Apostel wußten sehr wohl, was diesem Glauben bei allen Menschen entgegenstehe, nicht bloß der schwache Blick des menschlichen Verstandes, sondern vor allem die Gewalt der Sünde im menschlichen Herzen, von der dann eben die Verdunkelung des Verstandes ausgeht. Ein Herz, das so tief verstrickt in die Sünde ist, wie das menschliche Herz von Natur in Allen ist,

läßt sich nicht durch Beweise gewinnen. Und kein menschliches Herz, nur der Geist Gottes hat diese Gewalt, die Sünde zu überwinden in den Menschen, sie ihnen aufzudecken, ihre Augen zu Thränen zu rühren über die Sünde und das Verlangen nach Befreiung von ihr in ihnen zu entzünden. Das vermag der Geist, der nicht von außen herantritt, sondern von innen wirkt, er allein; und wenn nicht die Jünger auf seinen Beistand auch noch in dieser Beziehung hätten rechnen dürfen, so wäre es mit ihrer Arbeit wahrlich schlimm bestellt gewesen. Das mußte also hinzukommen, daß der Herr in des Menschen Geist innerlich Zeugniß ablegte von sich; und wenn er das zusagte, mußten sie freudig ans Werk gehen. Wir wissen, er hatte es ihnen längst zugesagt, sagte es ihnen namentlich jetzt in unserm Texte zu. Von diesem Geiste sagte er ja an demselben Abend bald nachher, er werde die Welt strafen um die Sünde, um die Gerechtigkeit und um das Gericht (Joh. 16, 8). Und so hat es sich denn auch gezeigt, als dieser Geist nicht nur über die Apostel kam, sondern als Bundesgenosse ihnen zur Seite ging. Da kam es zur Buße und durch die Buße zum beseligenden Glauben. Ohne das Zeugniß des heiligen Geistes war es also freilich damals nicht möglich, daß der Glaube an den Herrn zu Stande kam.

Aber laßt uns auch die andere Seite der Sache ansehen. Dieses Zeugniß des heiligen Geistes allein würde auch nicht zum Ziel geführt haben; und eben das, will der Herr, sollen sie deutlich ins Auge fassen, wenn er hinzusetzt: „Und ihr werdet auch zeugen, denn ihr seid von Anfang bei mir gewesen." Die Jünger hätten es wohl gar gern gesehen, meine Freunde, wenn dieses Zeugniß des heiligen Geistes, des Geistes, der über die Welt eine Macht ist, ihnen das Geschäft des Zeugnisses abgenommen hätte. Das war aber nicht des Herrn Sinn und konnte es nicht sein. Es liegt einfach in der Natur der Sache, daß dieses Zeugniß des heiligen Geistes das Zeugniß der Jünger für ihn zur Voraussetzung hatte. Denken wir zunächst an die Jünger selbst. Wenn sie nicht aus ihrem eigenen Umgang mit Christo eine Kunde von ihm gehabt hätten, nimmer wären sie Apostel, nimmer auch nur gläubige Christen geworden. Die Erleuchtung ihres Geistes, die Reinigung ihres Herzens, beides konnte der heilige Geist nicht in ihnen hervorbringen, wenn er nichts in ihnen vorfand, woraus er beides erzeugen konnte. Da mußte er eine Menge einzelner und zerstreuter Erkenntnisse von Christo vorfinden, die sie mit ihren Augen und Ohren selbst geschöpft, und die alle zuverlässig und gewiß waren, weil sie sie aus eigener Erfahrung besaßen. Ja da mußte der heilige Geist herankommen, wie

er im Anfang der Schöpfung auf die Wasser kam, mußte Ordnung bringen in das Chaos und Licht in das Dunkel. Es war die Voraussetzung, daß alle diese Kräfte schon in ihrem Innern gährten, wenn sein „Es werde Licht“ Erfolg haben sollte; es mußten schon die Bestandtheile, die Keime in ihnen vorhanden sein. Wäre das nicht gewesen, es hätte nimmer eine christliche Kirche entstehen können. So ist es aber auch in Betreff Aller, die je zu Christo bekehrt werden. Bei Allen setzt die Wirksamkeit des heiligen Geistes schon die Gewißheit, die zuverlässige Kunde von Christo voraus, eben das apostolische Zeugniß. Sonst hätte es in zauberhafter Weise zugehen müssen mit der Bekehrung der Menschen; und das ist nicht Gottes Wille, kann es nicht sein. Durch eine magische Gewalt will und kann Gott uns nicht den Weg zu Christo finden lassen; der Mensch muß selbst dabei sein, sonst wäre es nur ein Sturm, der auch gleich wieder vorüberginge. Sollte der heilige Geist wirken, so war die Voraussetzung, daß das apostolische Zeugniß von Christo schon da war in den Herzen der Menschen und die Grundlage bildete, auf der der Geist weiter arbeiten konnte, daß er einen Anknüpfungspunkt fand in ihren Herzen; und den kann er nur finden in einer eigenthümlichen Erregtheit des Herzens, wo die Langeweile, Oede des natürlichen, fleischlichen Sinnes aufgehoben und an deren Stelle ein Neues getreten ist. Und das, wo soll es herkommen? Woher anders, als eben durch die Kunde von jenen übermenschlichen und übernatürlichen Geschichten? Ja wo das Evangelium von Christo in ein menschliches Ohr, und durch dasselbe in die Seele hineinklingt, da entsteht jene neue, lebendige Stimmung und Regung, bei der der Geist von oben her sein „Es werde ein neues Leben“ hineinrufen kann in die empfängliche Seele. Und wenn er nun dieses Leben gestalten soll, so braucht er wieder als unentbehrliches Instrument die schon vorhandene Kunde von Jesu Christo; denn sie ist das Material, aus dem er alles das, was er in uns neu zu gestalten hat, allein neu gestalten kann. Das Bild von Jesu Christo, wenn auch ein noch gar nicht in sich lebendig zusammenstimmendes, wenn auch gar nicht in voller Klarheit vor uns stehendes, das Bild von Jesu Christo wenigstens in seinen allgemeinsten Grundrissen muß der heilige Geist in uns vorfinden; denn dieses ist das alleinige, worin ein menschliches Bewußtsein sich wieder zurecht finden kann in der Welt in Betreff seiner eigenen göttlichen Abkunft, seines Berufes und seiner Hoffnung, in Betreff der Beziehungen aller der scheinbar so verworrenen Bewegungen in der Welt zu Dem, der sie nach seinen Zwecken leitet. Das ist es allein, woran das ermattete Herz

sich wieder beleben, wodurch es Kraft aus Himmelshöhen wieder an sich ziehen kann. Wenn der heilige Geist das Bild Christi nicht vorfindet in uns, hineinzaubern kann er es nicht. Sein Werk ist nur das, daß er die einzelnen zerstreuten Züge in einen Brennpunkt unseres Bewußtseins zusammenfaßt, daß er das verworrene Bild Christi, wie der Herr selbst verheißt, in uns verklärt und, indem er es verklärt, zugleich belebt, daß es, wie es in den Aposteln lebte, so auch in uns lebe und seine erleuchtende, reinigende Wirkung von Stunde zu Stunde ausgieße. Ja so gehören wirklich beide Zeugen bei der Verkündigung des Evangeliums von Jesu Christo zusammen, wenn es zu einer Bekehrung des Menschen kommen soll.

## 2.

Wir haben eben von der ersten apostolischen Zeit in dieser Beziehung geredet. Aber auch jetzt ist es nicht anders. Warum sollte es denn anders geworden sein? Sind wir denn anders? O nein, die menschliche Natur ist noch immer dieselbe, Fleisch und Blut bringt sie in die Welt. Der Grund, warum es damals so sein mußte, ist noch immer vorhanden, unsere Verkehrtheit und Verderbtheit, unsere natürliche Schwachheit auf der einen Seite und andrerseits Gottes gnädige Absichten mit uns. Nun, das Zeugniß der Apostel von Christo haben wir urkundlich im Worte der heiligen Schrift, lebendig im Munde der Prediger, die es nach allen Seiten hin verkündigen. Ja durch die ganze Christenheit hat diese Kunde sich verbreitet, sie ist es, was jedes Kind weiß, ehe es noch etwas anderes erfährt, wenigstens in den allerallgemeinsten Umrissen. Diese Kunde, dieses apostolische Zeugniß von Christo ist viel weiter verbreitet unter uns, als wir etwa wähnen. Diejenigen, welche sich mit besonderer Vorliebe mit ihm beschäftigen, meinen wohl etwa, sie seien im alleinigen Besitze desselben. Nein, die Andern haben es auch, wenn sie auch leider nichts davon wissen, daß sie es haben. Dieses Zeugniß von Christo geht durch die ganze Atmosphäre unseres Lebens hindurch, macht Eindruck auf unser ganzes Denken und Vorstellen, auf unsere ganze sittliche Bildung; und selbst bei Denen, die gar nichts von Christo zu besitzen wähnen, übt es einen unbewußten Einfluß aus. Das apostolische Zeugniß vom Herrn, es ist noch unter uns. Aber freilich auch unter uns thut es für sich allein die Sache nicht; es muß noch ein anderes Zeugniß hinzukommen, das Zeugniß des Geistes des Herrn selber. Aber dieses Zeugniß des heiligen Geistes kann auch für sich allein es bei uns nimmer wirken, es hat zur Voraussetzung das Zeugniß

des apostolischen Wortes; und wo es von diesem abwenden, seinen eigenen Weg gehen will, dieses verachtet, da ist es ein Zeugniß des falschen Geistes, was sich daran bekundet, daß es gar bald von Christo abzieht, uns überreden will, auf uns selber uns zu stellen. Wo aber der heilige Geist arbeitet, da ist sein erstes Geschäft, hinzuweisen auf dieses apostolische Zeugniß, uns es zu zeigen und aufzuschließen als unerschöpfliche Quelle der Erkenntniß.

So stellt sich die Sache. Ein doppeltes Zeugniß ist es, auf dem allein der Glaube an Christum beruht, das Zeugniß des apostolischen Wortes und des heiligen Geistes. Und da würde nun wohl Mancher mancherlei zu bedenken haben im Angesicht dieser einfachen Wahrheit; doch, liebe Freunde, die Zeit fehlt uns, nur dies lasset mich einfach aussprechen in unser Aller Namen, was wir gegenüber dieser Wahrheit sofort eingestehen müssen, daß sie uns noch nicht völlig durchsichtig, daß sie aber gleichwohl eine unvergleichlich nothwendige, heilige, von Gott geordnete ist, und da können wir nicht anders, als uns in sie schicken, ihr uns unterwerfen; und daß wir dieses von Herzen thun, das gebe Gott! Amen.

Lied 152, 2: Komm, Geist der Wahrheit, Gottes Licht.

---

## XXIX.

# Die unauflösliche Einheit des göttlichen Gesetzes.

### Text: Jak. 2, 10. 11.

Denn so Jemand das ganze Gesetz hält, und sündiget an Einem, der ist es ganz schuldig. Denn der da gesagt hat: Du sollst nicht ehebrechen, der hat auch gesagt: Du sollst nicht tödten. So du nun nicht ehebrichst, tödtest aber, bist du ein Uebertreter des Gesetzes.

Das eben verlesene Wort der heiligen Schrift ist auch wieder eines von den vielen, denen gegenüber wir einen Augenblick befremdet stehen bleiben. „So Jemand das ganze Gesetz hält, und sündigt an Einem, der ist des ganzen schuldig;" das, dünkt uns, ist sehr hart, übertrieben. Und

doch ist das Wort so einfach, so einleuchtend, und nicht etwa bloß eine leere Spitzfindigkeit. Ein so für Jeden anwendbares Wort muß ja auch einleuchtend sein; denn wir finden außerhalb des christlichen Kreises denselben Satz, ja fast mit denselben Worten, auch bei jüdischen Lehrern ausgesprochen. Und vor allem im Munde des Apostels muß dies Wort Wahrheit sein. Lassen wir daher das Befremden, es kann zu wirklichem Befremden kein Grund da sein; schauen wir dem Worte näher ins Auge, und das Befremden wird schwinden; aber freilich Beschämung, demüthige Beugung soll an seine Stelle treten, und das gebe Gott. „So Jemand das ganze Gesetz hält, und sündiget an Einem, der ist es ganz schuldig", das ist der Satz, den der Text uns vorhält und den wir in dieser Stunde gemeinsam betrachten wollen, in der Art, daß wir

1) uns von seiner Wahrheit zu überzeugen suchen, um

2) dann ihn für uns selbst zu beherzigen.

## 1.

Was behauptet denn der Text eigentlich? Dies muß zunächst gefragt sein, wenn wir uns von seiner Wahrheit überzeugen wollen. Nun, er spricht von dem Gesetz, und nicht etwa von dem für uns abgethanen alttestamentlichen Ceremonialgesetz, sondern von dem, was im alten Testament der eigentliche Kern war, vom Sittengesetz, das noch immer die Grundlage unseres Thuns und Lassens bilden soll. Daß er dieses meint, zeigen schon die Beispiele, die er im weitern Verlauf des Textes anführt, die aus der Mitte der allereinfachsten sittlichen Ordnungen genommen sind: „Denn der da gesagt hat: Du sollst nicht ehebrechen, der hat auch gesagt: Du sollst nicht tödten." Es tritt — wer wüßte es nicht? — an uns heran in einer Menge von einzelnen sittlichen Verboten und Geboten, einzelnen sittlichen Forderungen, wie sie schon im alten Testament hingestellt werden. Da setzt der Apostel den Fall, daß Jemand alle diese Ordnungen hielte bis auf eine einzige. Verstehen wir ihn recht, seine Meinung ist nicht die, daß einer einmal strauchelte und das Gesetz in einem einzelnen Fall überträte. Auch das ist traurig genug, aber das ist das allgemeine Loos der menschlichen Schwachheit, und darüber kommt Niemand vollständig hinaus, so lange wir im Fleische wandeln. Das meint er nicht, sondern dieses: wenn Jemand sich zwar allen übrigen Forderungen des Gesetzes unterwerfe, sie zu erfüllen bestrebt sei, aber eine einzige bestimmte Art dieser sittlichen

Forderungen ausnehme, über sie sich hinwegsetze, in Beziehung auf sie seinen eigenen Weg gehe und nicht den des göttlichen Gesetzes, in diesem Falle sei alle sonstige Erfüllung des Gesetzes vergebliche und leere Arbeit; in solchem Falle möge er immerhin alle übrigen sittlichen Ordnungen des Gesetzes scheinbar mit der größten Pünktlichkeit einhalten, es sei doch nur ein leerer Schein. Wer also in diesem Sinne das Gesetz nicht ganz gehalten, nicht allen seinen einzelnen sittlichen Vorschriften sich wirklich unterworfen und ihre Erfüllung zum Gegenstand seines Strebens gemacht habe, der habe nichts gethan, habe es überhaupt gar nicht gehalten.

Das ist der einfache, in sich selbst sehr klare, deutliche Satz des Apostels und nicht etwa erst von Jakobus erfunden; auch Moses hat schon von ihm gewußt. Hat er nicht geschrieben: „Verflucht sei, wer nicht alle Worte dieses Gesetzes erfüllet, daß er danach thue"? Hat nicht der Apostel Paulus den Galatern gegenüber diese Worte ausdrücklich wiederholt?*) Und noch mehr, der Herr selbst hat es ausgesprochen. Habt ihr denn sein Wort vergessen in der Bergpredigt: „Wer Eins von diesen kleinsten Geboten auflöset und lehret die Leute also, der wird der Kleinste heißen im Himmelreich; wer es aber thut und lehret, der wird groß heißen im Himmelreich."**) Ueberall dieselbe einfache, unumstößliche sittliche Wahrheit. Unumstößliche? — O nein, ihr braucht nur an euch selber die Frage zu richten, was ihr davon haltet. Wir Alle stehen wenigstens einen Augenblick ihr gegenüber, schütteln den Kopf; das, dünkt uns, ist zu viel. Jakobus selbst hat es nicht anders erwartet bei seinen Lesern; er sah voraus, die Leser würden den Kopf schütteln, drum fügte er den Beweis sofort hinzu. Und warum sollten wir bei dem Beweise von dieser einen Seite aus stehen bleiben? Der Satz ist so einleuchtend, daß er sich von verschiedenen Seiten kund gibt. Wir wollen daher freilich dem Apostel bei seinem Beweise folgen, der aus der innersten Natur der Sache hergenommen ist, aber auch die Aufmerksamkeit auf zwei andere Seiten der Sache lenken, um uns von ihrer Wahrheit desto lebendiger zu überzeugen. Jakobus nimmt den Beweis her von dem Verhältniß, welches im alten Bunde stattfindet zwischen dem Menschen und dem Gesetzgeber; und gewiß ist das die wichtigste Seite. Zu demselben Schlusse werden wir aber auch gelangen, wenn wir einerseits auf die innere Natur des Gesetzes blicken und andrerseits auf die wahre Beschaffen-

*) 5. Mos. 27, 26; Gal. 3, 10.

**) Matth. 5, 19.

heit der Erfüllung des Gesetzes. Hören wir, wie es sich gebührt, vor allem den Apostel.

„Denn der da gesagt hat: Du sollst nicht ehebrechen, der hat auch gesagt: Du sollst nicht tödten. So du nun nicht ehebrichst, tödtest aber, bist du ein Uebertreter des Gesetzes." Ihr seht, er lenkt die Aufmerksamkeit auf das Verhältniß des Menschen, der das Gesetz thun will, zum Gesetzgeber. Und in der That, das ist ja auch das eigenthümliche Wesen des Haltens des Gesetzes, daß man hingeht zu der lebendigen Quelle, woraus es geflossen ist. Das Gesetz halten, sagt er, heißt Dem, der es gibt, sich unbedingt unterwerfen, seinen Willen, sein Ansehen, seine Majestät, vermöge welcher er seinen heiligen Willen zur Richtschnur für uns machen kann, anerkennen, mit ganzer Seele, mit Verstand, Herz, Willen und That, und diesem seinem unbedingten Ansehen sich unbedingt unterwerfen; denn dem unbedingten Ansehen kann man sich nur unbedingt unterwerfen. Das heißt das Gesetz halten; ja nichts Geringeres heißt es, als dieses, auf die Kniee fallen vor dem Gesetzgeber, mit ganzer Seele sagen: Du allein bist es, der zu gebieten hat, an mir ist bloß das Gehorchen. Darin besteht eben die Erhabenheit des wahren, sittlichen Verhältnisses zwischen dem Menschen und Gott, daß der Mensch, der arme, kleine Mensch — und wenn er der höchste wäre, er wäre doch klein, und wenn er der reichste an Gaben wäre, wäre er doch arm — hinaufschauen kann zum ewigen Gott, mit dessen heiligem Rechte sein Thun und Lassen in Einklang bringt, sich vereint mit seiner ewigen Majestät, die, so lange es eine Schöpfung gibt, die allein gebietende ist. Ja das ist das Erhabene in einer wahrhaft sittlichen Stellung des Herzens, das freilich der allein ausschmecken kann, dem die Quelle des Gesetzes nicht eine unlebendige, unpersönliche Macht ist, sondern der lebendige, persönliche Gott.

Nun, dies vorausgesetzt, denkt euch in die Lage eines Menschen, der dem Gesetze so gegenübersteht, wie der Apostel andeutet. Es tritt an ihn heran mit seinen einzelnen Forderungen. Ja, sagt er, die ist mir recht, ich will sie halten. Dann kommt eine andere, er sagt: Die ist nicht nach meinem Sinne; die andern alle will ich buchstäblich halten, diese lasse ich bei Seite. Das geht aber nicht bei der Gemüthsstellung, die ich eben beschrieben habe und von der ich mit gutem Grunde gesagt habe, sie allein sei wahre Haltung des Gesetzes. Nicht einmal irgend eine, auch nicht die geringste Anerkennung des Ansehens des Gesetzgebers findet hier Statt; denn wenn ich die Gebote nach meinem eigenen Sinn beurtheile und danach

eine Wahl zwischen ihnen eintreten lasse, wenn ich auch nur in einem einzelnen Fall mein Urtheil für richtiger halte als das des Gesetzgebers: dann bin ich aus jener Gemüthsstellung ganz heraus, ich habe mich zu meinem Gesetzgeber gemacht; und wenn ich nun auch das andere alles thue, ich thue es um meinetwillen, nicht aus Gehorsam gegen den Gesetzgeber, den ich anerkenne als Den, der unbedingt gebieten kann und darf. So hat Jakobus völlig Recht, und wenn Einer etwa einwenden würde: Ja, aber wer erfährt nicht, daß einzelne Forderungen ihm besonders schwer ankommen? darf der etwa, ohne dem Gesetzgeber sein Ansehen zu entziehen, sagen: Das einzelne Gesetz ist nicht für mich da, mag es auch für Andere gültig sein? Nein, das folgt wahrlich nicht von dem Standpunkt aus, von dem wir reden, sondern etwas ganz anderes, nicht daß wir uns für unsere Person einzelner Forderungen überheben dürfen, sondern uns um so tiefer demüthigen müssen gegenüber von dem Gesetzgeber. Ach, daß es uns in einzelnen Fällen außerordentlich schwer wird, ist eine sehr demüthigende Erfahrung, die uns um so mehr in den Gehorsam hineintreiben muß, statt daß wir lau und sicher werden.

Was der Apostel als wahr erweist, wird auch von einer andern Seite sich deutlich genug als Wahrheit bewähren. Wenn es sich so verhält, so muß es auch deutlich werden aus der Betrachtung der innern Natur des Gesetzes. Und es ist auch so. Erinnern wir uns an die einfache Wahrheit, daß das Gesetz ein einheitliches Ganzes ist, in dem eben deßhalb Alles ineinander hängt und nicht das Kleinste kann nicht gehalten werden, ohne daß auch alles andere, das Größte und Kleinste, mit umgestoßen würde. Und wenn nicht alle diese bestimmten sittlichen Verhaltungsweisen von uns Geschöpfen eingehalten werden, dann ist es unmöglich, daß der Zweck, für den der Gesetzgeber diese ganze irdische Welt geschaffen, in Erfüllung geht. Denn eben um dieses Zweckes willen ist aus dem göttlichen Gedanken das sittliche Gesetz hervorgegangen. Indem er, der Schöpfer der Welt, alle die sittlichen Kräfte im Umfang des persönlichen sittlichen Geschöpfes, durch deren Wirksamkeit ihr Zweck erreicht werden soll, zusammenschaute und nun genau das eine auf das andere bezog, da stellte sich vor sein Auge das Bild der Art und Weise des menschlichen Handelns, welche allein geartet sei, den heiligen Zweck zu verwirklichen, den Gott mit sich trug, als er die irdische Welt schuf und deren Krone, den Menschen. Da ist alles, jede einzelne Handlungsweise mit eingerechnet in diesen Plan, und darum ist eben nichts daran überflüssig, nichts, was unbeachtet bleiben

könnte, hier ist nichts groß und nichts klein, hier ist ein einheitliches Wunder göttlicher Gedanken und Beziehungen; und wenn Jemand dieses Wunder anrührt, nach seinem thörichten, menschlichen Sinn es sich zurecht machen will, so ist es so gut, als wollte man es zerstören. Es ist mit jenem sittlichen Gesetz wie mit jedem wahren gliedlichen Ganzen, wie mit leiblicher Gesundheit, daß wenn ein Glied seinen Dienst nicht vollzieht, auch alle andern nicht vollständig aufkommen. Wenn wir uns auch nur über eine einzige Handlungsweise hinwegsetzen, die es vorschreibt, so wirkt das unvermeidlich störend auf alle andern Handlungsweisen, mit denen wir dem Gesetze zu entsprechen meinen, es ist nur Schein. Und wollt ihr wieder von neuem mit eurer Einrede erscheinen, daß ihr sagt: Ja, aber das eine oder andere von diesen Geboten wird mir ganz besonders schwer, so werden wir darauf erwidern: Das mag wohl sein, aber daraus wirst du das folgern müssen, daß es von der alleräußersten Wichtigkeit ist, daß du in diesem Punkt nicht nachgibst, dich in die allerstrengste Aufsicht nimmst. Laß dich warnen, ja nicht nachzugeben; du verlierst sonst alles, was du gewonnen hast, weil das Einzelne ein nothwendiger Theil des Ganzen ist.

So zeigt es sich auch vom dritten Gesichtspunkt aus, wenn wir auf die wahre Natur der Erfüllung des Gesetzes sehen. O, darüber sind wir in evangelischer Kirche doch wahrlich aufgeklärt. Auf die Frage: Was mußt du thun, wenn du das Gesetz erfüllen willst, antwortet jedes Kind in evangelischer Christenheit: Die bloße äußere That, die das, was das Gesetz vorschreibt, äußerlich erfüllt, kann es nicht thun, denn der Mensch selbst muß es thun. Erfüllung des Gesetzes ist nur da, wo die Uebereinstimmung unseres Innern mit dem Gesetze, mit der äußeren That verbunden ist, wo unser Inneres dabei ist und die äußere That aus dem Innersten unseres eigenen, persönlichen Daseins fließt, die natürliche Wirkung davon ist; nur da, wo unser Herz einverstanden ist mit dem Gesetz, sich demselben hingegeben, befreundet, verbrüdert hat. Wo das Thun nicht hervorging aus dieser Gesinnung, aus dieser wahrhaften Hingebung, da kann nicht von Erfüllung des Gesetzes die Rede sein; und so brauchen wir nur zuzusehen, ob ein Solcher, den Jakobus beschreibt, der das Ganze zu halten meint und nur in einem einzelnen Punkt seinem Willen folgt, die rechte Herzensstellung zum Gesetze hat. Ich meine nicht. Ist das Herz einverstanden mit dem Gesetz, hat es sich mit ihm vereint? ist das die wahrhaft dem Gesetz freundliche Gesinnung, die mit ihm Ein Herz und Eine Seele geworden ist? Nein, es ist die dem Gesetz fremde Gesinnung, und das ist doch nicht

diejenige, in welcher das Gesetz wahrhaft erfüllt werden kann. Nun seht, da sind wir wieder auf den vorigen Schluß gekommen, müssen auch von dieser Seite her dem Apostel beistimmen. Und wenn uns hier wieder der Gedanke entgegentritt: Ich wollte Alles thun, nur dieses Eine nicht, es ist mir zu schwer; — wir werden von diesem neuen Punkte aus antworten: Wahrlich, du hast so ganz Unrecht nicht, die Augen werden dir übergehen gegenüber von diesem Gedanken, daß wir so weit sind von dieser Tugend, die eine unauflösliche, harmonische Einheit von vielen Tugenden ist, von denen keine fehlen darf, wenn eine vorhanden sein soll; mit Erröthen müssen wir daran denken, wie viel uns noch an der wahren Tugend fehlt, und den größten Ernst anwenden auf diesen Flecken. — Ja danken wir dem Apostel herzlich für dieses Wort, und lasset uns freudig mit ihm bekennen: „So Jemand das ganze Gesetz hält, und sündiget an Einem, der ist es ganz schuldig."

## 2.

Nun, die Wahrheit steht fest, die Anwendung kann nicht ausbleiben; und sie liegt auch nahe. Vor allem lasset uns die Thatsache feststellen, wie es in Beziehung auf diesen Grundsatz bei uns in der Regel gestellt ist. Ist er der Leitstern unserer sittlichen Gedanken? Ich meine nicht. Wenn man in den eigenen Herzensstellungen belauschend herumhört, findet man eine ganz andere Antwort; daß, wenn man das ganze Gesetz hält und über einen Theil sich hinwegsetzt, man es gar nicht hält, ist wahrlich nicht die herrschende Ansicht. Man sagt, was nicht an den höchsten Grad der sittlichen Vollkommenheit heranreiche, müsse man doch nicht für nichts anschlagen, eine theilweise Beobachtung des Gesetzes sei doch auch etwas, es liege doch in der Natur der Sache, daß der Mensch nicht alles auf einmal erfüllen könne. Die großen Sünden dürfe man sich nicht zu Schulden kommen lassen; was die kleinen Sünden angehe, je nun, so könne und dürfe man eine kleine Weile Nachsicht haben; man müsse das zunächst auf sich beruhen lassen, dann komme freilich noch nicht ein vollkommener Mann heraus, aber etwas was sich sehen lassen könne, Gott werde das auch schon für etwas rechnen und weit entfernt davon sein, zu sagen: Darum weil du nicht das Ganze hältst, ist es so gut, als hieltest du es gar nicht.

Ach ich übertreibe die Antwort nicht, die unter uns die herrschende ist. Was dabei herauskommt, wer wüßte es nicht? Man macht mit diesem oder jenem Gebote eine Ausnahme, seinen Lieblingssünden zu lieb. Da treten

sie bald grob, bald manierlich auf, aber bald werden sie Tyrannen über uns. Das muß dabei herauskommen, es ist Thatsache. Die Frage ist: was wollen wir nun dazu sagen? Erröthen aus tiefstem Herzen gegenüber von solchen Erfahrungen! Ach wir können so urtheilen, und nach solchem verkehrtem Urtheil unser Thun und Lassen einrichten? Zu allernächst, welche Kurzsichtigkeit, Gedankenlosigkeit ist das! Wie ist es doch möglich, daß wir uns so ganz im Dunkel bewegen in Betreff der einfachsten Stellung, die wir dem Gesetz gegenüber einzuhalten haben, in Betreff dessen, was wahre, wirkliche Erfüllung des Gesetzes ist? und wie ist es möglich, daß solches verständigen Leuten begegnen kann? — denn für solche halten wir uns doch Alle. Ach da werden wir weiter auf eine Entdeckung geführt, die noch beschämender für uns sein muß. Es kann diese Kurzsichtigkeit uns nur darum begegnen, weil es uns überhaupt nicht recht Ernst ist, weil wir es nicht auf etwas Gründliches anlegen in Beziehung auf unsere Sittlichkeit; sonst wäre es gar nicht möglich, daß wir nicht so einfache Dinge erkennten. Was müssen doch für ungöttliche Neigungen in unserm Herzen eingenistet sein, wenn es möglich ist, daß so einfache Wahrheiten für einen Verstand, der sonst doch nicht so fehlgreift, sich für eine ganze Zeit verdunkeln können! Tief beschämt müssen wir sein gegenüber von solchen Thatsachen, die wir leider nicht ableugnen können, und zwar nicht nur in Ansehung der geringen Einsicht, sondern vor allem der geringen Güte, der großen Unlauterkeit unserer innersten Triebe.

Und was nun weiter? Wir können es doch nicht dabei lassen, denn so stehen wir da als, was die Leute unmoralisch nennen, als Leute, deren Sittlichkeit faul ist von Grund aus. Ja, wenn man sagte, wir seien unvollkommene Menschen! aber unmoralisch, da empört sich unser Innerstes. Wir müssen unsere sittliche Haushaltung anders einrichten, schlechterdings nach dem Grundsatze, den der Text aufstellt: „So Jemand das ganze Gesetz hält, und sündiget an Einem, der ist es ganz schuldig;" und diese Aufgabe, so klar sie sich darstellt, so schwer ist sie. Wie richten wir es nun ein? Es wird in allen jenen drei Beziehungen, die im ersten Theil uns entgegentraten, auf etwas sehr Bestimmtes ankommen. Zuerst darauf, daß wir eine Herzensstellung zum Gesetzgeber gewinnen, die allein das Halten möglich macht, daß der Gesetzgeber in seiner Heiligkeit vor uns stehe, wir uns ihm gegenüber beugen, tief durchdrungen vom Gefühl der Unterwerfung; unser Herz muß in unbedingter Ehrerbietung, aber freilich auch vertrauensvoller Ehrerbietung sich gleichsam vor ihm ausgießen, ihm

sich hingeben, sich gleichsam mit seinem Willen einigen, sonst kann es nicht dahin kommen, daß es das ganze Gesetz und überhaupt irgend etwas vom Gesetz hält. Dann muß die innere Einheit des Gesetzes für uns lebendig werden, wir müssen erkennen das warme Lebensblut, das als die Seele des Gesetzes durch seine einzelnen Forderungen hindurchfließt, ja ich möchte sagen, schmecken lernen seine unauflösliche Einheit. Endlich müssen wir die Gesinnung bekommen, vermöge deren wir das Gesetz erfüllen können, die Gesinnung des eigensten Herzens, bei der wir mit dem Gesetz Ein Herz und Eine Seele werden, diese das Gesetz wahrhaft liebende Gesinnung. — Das sind die drei Stücke, die wir haben müssen. Und wo sind diese drei Stücke zusammen? Nur bei Einem, bei Christus; ihn erkennen, an ihn glauben, ihn lieben, das gibt das, was nöthig ist, um das Gesetz zu erfüllen. Wenn Christus dein Heiland ist, du im Glauben und in Liebe ihn erkannt hast, siehe, dann stehst du ihm gegenüber in dieser vorhin beschriebenen Herzensstellung, du betest ihn in kindlicher Ehrfurcht an, und auch in kindlichem Vertrauen. Wenn du an ihn glaubst, ihn liebst, dann hast du bei ihm schmecken gelernt jene wahre Seele des Gesetzes; er selbst, sein heiliger Charakter ist die Seele des Gesetzes, in ihm schaust du, wenn du zu ihm Tag für Tag hingehst, wie alles Eins ist in diesem großen Gebäude; und wenn du deinem Heiland gegenüber glaubst und liebst, nun dann bist du nicht mehr Knecht des Gesetzes, sondern es ist dein lieber, theurer Freund, mit dem du alles theilst, der mit dir alles theilt. Ein solcher tiefer, unauslöschlicher Eifer für das Gesetz und solches tägliches Hingehen zu Christo, das ist es, was wir bedürfen, um es wirklich zu halten. Das gebe uns Gott! Amen.

# XXX.

## Nahet euch zu Gott, so nahet er sich zu euch.*)

Lied 465, 1–5: Sieh hier bin ich, Ehrenkönig.

### Text: Jak. 4, 8.

Nahet euch zu Gott, so nahet er sich zu euch.

Das eben vernommene Wort kann euch nicht fremd sein, und selbst in diesem Augenblick muß es sich unwillkürlich schon in euch geregt haben, ehe ihr es ausdrücklich aus unserm Texte hörtet. Es liegt ja in der Natur der Sache, daß bei jedem Gang zum Hause des Herrn dies vor unsere Seele tritt; denn was sollen wir hier anders thun, als die Nähe des Herrn suchen? und wie könnten wir das, wenn wir nicht das Vertrauen hegten, wenn wir kämen, ihn zu suchen, würde er auch zu uns kommen? Ja dies Vertrauen lebt in uns, und wir haben gewiß auch schon Erfahrung, daß es kein verkehrtes ist. Und so lasset uns dieses Wort, das uns aus Erfahrung theuer geworden ist, zum Gegenstande unserer gemeinsamen Betrachtung machen, den Ruf des Apostels: Nahet euch zu Gott, so nahet er sich zu euch; indem wir

1. uns fragen, wem er dieses Wort zuruft, und
2. dann, was er damit denen, an die er es richtet, zuruft.

Und du Herr, sei mit deiner Nähe unter uns, nahe dich uns, wie wir uns dir so gerne nahen möchten!

1.

Wenn man das Wort: „Nahet euch zu Gott, so nahet er sich zu euch," so in die weite Welt hinausruft, so wird man auf mancherlei Widerspruch zu stoßen haben, auch in der Christenheit. Es wird nicht an Solchen fehlen — ich hoffe in unserer Mitte fehlen sie, im Allgemeinen aber wird es an Solchen nicht fehlen —, die auf diesen Zuruf lächelnd entgegnen, das sei eine wunderliche Zumuthung; das heiße die Sache von der unrechten Seite anfassen, wenn man uns armen, gottverlassenen Menschen zurufe:

*) Gehalten am 3. Sonntag nach Trinitatis, den 12. Juni 1853.

Nahet euch zu Gott, so nahet er sich zu euch! Wir alle haben solche Stimmen gewiß gehört, und Keiner wird sein, in dessen Herzen sie sich nie einmal hätten vernehmen lassen. Man sagt: Sich Gott nahen, meint ihr, sei für uns arme Menschen eine so leichte Sache. Wer sich Gott nahen soll, muß erst Gott haben; aber so weit sind wir leider nicht. Nein, umgekehrt wäre die Sache auf die rechte Weise ausgedrückt: der Gott, der da hinter den Wolken ist, müßte sich uns nahen, aus der Verborgenheit hervortreten; dann allerdings könnte er uns zumuthen, daß wir auch uns ihm nahen. So aber, wenn wir ihn so suchen, wie finden wir ihn? Je mehr wir unsere Gedanken auf diesen Gegenstand richten, desto dunkler wird er uns. Er muß zu uns kommen, damit wir ihn endlich einmal sehen, endlich einmal haben; dann wollen auch wir zu ihm gehen. Und überhaupt, wenn uns zugemuthet wird, uns Gott zu nahen, Menschen können das doch nur dadurch, daß sie ihn zu erkennen suchen, und wenn sie daran gehen, stürzen sie in einen verwirrenden Strudel von Gedanken, statt daß er ihnen durch das Nachsinnen näher tritt; und das Wörtlein Gott, worüber sie sich klar werden sollen, wird ihnen nur immer verworrener. Das ist die Lage; — und dann sagt man uns, nun nahet euch zu Gott, der doch ein Räthsel ist dem Gedanken!

Diese Rede kann man täglich vernehmen, und sie ist keinem Herzen völlig fremd. Aber das spricht schon nicht für ihre Wahrheit, daß wir sie am meisten im Munde Derer finden, die aus Erfahrung doch wahrlich nicht so reden können, nicht aber Derjenigen, die mit dem größten Ernst ihre Gedanken darauf gerichtet haben. Nur Diejenigen sprechen so, die um den größten aller Gedanken sich gar nicht ernstliche Mühe gegeben, sondern von Andern diese freilich sehr wohlfeile Rede sich angeeignet haben. Aber auch wenn die Leute anders aussähen, wenn wir an ihrer Stirne merkten, daß sie sich mit jener Frage abgemühet haben: auch dann würden wir uns nicht irre machen lassen und glauben, Gott sei ihnen nicht nahe gekommen, höchstens könne man eine Ahnung von ihm haben. Der unser Herz gebildet hat, hat es auch so gebildet, daß unser Auge sich auf ihn richten und unser Ohr seine Stimme vernehmen muß; von ihm sind wir so gebildet, daß der Gedanke an ihn uns in der Seele aufsteigen muß und daher auch zu allen Zeiten aufgestiegen ist, und gerade in demselben Verhältniß mächtiger und klarer, in welchem wir im höheren Sinne des Wortes Menschen waren, und das den Menschen von andern Geschöpfen Unterscheidende sich in uns entwickelt hatte. Gott hat sich dem Menschen geoffenbaret von Anfang an,

Schritt für Schritt näher tretend; und endlich ist es dahin gekommen, daß er sich uns in einer menschlichen Person vorgestellt, in seinem eingebornen Sohn in die Mitte des Geschlechts getreten ist und sagt: Seht da, meine Geschöpfe, mich mitten unter euch, nun könnt ihr doch nicht zweifeln, daß ich auch für euch bin. Das läßt sich doch gar nicht ableugnen, daß ein Mensch gelebt hat, dem wir in den Augen gelesen haben, daß Gott in ihm lebt; und dieser schlechthin Einzige hat doch auch kein Hehl davon gemacht, wie er zu Gott stehe, hat mit dürren Worten gesagt, wer ihn sehe, sehe den Vater, hat eine Botschaft gebracht von diesem Vater an die Menschen, die uns doch wahrlich nicht in ein so entferntes Verhältniß zu ihm setzt. Dieser Gott des Himmels hat uns durch seinen eingebornen Sohn sagen lassen, zu uns Allen ohne Ausnahme stehe er wie Freund zum Freunde, wie Vater zum Kinde, er habe mit uns einen Bund geschlossen zu unauflöslicher, ewiger Gemeinschaft, ja selbst die Sünde solle vom Bunde nicht ausschließen, er habe in seinem eingebornen Sohn Mittel gefunden, ohne seine Heiligkeit zu verletzen, die sündige Hand zu ergreifen, ja sie, indem er sie ergreift, zu entsündigen und das ganze Leben zu erneuern. Der so mit uns Menschen verfahren ist, dem kann ich nicht sagen: Komm du erst hervor aus deiner Verborgenheit, tritt uns nahe, dann wollen auch wir kommen. Nein, er ist uns nahe getreten und kann uns nicht näher treten, wenn anders er der Gott, der ewige Geist bleiben will; der kann uns nicht anders nahe treten als eben auf diesem Wege der Heiligung des Menschen durch die Versöhnung und Versühnung der Sünde.

Indessen darin haben jene Zweifler allerdings Recht, daß die Ermahnung des Apostels an sie nicht gerichtet ist. Diejenigen, die er im Sinne hat, sind nicht so gestellt wie jene Zweifler. Es sind Christen, die nicht etwa erst einen verborgenen Gott suchten, sondern den gar wohl fanden, der sich ihren Vätern geoffenbart hatte und jetzt ihnen in Christo. Das wäre ihnen nicht in den Sinn gekommen, daß sich Gott ihnen zuerst nahen sollte, sie glaubten an den Gott, der sich ihnen in seinem eingebornen Sohne geoffenbart hatte, und glaubten von Herzen an ihn, sie hatten ihren Glauben schon in Prüfungen bewährt: und dennoch ruft ihnen der Apostel zu: „Nahet euch zu Gott, so nahet er sich zu euch.“ Sie haben einen Gott; aber das kann wohl dabei bestehen, daß sie ihn noch nicht ganz nahe haben. Und in der That, wenn wir uns das Bild der Leser vergegenwärtigen, so finden wir das. Wenn man freilich an Solche denkt, die seiner Nähe völlig gewiß sind, ja da sollte man meinen, müßte man schon ein herrliches,

seliges Leben führen. Da müßte Friede sein, und auch über alle Sorgen, von denen das jetzige Dasein unzertrennlich ist, müßte das Herz erhaben sein. Ja, wo man Gott nahe hat, ist es so. Da ist das Herz erfüllt vom Genuß des göttlichen Erbarmens in seiner ganzen Größe; da, in diesem Leben mit Gott ist das Herz auch frei und stark, und da mag sein, was will, es dringt nicht ein in diesen innersten Grund der Seele. Sie trotzt den Anfechtungen von Innen und Außen; und auch das Leben der Menschen untereinander muß sich zeigen als ein Leben der Liebe und des Friedens. Wo Gott wirklich nahe ist, so daß man erfährt, man hat ihn, da kann es nicht anders sein. Das ist aber bei den Lesern unserer Textesworte nicht der Fall; im Gegentheil, der Brief, aus dem der Text genommen ist, gibt ein Bild von keineswegs erfreulichen christlichen Zuständen, wo überall Halbheit eingerissen ist, wo die Nähe Gottes fehlt; und deshalb bedürfen sie des Zurufes: „Nahet euch zu Gott, so nahet er sich zu euch.“

Aber auch wenn wir in unsere eigenen Herzen sehen, werden wir dieses leicht verstehen können, denn wir erfahren es leider auch an uns selbst. Wir haben Gott; ja Gottlob! das dürfen wir wohl von unserer Gemeinde, im Ganzen und Großen betrachtet, mit Dank und Freude sagen. Wir haben den alten Gott, der sich in Christo geoffenbart hat. Er ist uns nicht abhanden gekommen. Wir zweifeln nicht, daß er ist. Aber wenn es sich darum handelt, ob dieser Gott uns nahe ist und ob wir in seiner Nähe all die Kräfte der Heiligung besitzen und gebrauchen und all den Frieden, die innere Erquickung genießen, ob wir all der Stärkung in Leiden und Anfechtung theilhaftig sind, die er uns bietet, dann müssen wir beschämt antworten: Die finden wir bei uns nicht; und jeder unter uns wird beschämt so antworten in Beziehung auf sich selbst, jeder sagen: Gott habe ich; hätte ich ihn nur nahe! Seine Nähe vermisse ich schmerzlich, kann sie nicht entbehren, allein ich finde sie nicht. — So ist wohl die Lage auch bei uns, und wir dürfen das Wort des Textes getrost als zu uns, zu uns insbesondere gesprochen ansehen.

## 2.

Nun laßt uns aber fragen: Was muthet der Apostel Denen, an die er dieses Wort richtet, zu? Es wäre wohl möglich, daß auch im Kreise Derer, für welche es gesprochen ist, es zunächst auf einen Widerspruch stieße.

Es kann so klingen, als wenn es nicht recht aus dem lebendigen Bewußtsein der Gnade herausgesprochen wäre, wie es im Christen leben muß; es kann fast so scheinen, als wenn er sich an die eigene Kraft des Menschen wendete und uns zumuthete, mit eigenem Vermögen den uns fern getretenen Gott herbeizuziehen. Aber das wäre ein leerer Schein; das ist der Sinn des Apostels nicht, so wenig es der Sinn irgend eines verständigen Mannes ist, der sich und Andere nur aufmerksam beobachtet. O nein, wenn er uns das zumuthete, verlangte er nicht nur Unevangelisches, auch Unmögliches. Versucht es nur, mit eurem eigenen Vermögen die Nähe Gottes zu bewirken, wenn er von euch gewichen ist, gebt euch alle erdenkliche Mühe: erzwingen läßt sie sich nicht. Nur dann genießen wir seiner Nähe, wenn er selber zu uns kommt; dieses köstlichste Geschenk kann Niemand sich nehmen. Das ist des Apostels Meinung nicht. Aber allerdings dem Mißverständnisse der evangelischen Wahrheit tritt der Text ausdrücklich entgegen. Wie stellt es sich denn in der Regel bei uns, wenn wir die Nähe Gottes entbehren, ja schmerzlich entbehren? Sagen wir nicht: Das ist Gottes Gabe, ich kann sie nicht erzwingen, an mir ist es, zu beten und zu warten? Und das ist auch das Rechte; nur ist es mit dem Warten eine gar leicht mißzuverstehende Sache, und es wird aus dem rechten Warten, das die innerlichste, angespannteste Thätigkeit der menschlichen Seele sein soll, gar leicht ein müßiges und ungläubiges Warten. Ist das nicht die gewöhnlichste Erfahrung, daß wir anfangen betend zu warten, aber das Gebet gar bald erschlafft? Die Nähe Gottes, die wir suchen, versagt für den Augenblick; je nun, denken wir, wir müssen uns mit andern Dingen beschäftigen, Gott für den Augenblick bei Seite lassen, bis daß er anklopft. Da erwarten wir nun, Gott solle sich bei uns anmelden; und auf diese Art treten wir immer weiter zurück aus dem Kreise, in dem er sich überhaupt offenbart, wir entfernen uns immer mehr mit Gedanken und Empfindungen von ihm und hangen immer fester an Dingen, die nun und nimmer das Mittel seiner Offenbarung sind. Wir meinen, das heiße im Glauben warten; und doch, was für ein wunderlicher Glaube! Es schmerzt uns, Gott nicht nahe zu sein, aber dieser Schmerz ist nicht Demuth, sondern Mißmuth, Ungeduld statt Wartens im Glauben, Hoffnungslosigkeit statt zuversichtlicher Hoffnung, und statt daß unser Herz empfänglicher wird für das Nahen Gottes, wird es immer ungläubiger und abgestumpfter, kommt immer weiter ab von Gott, aus dem Kreise, in welchem seine Nähe gefunden wird; und so muß auch allmählich das Verlangen nach seiner Nähe ersterben.

Dem tritt der Apostel entgegen, dem entgegen ruft er uns wach, aufzustehen aus träger Ruhe und uns Gott zu nahen. Was er uns zumuthet, ist zuerst nichts anderes, als anzuerkennen mit herzlichem Schmerze, daß die Schuld der Sache an uns selbst liegt, Leid zu tragen wegen unserer Mattherzigkeit, uns zu demüthigen vor Gott, dem Teufel zu widerstehen (vgl. Vs. 7. 9. 10). Und wäre dem nicht so? Wenn du aus Gottes Nähe herausgekommen, kannst du dir nicht etwa noch die Gründe und den Zusammenhang der Sache vor Augen führen? Ach nur zu gut, da war es Halbheit und Trägheit, da war es Nachsicht gegen die Sünde, was dich von ihm entfernte. Wahrlich bei solchem Zustande mußte Gott sich zurückziehen; so gnädig und herablassend er auch ist, kann er sich doch uns gegenüber nicht wegwerfen. Nein, sich herablassen zum Erbarmen kann er bis zur untersten Tiefe, aber nicht sich den Schein geben, als ob er mit der Sünde zusammenwohnen könnte im menschlichen Herzen, als ob sie ihm ein gleichgültiger Gesellschafter wäre. Das erwartet nimmer von eurem Gott, zu allerletzt von dem heiligen Gott, der bloß darum in Christo Jesu sein grenzenloses Vertrauen offenbaren konnte, weil er zugleich seine unbedingte Heiligkeit kund gab. Wie denken wir doch so verkehrt, daß wir immer wieder hinüberschielen zu der Sünde, der wir doch ein für allemal den Rücken gekehrt haben sollten! Wenn wir uns Gott nahen wollen, so ist das die erste Bedingung, daß wir unsere Schuld anerkennen mit Thränen, in tiefster Demuth niederfallen, an unsere Brust schlagen und sagen: Dir gebührt alle Ehre, ich war untreu; wenn ich ohne Erquickung und Kraft durchs Leben wandle, ich habe es zu verantworten.

Das muthet der Apostel uns zu; und wenn wir so weit sind, dann sagt er: Nahet euch zu Gott, so nahet er sich zu euch. Ja dann ist es Zeit, und dann wird es mit Erfolg geschehen, wir mögen dann uns ihm nahen, vor ihm uns beugen, in tiefem Schamgefühl ihm abbitten; und hoffet darauf, daß er eine Bitte, die ihr im Namen seines Sohnes an ihn richtet, nicht abschlägt. Rufet ihn an im Gebet; wenn ihr nur einmal so gestellt seid zu ihm, wenn das, was ihn verscheucht, verbannt ist, nun ruft ihn, nun wird er kommen, er, der der Elenden Gebet zu allen Zeiten erhört hat, wird auch unseres erhören, sein Wort wird auch an uns wahr bleiben: „Der Herr ist nahe Allen denen, die ihn anrufen, Allen, die ihn mit Ernst anrufen,“*) das Wort, das er selber geredet: „Ich wohne in

---

*) Ps. 145, 18.

der Höhe und im Heiligthum und bei denen, die zerschlagenen Herzens und demüthigen Geistes sind"*) wird sich auch an uns bewähren. Und jetzt werden wir nicht zu glauben haben, daß seine Ehre dagegen sei und er fern bleibe, wenn wir ihn aufsuchen; nein, das, was ihn vertrieb, ist weg, ihn haben wir jetzt, und nun wird er thun, was seines eigenen Herzens tiefster Drang ist, den wiedergefundenen Sohn ans Herz drücken, ihn seine Liebe fühlen lassen und aus seinem Leben neu beleben. Amen.

Lied 427, 5: Der Herr ist nun und ewig nicht von seinem Volk geschieden.

---

## XXXI.

## Unsere Scheu, uns vor Gott zu demüthigen.**)

Lied 267, 1—4: Anbetungswürdger Gott.

### Text: Jak. 4, 10.

Demüthiget euch vor Gott, so wird er euch erhöhen.

Ein Hauptgrund davon, daß wir so schwer uns zu vollem lebendigem Glauben an Christum entschließen, ist gewiß mit der Umstand, daß von diesem ernsten aufrichtigen Glauben sich die Forderung unseres Textes gar nicht trennen läßt. Warum sollten wir denn nicht einen Gott haben wollen, warum sollten wir es uns nicht gefallen lassen, daß ein Gott von seiner Höhe zu uns hernieder kommt in unsere Einsamkeit? — denn am Ende fühlen wir uns doch in dieser Welt einsam. Aber es kommt Alles darauf an, was das für ein Gott ist. Einen Gott, vor dem wir uns beugen müssen, nein, den lassen wir uns so leicht nicht gefallen; aber einen Gott, dem wir uns gleichstellen, mit dem wir auf gleichem Fuße stehen, warum sollten wir den nicht gern zum Gesellschafter nehmen, wie die Götter Griechenlands? Ja zu dem würden wir ganz gerne gehen; aber das ist eben das Schwierige bei dem Gott, dem wir zu glauben uns entschließen sollen, daß wir bald fühlen, auf gleichem Fuße mit ihm stehen geht nicht,

---

*) Jes. 57, 15.

**) Gehalten am 7. Sonntag nach Trinitatis, den 10. Juli 1853.

vor ihm müssen wir uns beugen, wenn anders wir seine Nähe haben wollen; und daran liegt es, daß wir uns so schwer entschließen, von ganzem Herzen an diesen Gott zu glauben. Ja diese Scheu, sich vor Gott zu beugen, wir finden sie Alle in uns, und zu erklären ist sie auch leicht; aber ist es verständig, wenn wir uns ihr so willig hingeben, durch sie uns abhalten lassen von dem, was in anderer Beziehung uns so dringend am Herzen liegen sollte? Es ist ja die allgemeine Erfahrung, daß bei einer solchen Scheu sich stets viel Unklares, viel Unverstandenes einmischt, und wenn wir der Sache auf den Grund sehen, kein triftiger Grund dazu sich findet; und es fragt sich, ob es sich nicht in diesem besondern Fall eben so verhalte. So können wir dem Texte gegenüber fragen, der Text sagt ja: „Demüthiget euch vor Gott, so wird er euch erhöhen", und da ist es doch gewiß der Mühe werth, daß wir diesem Vorurtheil, denn etwas anderes ist es nicht, etwas näher ins Auge sehen. Lasset uns denn zum Gegenstande unserer gemeinsamen andächtigen Betrachtung machen: unsere Scheu, uns vor Gott zu demüthigen. Diese Betrachtung wird im Wesentlichen auf zwei Punkte hinauslaufen, wir werden uns überzeugen,

1. zunächst, daß diese Scheu freilich eine sehr erklärliche ist, dann aber auch

2. davon, daß sie nichts destoweniger ebenso thöricht ist.

Wolle der Herr selbst, der allein wahrhaft überzeugen kann, unser Herz überzeugen, wie sehr wir unser bestes Heil von uns stoßen, wenn wir in thörichter Selbstverblendung nicht vor ihm die Kniee unseres Herzens aufrichtig beugen!

## 1.

Wir sagen also zuerst, diese Scheu, sich vor Gott zu demüthigen — ich spreche immer von unserem Gott, dem Vater Jesu Christi — sei etwas sehr Erklärliches. Ach ja, es ist nur zu erklärlich! Wir demüthigen uns ja überhaupt nicht gern, das ist allgemeine Thatsache; wir tragen gern das Haupt hoch. Und zumal Gott gegenüber demüthigen wir uns am allerunliebsten; viel eher geschieht es, daß wir uns den Menschen gegenüber demüthigen, oder, um es mit dem rechten Namen zu benennen, erniedrigen. Wunderbar, daß man vor dem Hohen sich so schwer demüthigt, und vor Kleinem erniedrigt man sich so leicht! Und doch ist es nicht wunderbar; die Art der Demüthigung ist eine ganz andere. Vor Menschen, vor unsres-

gleichen demüthigen wir uns immer mit vielfachem Vorbehalt, niemals unbedingt; und selbst da, wo wir uns vergleichungsweise unbedingt demüthigen sollten vor ihnen, auch da thun wir es mit vielem Vorbehalt. Wir sagen uns: Ja, nun demüthigen wir uns vor unserem Nächsten, der über uns gestellt ist; aber glücklicherweise sind auch Andere unter uns, die sich vor uns demüthigen werden. Oder wir sagen: Je nun, ich kann mich vor Menschen äußerlich demüthigen, innerlich aber ungebrochen bleiben. Man kann die Menschen täuschen mit Huldigungen; ja man kann, indem man ihnen zu huldigen scheint, sie umgekehrt dahin bringen, daß man sie zu Werkzeugen seiner Zwecke macht; man kann ihnen huldigen von außen und im Herzen darüber lächeln, daß man sie so täusche. Da gibt es Auswege genug. Daß aber von Allem dem unserem Gott gegenüber nicht die Rede sein kann, fühlt Jeder von selbst, der ihm etwas näher ins Auge sieht; daß da die Demüthigung rückhaltlos sein muß, daß er äußere Demüthigung ohne innere als Frevel zurückweist, das Alles fühlen wir gar wohl; und indem wir das fühlen, fühlen wir auch, wie schwer es uns wird, uns vor Gott zu demüthigen. Und da sagen wir wohl: Wozu denn überhaupt solche Demüthigung vor Gott? Wer ist denn er? und wer sind wir? Er ist vielleicht nichts anderes, als ein Geschöpf unseres eigenen Gedankens, eine bloße Idee, die wir auf einen Thron setzen und die nicht existirt; vor der beugen wir uns, wähnen, sie sei etwas, und sie ist doch unser Gemächte. Wir aber sind die Könige der Erde, und es ist kein anderer Herrscher der Kreatur außer uns. Ja, liebe Freunde, wir hören solche Reden im Munde derer, die sich nicht demüthigen wollen vor Gott, namentlich wohl der Jugend, die es mit dieser Selbstherrschaft des Menschen noch nicht erprobt hat. Aber das sind Träumereien, und darüber kann man wahrlich leicht hinauskommen. Wenn keine andere Schwierigkeit als dieser Wahn von unbedingter Herrschaft des Menschen da wäre; — aber triumphiren wir nicht zu früh, die Schwierigkeiten gehen erst an auf diesem Punkte. Wohlan, du hast ganz Recht, wer nüchtern ist, weiß, daß Gott ist, und der Mensch nicht Herr seines eigenen Daseins, geschweige der irdischen Schöpfung. Aber wenn der Nüchterne, der das Alles weiß, herantritt an seinen Gott, vor ihm das Knie zu beugen, dann wird er erst recht inne, in welchem Maße die Demüthigung stattfinden soll. Was ihm zu allernächst ins Auge fällt, ist die überschwängliche Größe Gottes, der gegenüber ihm das Denken versagt und nur das Anbeten übrig bleibt, und hier ist auch sogleich der erste Anstoß. Es ist zuerst sein Verstand, seine Vernunft, die hier

in Anspruch genommen werden und denen zugemuthet wird, sich zu beugen vor dem Unbegreiflichen. Das Christenthum macht ja kein Hehl daraus, daß Gott ein unbegreifliches Geheimniß ist. Und diese Menschen nun, die Alles zu umfassen wähnen mit ihrer Kraft, sollen sich bescheiden und bekennen: Ich begreife es nicht! Das ist, wie wir aus Erfahrung wissen, ein ernster Anstoß, und für Solche namentlich, welche ihr junges Blut noch nicht erprobt haben mit dieser Alles umspannenden Kraft.

Ihr sagt nun vielleicht: Auch diese Schwierigkeit kann mich nicht erschrecken. Dahin kommt man doch bald, daß in diesem Dasein unser Wissen Stückwerk ist; es ist auch keine so unbequeme Sache, sich hierin zu finden, und die Vernunft mag sich leicht entschließen, das Knie zu beugen vor Gott. Aber wir sind noch nicht am Ende der Schwierigkeiten. Was wir der Vernunft zumuthen, und wozu sie sich entschlossen haben mag, müssen wir jetzt auch dem Herzen zumuthen. Denn wenn wir um einen Schritt näher treten dem Gott, dessen Größe, Unbegreiflichkeit, Ueberschwänglichkeit und Hoheit uns blendet, was fällt uns da ins Auge? Seine Heiligkeit, seine Gerechtigkeit; und hier ergeht eine Forderung, nicht an unsern Verstand zunächst, sondern an unser Herz, das sich voller Scham und Reue vor ihm beugen soll. Das hält schwer, und vielleicht am allerschwersten wird es dadurch, daß noch etwas hinzukommt. Denn wenn wir weiter hindurchschauen auf den Grund dieser Heiligkeit Gottes, so sehen wir, es ist die heilige Liebe, es ist die erbarmende, vergebende Liebe Gottes, die uns entgegentritt in ihrer völligen Lauterkeit, ein heiliges Vergeben und Vergessen anbietet, wenn wir ihr vertrauen wollen. Und freilich, das läßt uns erst recht ernsthaft empfinden, was wir sind, und wie das Blut in die Wangen steigen muß gegenüber von Dem, der unser Schöpfer ist und unser vergebender Erlöser und Erbarmer sein will.

Nun ja, das ist schwer; doch mit Gottes Hülfe kann es vollbracht werden, das Herz kann sich beugen gegenüber diesem Gott in Christo, dem gegenüber es kein Wort des Vorwurfs, kein Wort der Entschuldigung und Rechtfertigung anbringen kann, nur bekennen: mir geschieht Gnade, reine Gnade. Aber dann, nicht wahr, ist es auch über alle Schwierigkeiten hinaus, wir demüthigen uns vor Gott, und von nun an haben wir leichtes Spiel? Ja so träumen wir, wenn wir auf dem Punkte stehen, auf dem wir eben waren mit unsern Gedanken, aber die Wirklichkeit zeigt ganz etwas anderes; da zeigt sich bald, daß auch hier die Selbstdemüthigung noch nicht zu Ende sein kann. Denn wenn Verstand und Herz sich beugen

mußten, nun so geht es auch an den Willen. Da tritt derselbe Gott heran an uns mit seinem heiligen, unverbrüchlichen Willen und fordert von uns unbedingten, das heißt auch freudigen Gehorsam, er fordert unbedingt, daß wir seinen heiligen Geboten folgen: Gib mir mein Sohn dein Herz in lauterem Gehorsam, ohne Rückhalt! Erst, wenn diese Forderung auch erfüllt ist, haben wir uns wirklich vor Gott gedemüthigt. O, liebe Freunde, wenn wir auch von vornherein meinten, das mache sich leicht, wahrlich, erfahren haben wir es: das ist etwas, diese Beugung unter Gottes Gebote, unter seinen Willen; das kostet etwas, wo unser eigener Wille nicht bloß gebeugt, sondern gebrochen, zerbrochen sein will. Wir müssen es Alle erfahren haben; wenigstens wehe dem, der es noch nie erfahren hat!

## 2.

Nun ja, es ist sehr erklärlich, wenn wir uns scheuen vor dieser Selbstdemüthigung vor Gott. Aber damit ist die Sache nicht gerechtfertigt; nein, so erklärlich sie ist, so nothwendig ist es, zu fragen, ob es verständig ist, wenn wir uns dieser Scheu hingeben, ob wir damit im Interesse unseres Vortheils handeln, namentlich ob im Interesse unserer eigenen Würde; und diese Untersuchung wird uns dahin führen, daß es nicht verständig, sondern Thorheit ist; vergessen müssen wir haben das Wort des Textes: „Demüthiget euch vor Gott, so wird er euch erhöhen.“ So lasset uns denn auf die einzelnen Bedingungen, die wir bisher ins Auge gefaßt haben, noch einmal zurücksehen und einen prüfenden Blick darauf werfen, ob es verständig ist, daß wir die Schwierigkeiten, die uns entgegentreten, wirklich gelten lassen und durch sie uns abhalten lassen, die Kniee und Herzen zu beugen vor dem himmlischen Vater.

Wir wollen nichts wissen von Demüthigung vor diesem Gott, wollen lieber obenan stehen an der Spitze der Welt. Ja das ist eine sehr allgemein verbreitete Empfindung, aber ob sie verständig sei, fragt sich zunächst. Ob wir es gern thun oder nicht, kann im Grunde nicht in Betracht kommen, denn es ist eine Angelegenheit, wo es sich um Wollen oder nicht Wollen nicht handelt: du magst einen Herrn anerkennen, oder nicht, du hast einen, und müßtest unverständig sein, wenn du nicht anerkennen wolltest, daß du einen Gott hast. Du müßtest nur wenige Jahre gelebt und wenig erfahren haben, wolltest du nicht anerkennen, daß eine Macht da ist, die mit dir schaltet und waltet und dich nicht frägt, ob

du so willst oder so; es gehört Verblendung des Wahnwitzes dazu. Es kommt nur darauf an, was für eine Macht wir über uns haben. Da meinen die Einen, die Macht, die über ihnen walte, sei eine blinde Weltmacht, sie sei Nothwendigkeit des Schicksals, gedankenloser Zufall. Das können die Einen meinen, während die Andern mit Zuversicht glauben, daß der lebendige Gott der Weisheit, ewigen Liebe und Gnade über ihnen walte; und das wird die Frage sein, welcher von beiden wohl die bessere Wahl trifft, die ehrenvollere, welcher besser sorgt für seine Würde, der sich an die Nothwendigkeit des Schicksals hält, oder der sich beugt vor dem Thron des Vaters Jesu Christi, des Gottes der Heiligkeit, Weisheit und Gnade. Und dann müssen wir noch einen Schritt weiter gehen. Die ganze Meinung ist ja thöricht, daß wir gewinnen an Würde, wenn wir keine Macht über uns haben oder wenigstens nicht anerkennen, wenn wir meinen, wir seien die Spitze aller Dinge, und über uns nichts. Du willst deine Menschenwürde wahren: sie soll nicht angetastet werden durch den Gedanken, daß irgend etwas über dir stehe. Hast du sie jemals mit ungetrübtem Auge angesehen? Hast du nicht bemerkt, daß sie eines Haltes bedarf, den sie nicht in sich findet, sondern in einem Höheren über sie? Ach du solltest glücklich sein, wenn sich ein solches Höheres findet; denn das ist der einzige Weg, auf dem das eigenthümliche Wesen in uns, unser Menschenadel erhalten werden kann, nicht nur für den Augenblick, sondern in Ewigkeit. Mit diesem eigenthümlichen Hohen in uns hat es seine besondere Bewandniß. Es erscheint dieses Höhere in uns als die Blüthe des Niederen in uns, und da liegt der Gedanke gar nahe, es möchte eben auch nichts anderes sein als die vergängliche, täuschende Ausstrahlung des Niederen. Wir meinen, wenn das Niedere in den Staub zurückgeht, so vergehe mit ihm auch das Höhere. Und diese Meinung wächst um so mehr, wenn wir sehen, wie das Höhere gestaltet ist. Ach es ist so gebrechlich, so unvollkommen, unfertig, unlauter, unhaltbar in sich selbst. Und wenn wir das nicht vergessen, so liegt es doch auf der Hand, daß, wenn aus dem Höheren in uns jemals etwas Tüchtiges, Vollkommenes, Reines, in sich Haltbares werden soll, es doch ein Höheres, Geistiges über ihm geben muß, an das es sich hält, in dessen Sonnenschein es mit leben kann, das unabhängig von allen Mängeln unseres geistigen Lebens ist, in sich selbst fertig, gediegen, vollkommen. Ja es ist thöricht, wenn wir das über uns Stehende abweisen wollen und uns auf eigenen Füßen stellen mit unserer vermeintlichen Kraft.

Aber das ist freilich noch nicht Alles; denn jene einzelnen Schwierig-

keiten, von denen wir vorhin sprachen, wollen auch aufgelöst sein; und das scheint hart. So vor Allem, daß unser eigener Verstand ein Kind, ein armer Schüler sein soll. Aber es ist so. Nun wohlan es sei so! wir können nichts als anbeten Dem gegenüber, den unser Verstand nicht begreifen kann. Und dieser Gott, der Gott in Jesu Christo, der unser eigen Fleisch und Bein geworden ist, der ist auch kein bloß unbegreiflicher Gott, sondern er ist auch erkennbar; und wenn wir freilich nimmer vollständig sein Wesen erschauen, wahrlich wir haben genug, um uns daran zu erfreuen. Wenn aber bei dem Reichthum der Erkenntniß doch zu erinnern ist, daß wir uns zu beugen haben vor dem Unerkennbaren, nun das kann doch der Vernunft nicht wehe thun, wenn sie, die endliche Vernunft nun doch einmal die wahre Vernunft entdeckt, in deren Lichte sie freilich mit ihrem kleinen Licht erblindet, aber darum eben, weil diese die schlechthin rein strahlende ist. O was für ein thörichter Wahn zu meinen, es sei schlimm für uns, wenn Gott in seiner Erhabenheit so groß ist, daß unser Gedanke nicht zu ihm auffliegen kann! Je größer er ist, desto unerschöpflicher ist sein Reichthum. Freut sich nicht der Diener über die Größe seines Herrn? Je größer dieser ist, desto größer zu werden hat er die Anwartschaft. Wer meint, wenn Gott klein wäre, dann würde er besser mit ihm umgehen können, mehr an ihm haben, der hat noch nie die Stunde der Trübsal erlebt. Da merkt er, daß er sich nur an einen Gott halten kann, vor dem er sich beugt, der größer ist als unsere Vernunft, zu dem man hinaufsehen kann.

Ueber die Schwierigkeit setzt das freilich noch immer nicht hinweg, welche das Herz findet, sich zu demüthigen Gott gegenüber. Das steht da in Reue und Scham, sich vor ihm zu beugen; aber wenn ihr meint, damit würde eurer Ehre zu nahe getreten, dann seid ihr schlecht berichtet über das, was Ehre ist. Nein, unehrenhaft ist es wahrhaftig nicht, in heiliger Scham sich vor dem Heiligen zu beugen; das ist nicht eine Verunehrung, sondern indem das Gefühl unseres angestammten Adels in uns durchdringt, beugt sich das Herz; indem wir unsern Adel erkennen, raffen wir uns auf, um den Adelsbrief aus dem Staube aufzunehmen, wieder zu erkämpfen. Wer das gethan, weiß, daß es ein Augenblick der höchsten Erhebung ist, daß es niemals einen höheren für ihn gegeben als den, wo sein Herz in Thränen stand und seine Zunge nicht anders stammeln konnte, als: Mein Gott, vergib mir meine Schuld. Das ist keine Erniedrigung, am wenigsten, wenn wir bedenken, daß Gott dann uns entgegenkommt, uns die Arme öffnet, uns einen Platz anweist an seinem eigenen Herzen,

der unter allen Plätzen im Himmel und auf Erden der einzige wahrhaft hohe ist. Das ist die angebliche Erniedrigung, die, wenn irgend etwas, erhöht und veredelt. Wenn du aber sagst: Ja, aber eben diese reine Gnade und Liebe, die mir entgegenkommt, die Alles vergessen will, beschämt mich zu tief, als daß ich sie ertragen könnte; — wenn das dein Ernst wäre, was sollten wir dann sagen? O, wen die reine unbedingte Liebe verletzt, entrüstet, in seinem Stolz aufbringt, wo ist dessen Adel geblieben? — ich meine das Gefühl für das, was Adel ist.

Sollen wir nun noch fragen, ob, wer sich gedemüthigt hat mit seinem Willen in den Gehorsam Gottes, dieses nicht als das einzig Verständige, Ehrenwerthe erkennen wird? Ja er weiß es, Gott dienen ist die allein wahrhafte Erhöhung, Gott dienen erhebt über alle Menschen; Gottes Ordnungen sind solche, denen wir uns mit voller Freiheit unterwerfen können; ja indem wir uns ihnen unterwerfen, erlangen wir allein die Freiheit, die Freiheit auch von Menschendienst und Menschenunterwürfigkeit. Es ist ein altes Wort, das wir kennen: Fürchte Gott, thue recht und scheue Niemand! Schwer ist es, aber es gibt große Freiheit, große Macht im Himmel und auf Erden. Wer sich dem Willen Gottes so unterworfen hat, daß er sagt: Dein Wille ist mein Wille, der ist mächtig.

So steht es mit der Scheu vor der Demüthigung vor Gott. Nun, ich denke, wir lassen sie fahren, diese arge Scheu, halten uns auch beim nüchternsten Denken an das Wort: „Demüthiget euch vor Gott, so wird er euch erhöhen"; und wenn er selber uns erhöht, sind wir recht erhöht. Er wird uns die Gewißheit, seines Geschlechts zu sein, ja noch mehr, seine Kinder zu sein, einpflanzen ins Herz, die Gewißheit, ihm zu dienen und damit dem höchsten aller Herren zu dienen. Er wird uns erhöhen in seinen ewigen Himmel, erhöhen zur Theilnahme an seiner Herrlichkeit. Ja vor Gott sich demüthigen heißt nicht sich erniedrigen, sondern erhöhen; von da kommt das Selbstgefühl und die Erhebung über dies arme kleine Leben, daher schöpfen wir das Gefühl der Würde, den heiligen Ehrgeiz, der uns allerdings nöthig ist auf diesem Wandel durch das Leben; das ist die echte, unerschöpfliche Quelle, und Gott leite uns Alle dahin! Amen.

Lied 478, 4: Gott, du bist mein Gott, ich falle
Demuthsvoll zu Fuße dir.

# XXXII.

# Des Herrn Warnung vor dem Richten.*)

Lied 380, 1—4: Du Geber guter Gaben.

## Text: Matth. 7, 1.

Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet.

An dem eben verlesenen Text können wir wieder einmal recht handgreiflich die Erfahrung machen, wie wenig das unter uns im Allgemeinen herrschende sittliche Urtheil zusammenstimmt mit dem eigenen sittlichen Bekenntniß; eine Erfahrung, die wir alle Tage machen, die sich aber in einzelnen Fällen uns besonders mächtig aufdrängt. Da hören wir den Herrn von einer Sache reden, die wir gar wohl kennen aus eigener Erfahrung an uns selbst und Andern und im besten Fall für ziemlich unverfänglich halten, gegen die wir bei uns selbst und Andern augenscheinlich große Nachsicht üben, wir hören ihn mit großem Ernste von ihr reden, wir vernehmen von ihm, daß es ein Richten über unsern Nächsten gibt, welches uns nicht zukommt. O das kann unmöglich auch unsere eigene Ansicht von der Sache sein, sonst müßte unser ganzes Thun und Lassen wesentlich anders sein. Nein, wir sehen die Sache ganz anders an. Es ist aber sehr gut, daß wir in solchen einzelnen Fällen uns auch wieder an die ganze durchdringende Verschiedenheit der Art und Weise erinnern, wie unser Herr und Meister urtheilt, und wie wir urtheilen. Dann werden wir uns sagen müssen: Ach, es steht doch nicht in sittlicher Beziehung mit uns so, wie wir vorauszusetzen pflegen; wir meinten, es läge an unserer Ohnmacht, aber der Schade liegt tiefer, das sittliche Urtheil ist verwirrt, wir müssen in den sittlichen Dingen von vorn anfangen zu lernen; und wir dürfen ja nicht glauben, nur hier und da in den obersten Klassen der sittlichen Schule einer Lehre zu bedürfen. Zu diesem Ende lasset uns mit unserer Betrachtung beim Text stehen bleiben, in der Art, daß wir

1. uns daran erinnern, was der Herr mit dem Richten meint, vor dem er so ernstlich warnt, und

2. erwägen, warum er mit solchem Nachdruck davor warnt.

---

*) Gehalten am 9. Sonntag n. Trinit., den 24. Juli 1853.

1.

„Richtet nicht", das Wort klingt so allgemein, daß es eben in dieser Allgemeinheit eine unausführbare Forderung zu sein scheint. Wir sollen nicht richten. Ist das die Meinung etwa, wir sollen überhaupt jedes sittlichen Urtheils uns begeben, wenigstens in Bezug auf Andere, sollen über ihr sittliches Verhalten gar keine Gedanken haben, keine Klage führen? Könnte er, der Herr, uns ein solches Verfahren vorschreiben, das unser ganzes menschliches Leben herabsetzen würde, bei dem wir auf das verzichteten, was Gott uns geschenkt als Auszeichnung vor den andern Geschöpfen? Wenn wir uns das sittliche Urtheil versagen, so folgt auch das sittliche Thun und Lassen; denn wer nach sittlichen Gesichtspunkten handeln will, muß vor Allem die Lage der Dinge, in der er zu handeln hat, auch nach sittlichen Gesichtspunkten durchschauen. Es kann das um so weniger die Meinung des Herrn sein, da er uns noch Stärkeres zumuthet als dieses Richten: wir sollen den Bruder, der sündiget, strafen, und das greift weiter. Das hat schon Moses gesagt: „Du sollst deinen Bruder nicht hassen, sondern sollst ihn strafen, auf daß du nicht seinethalben Schuld tragen müssest."*) Ja als ein Werk der brüderlichen Liebe hat der Herr es uns an's Herz gelegt. Sündiget aber dein Bruder an dir, sagt er, so gehe hin und strafe ihn zwischen dir und ihm allein; und nicht einmal bloß unter vier Augen, nein, wenn er darauf nicht hört, so strafe ihn öffentlich.**) Dann müssen wir auch des Bruders Thun und Lassen in sittlicher Beziehung beurtheilen können, sonst kann das Strafen nicht geschehen. Und wie wäre es möglich, daß wir menschlich zusammenlebten, das heißt auch zusammenwirkten, für gemeinsame Zwecke arbeiteten mit andern Menschen, wenn wir uns über die Beschaffenheit ihres Handelns keine Rechenschaft geben könnten? wie wäre es möglich, daß wir mit unserem Thun und Lassen fördernd eingriffen in den gemeinsamen Zweck, in das Thun und Lassen Anderer? Hier ist ja ein scharfer Einblick auch in das Thun und Lassen Anderer nöthig, wie er gerade durch die Liebe möglich gemacht wird. Wie wäre es möglich, daß Väter und Mütter, Erzieher, Lehrer, Obrigkeit ihren Beruf erfüllen könnten, ohne sich über das sittliche Thun und Lassen des Kindes, des Unterthanen oder dessen, auf den sie sonst Einfluß ausüben und für den sie verantwortlich sind vor Gott, ein Urtheil zu bilden?

---

*) 3. Mos. 19, 17.

**) Vgl. Matth. 18, 15 ff.

Aber laßt uns doch zusehen, wie wir zu verfahren pflegen bei diesem Richten. Zunächst — wer kann das verkennen? — sind wir in dieser Beziehung geschäftiger als wir sein sollten, oder wenigstens gewöhnlich am unrechten Orte geschäftig. Dann beurtheilen wir das sittliche Handeln des Nächsten in vielen Fällen auch da, wo wir nicht nur gar keinen Beruf dazu haben, sondern die Bedingungen einer verständigen Beurtheilung desselben uns abgehen, wo wir so unvollständig die einzelnen Thatsachen vor uns haben, daß nur ein Leichtsinniger an's Werk der Beurtheilung gehen kann; und das geschieht namentlich in den Fällen, wo unser Urtheil auf eine Mißbilligung hinausläuft, während wir da, wo Lob und Anerkennung am Orte wäre, sehr behutsam und langsam sind: und das muß uns schon Sorge einflößen, daß in die Art, die sittlichen Angelegenheiten Anderer zu beurtheilen, sich etwas eingemischt hat, was nicht sein sollte. Was das ist, können wir leicht einsehen.

Daß wir fragen, ob und wie weit das Thun und Lassen Anderer mit dem sittlichen Gesetz übereinstimme oder nicht, ist ganz in der Ordnung, und ebenso daß wir die sittlichen Normen unseres Handelns für uns selbst zur möglichsten Deutlichkeit bringen und gleichsam in eine bestimmte Formel fassen. Aber über dies Geschäft hinaus gibt es noch ein anderes, welches von diesem ersten sehr bestimmt geschieden werden muß. Man kann nämlich noch einen Schritt weiter gehen und fragen: Da du alle diese Handlungen deines Nächsten nach ihrem sittlichen Werth oder Unwerth beurtheilt hast, so gut du konntest: wie willst du sie beurtheilen in bestimmter Beziehung auf die Person des Nächsten? Mit andern Worten: zu dem Urtheil über den sittlichen Werth oder Unwerth der einzelnen Handlungsweisen, zu dem wir allerdings in vielen Fällen berufen sind, kommt noch ein Urtheil über seinen persönlichen Werth; und das ist etwas ganz anderes, weit Größeres und Schwereres, und etwas, in Beziehung worauf wir wohl erst fragen sollen, ob wir dazu auch befähigt und berechtigt seien.

Die Frage: Was ist dein Nächster in sittlicher Beziehung werth? wiegt er sittlich mehr, oder weniger als du? was gilt er in Gottes, des gerechten Richters Auge? — diese Frage ist von jener ersten sehr verschieden, und in sie lassen wir uns bei der Beurtheilung des Nächsten nur allzugern ein. Verstehen wir es recht: was uns selber betrifft, ist die Frage keine, die man uns verbieten dürfte. O nein, das wollen wir alle Tage thun, nachdem wir unser Thun und Lassen untersucht, nun auch darüber uns klar Rechenschaft geben, uns zugleich fragen: Ach, wie mußt

du danach deinen eigenen persönlichen Werth beurtheilen, wie mußt du glauben, daß der Schöpfer und Richter, der allwissende und heilige Gott deinen sittlichen Werth anschlägt? Wohl aber müssen wir in Betreff unseres Nächsten vor dieser Frage zurückbeben; hier nehmen wir eine ganz andere Stellung ein als vorher. Damals beurtheilten wir, was vor Augen lag, jetzt müssen wir uns anmaßen zu beurtheilen, was in der Tiefe des Herzens verborgen liegt, und damit verlassen wir das Verhältniß von Mensch zu Mensch, wollen aus der Höhe herab den Richterspruch aussprechen, den nur Der aussprechen kann, der allein wahrhaft erhaben ist und deshalb eben allein in die Tiefe des Herzens herabschauen kann. Ihr fühlt es Alle, wie das Verhältniß ganz umgekehrt, aus Gleichstellung zur Unterordnung wird, und wir Ansprüche machen, die wir in Beziehung auf den Nächsten uns ein für allemal abgehen lassen müssen, weil Gott allein der Herzenskündiger ist. Ach das sagen wir ja selbst oft genug gegenüber von solchen Beurtheilungen durch den Nächsten: Nun wohl mir, daß ich ein allsehendes Auge und Herz, einen Gott im Himmel habe, der weiß, wie das, woran die Menschen Anstoß nehmen bei mir, zusammenhängt mit Dingen, die vor Gott wohlgefällig sind. In Beziehung auf sich selber weiß Jeder das wohl, und wenn ein Anderer kommt und ihn beurtheilen will und sagt: Ich weiß das besser als Gott, so weist er ihn zurück. Wollten wir das doch auch bei uns selbst suchen, was wir bei Andern vermissen, nämlich daß wir nicht uns ein solches Richten anmaßen von unserm Standpunkte aus, der nicht von der Höhe Alles überschauen kann, sondern nur ein kleines Stück. Nein, wie auch unser Urtheil ausfällt, von diesem Standpunkt aus wird es immer, und wenn es noch so lobend ist, dem Bruder wehe thun; er will das gar nicht von uns untersucht und festgestellt werden lassen, auch wenn wir sagen, er sei ein wahrhaftes Kind Gottes. Es verletzt ihn tief, wenn der Bruder ihm mit Hochmuth entgegentritt, über ihn ein Urtheil aussprechen will in einer Sache, in der er so kurzsichtig ist. Und wie muß ein solches Urtheil verletzen, wenn es auch nicht gerade verdammend — ach wir wissen, das ist zu gefährlich — aber auch nur ein Verurtheilen, Wegwerfen ist! Da können wir fühlen, wie sehr der Herr in seinem Rechte war, wenn er sagte: „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet.“ Derselbe hat es gesagt, der sagt: „Du sollst deinen Bruder strafen, wenn er an dir sündiget;“ *) er ist es, der sagt: „Ich bin

---

*) Matth. 18, 15; Luk. 17, 3.

nicht in die Welt gesandt, daß ich die Welt richte, sondern daß die Welt durch mich selig werde,"*) er hat auch gesagt: „Ich richte Niemand,"**) und doch wissen wir, wie er die Welt gestraft hat, wie noch immer jedes einzelne menschliche Herz getroffen wird von seiner Strafe. O auf ihn seht und lernet strafen in der Weise, die allein die rechte ist, denn er kann strafen im Sinne der Liebe.

2.

Nun, loben wird Niemand dieses Richten, das wir bisher kennen gelernt haben. Es wird freilich nicht an Solchen fehlen, die es ganz angenehm und unterhaltend finden, auch nicht an Solchen, die an ihm eine besondere Kunst üben und Wohlgefallen daran finden, so lange nur die Kunst nicht gegen sie selber ausgeübt wird; aber kaum wird Einer sagen, es sei eine sittliche Vollkommenheit, wenn Jemand so richte. Aber habt ihr wohl erwogen, mit welchem Ernst und welchem Nachdruck er es verpönt, welche Drohung er anknüpft: „auf daß ihr nicht gerichtet werdet?" Ein Leser des neuen Testamentes muß wohl wissen, was das bedeuten will, gerichtet werden von Gott, in Gottes Gericht kommen; ein Leser des Paulus und Johannes zumal weiß, wie nach dem Sinne dieser heiligen Männer es alle Male zur Verdammniß abläuft; wenn Jemand bis dahin kommt, dann ist er nothwendig verloren, dann ist der Stab über ihn gebrochen. Und das ist einleuchtende Wahrheit für Jeden, der jemals nachgedacht über die Sünde und gegenüberstand dem heiligen Gott. Wenn wir so den ganzen Ernst und die ganze Schwere des Wortes fühlen, so entsteht in uns die Frage: Ist es doch nicht zu viel gesagt, wenn er unter so schwerer Drohung es verbietet? Daß der Herr sich nicht wird getäuscht haben, nun das können wir wohl zuversichtlich glauben; aber es wird doch gut sein, wenn wir uns selbst deutlich Rechenschaft geben von der Wahrheit dieses Urtheils. Lasset uns Schritt vor Schritt dabei vorwärts gehen. Unter uns, darf ich voraussetzen, ist Keiner, der nicht das Richten über den persönlichen sittlichen Werth des Nächsten mißbilligt, und zwar deshalb, weil es unverkennbar wider die Liebe und wider die Frömmigkeit ist. Nicht wahr, darüber sind wir einverstanden.

Wie sollte es nicht wider die Liebe, ich meine die wahre Liebe sein? Man hört freilich oft, daß gerade diejenigen, welche zu ihrem

*) Joh. 3, 17.
**) Joh. 8, 15.

Grundsatze das: „Leben und leben lassen" haben, sich mit diesem Richten viel befassen; und so scheint es doch nicht mit der Liebe in Widerspruch zu stehen. Ja wenn das „Leben und leben lassen" mit der Liebe sich vertrüge! aber das ist doch wahrhaftig nicht die Liebe, diese Sorglosigkeit; den Bruder gehen lassen auf seinem Wege heißt ihn dem Tode opfern. Nein, der wahren Liebe muß es schwer fallen, sich dem Bruder gegenüber in diese Stellung zu versetzen. Wie müßte die Liebe erzittern, wenn es in ihrer Hand läge, über den persönlichen sittlichen Werth des Bruders zu urtheilen, ob er tauge oder nicht! Ich sage, die wahre Liebe müßte erzittern bei diesem Auftrag, und selbst wenn sie das beste Vertrauen in den sittlichen Werth des Bruders hat, sie muß doch sagen: Wer bin ich, der ich auf gleicher Stufe mit meinem Bruder stehe, und eben darin, daß ich mit ihm als armer Sünder dastehe, mich so wohl befinde? Das geht nicht; vollends, wenn es sich, wie in den meisten Fällen, um ein Verurtheilen handelt. Ach wie wäre es denkbar, daß die Liebe Freude daran hätte, die Fehler des Nächsten hervorzusuchen und Alles wo möglich ins Schwarze zu deuten? Wie könnte sie Freude daran finden, auszusprechen: Mein Bruder taugt nicht? Nein, die Liebe kann das nicht, ihr Schöpfer kann sie dazu nicht zwingen wollen.

Auch die Frömmigkeit kann es nicht, sie kann sich nun und nimmer einen Eingriff gestatten wollen in die ausschließlichen Majestätsrechte ihres Gottes, kann sich Gott gegenüber nicht anmaßen wollen, Herzenskündigerin zu sein. Wo das Wort „richten" vernommen wird, beugt sie sich nieder, und weiß sehr wohl, nur Einer ist, der richten kann und dazu ein Recht hat, Der, vor dem sich alle Kniee beugen. O lassen wir uns nicht irre machen in dieser Ueberzeugung. Es ist wohl wahr, es kommt bei Solchen, deren Frömmigkeit man in Ehren halten muß, nicht selten vor, daß sie das Richten sehr fleißig üben und über den Nächsten, nicht etwa bloß über dieses oder jenes Thun und Lassen von ihm, sondern über seinen persönlichen sittlichen Werth ein, gewöhnlich hartes, Urtheil fällen. Aber das ist nicht die Frömmigkeit, das ist der alte Adam, der noch zurückgeblieben ist in uns und an diesem Richten seine Freude hat. Das ist wahrlich nicht Gottes Ehre, die sie suchen; sie mögen es redlich meinen, aber sie täuschen sich selbst, es ist die armselige Ehre des Menschen. Nein, dabei bleiben wir, wahre Liebe und Frömmigkeit kann nicht zusammenstehen mit diesem Richten.

Aber wo sind denn die eigentlichen Quellen dieses Richtens zu suchen? Das ist ein weiterer Schritt, den wir noch thun müssen, indem wir auf

diese Frage die Antwort suchen. Und da sind es wohl zwei Quellen, die wieder beide sehr enge unter sich zusammenhängen; die eine sieht leiblicher aus als die andere, aber wo die eine sich zeigt, fehlt die andere nicht. Es ist auf der einen Seite eine tief entehrende Geistesbeschränktheit und andrerseits eine heuchlerische Verblendung. Ja damit ist wahrlich nicht zu viel gesagt. Tiefe Beschränktheit, das möchte ich denen namentlich zurufen, die meinen, sie könnten dabei den Reichthum ihres Geistes recht glänzend zeigen. O erwägen wir, wer so richtet, was sieht er Alles an, was bedenkt er Alles! Zunächst, er sieht den Splitter in des Bruders Auge und sieht nicht den Balken in seinem eigenen, und das ist doch Beschränktheit, die mit der größten Kurzsichtigkeit das eigene Herz, das eigene Innere, ja das eigene Leben, das doch auf die allersprechendste Weise dafür Zeugniß ablegt, nicht kennt oder nicht beachtet. Wer das Alles übersieht, ist ein beschränkter Mann, ich wiederhole es, und wenn er noch so weit in die Welt hineinsähe, in alle die Verkehrtheit der Welt, in all die Sünde, all das Arge. — Und weiter, wer sich so auf den Richterstuhl setzt in seines Bruders Sache, was mag er wohl denken von der Art und Weise des Verfahrens? Er stellt sich die Sache leicht vor, das sei in wenigen Sätzen geschehen; und darum denkt er ganz getrost, er habe Beruf dazu. Da kann man doch nicht sagen, er gebe hiedurch einen Beweis von Schärfe und Klugheit seines Geistes. — Und was hat doch ein solcher Mensch von dem Menschen, dem menschlichen Dasein für eine Vorstellung? vom Menschen, der in die Welt gestellt ist, vom Schöpfer, der ihn in die Welt gestellt hat? Wie kann ein Solcher nur eine Ahnung haben von der tiefen wunderbaren Verflechtung, die die Grundlage aller der sittlichen Erscheinungen bei uns ist? Hat ein Solcher noch nicht erfahren, was für ein Abgrund es ist, ein menschliches Leben? und dennoch sollte er es wagen, sich auf den Richterstuhl zu setzen, wo alle diese Fäden entwirrt werden sollen und Alles sich ausbreiten soll vor einem Alles übersehenden Auge? Nur ein beschränkter Geist kann sich anmaßen, das verstehen zu wollen, was nur ein Einziger verstehen kann, Der, der den Menschen geschaffen, das menschliche Leben geordnet hat und leitet nach seinem ewigen Ziel mit Weisheit und Kraft. — Und dann, wer das bereit ist zu thun, worauf hat er sein Augenmerk gerichtet, was sieht er eigentlich an bei seinem Gericht? Ach gewiß nicht das, was Gott bei seinem Gerichte sieht. Er ist darüber sehr in Unklarheit, was den eigentlichen Werth des Menschen ausmacht, und worauf es dabei in letzter Beziehung ankommt. Ihr

wißt, als der Herr unter uns wandelte, wie da die Menschen richteten, wie die Pharisäer den Menschen nach dem äußern Schein beurtheilten, und wie ganz anders der Herr; er wußte, worauf es ankommt, wenn man den Werth eines Menschen verstehen will. Das ist noch immer dieselbe pharisäische Kurzsichtigkeit, wenn wir heute zu Tage uns auf den Richterstuhl setzen und meinen, richten zu können, ohne zu wissen, welchen Maßstab wir anlegen sollen. Kurzsichtigkeit ist es, wenn wir es gelinde bezeichnen. — Und sollte endlich nicht das Kurzsichtigkeit sein, wenn wir keine Ahnung haben von der Mannichfaltigkeit der Bildungen, die Gott in die Menschen hineingelegt, der unendlichen Mannichfaltigkeit in der menschlichen Seele, der Verschiedenheit der Wege Gottes? Wenn Jemand nach seinem eigenen Maßstab das Alles mißt und von der Voraussetzung aus, das seien einfache, für ihn leicht zu durchschauende Verhältnisse, an's Werk der Beurtheilung geht, das nenne ich abermals Kurzsichtigkeit, und das ist der gelindeste Ausdruck dafür. Ich werde nicht dabei stehen bleiben können, nein es handelt sich hier um eine entehrende Kurzsichtigkeit, und Beschränktheit des Geistes ist es, nicht eine, die der Schöpfer uns mit gegeben, es ist eine tief entehrende Krankheit.

Es ist auch eine heuchlerische Verblendung. Richtet doch auf die Thatsache eure Augen, daß, wer Andere richtet, sich selber gewiß nicht gerichtet hat, und, wer sich selber richtet, Andere nicht richtet. Wer sich selber richtet, hat gewiß nicht Zeit und Lust es an dem Bruder zu thun, und tief beschämt und gebeugt steht er da und sagt mit dem Apostel, Paulus, daß er der Sünder größester sei.*) Der aber sich selber nicht richtet, thut es deshalb nicht, weil er den sittlichen Maßstab nicht für maßgebend hält; und in diesem Unglauben an die sittliche Wahrheit nimmt er diesen Maßstab, der ihm ein Wahn ist, an die Hand, und richtet den Bruder, stößt ihn herunter. — Ja wie hängt das zusammen? Das weiß Jeder aus eigener Erfahrung. Thorheit, widersinnig ist es, aber — es ist auch Selbstsucht. Es schmeichelt der Selbstsucht, wenn die Verkleinerung des Nächsten uns eine scheinbare Größe gibt in unsern Augen; und wenn das auch nur eine sittliche Größe ist — die für uns dann eigentlich ein Wahn ist — nichts destoweniger ist es eine Größe. Elender Sinn, der in seinem Selbstgefühl sich auffrischen muß an der Schande und Verdammung des Bruders! — Und dann noch etwas Anderes, was damit

---

*) 1. Timoth, 1, 15.

zusammenhängen muß. Wenn man nicht an Gott glauben will, so kommt wenigstens der Aberglaube und sagt, es sei doch gut, sich mit Gott nicht vollständig zu überwerfen, sondern in gutem Frieden mit ihm zu bestehen. Nun da gibt es einen einfachen Weg: man läßt das Gewissen sein Werk treiben, aber über Andere; so will man zeigen, daß man noch ein sittliches Bewußtsein hat. — O wenn wir jetzt den Heuchler sehen, so widert uns das Richten an, mag es auch noch so geistreich und unterhaltend erscheinen: nichts ist, was so sehr zurückstößt. Wir müssen dem Herrn Recht geben: Wer richtet, muß gerichtet werden, ihm gegenüber kann Gott nicht Gnade ergehen lassen, diesem heuchlerischen Verspötter sittlicher Wahrheit, an ihm muß seine Gerechtigkeit ihr Werk vollführen. Ein Solcher hat keine Gnade, und selbst wenn ihm Gnade zu Theil würde, er könnte sie nicht annehmen. Und das ist freilich nicht der Sinn eines Christen nach den Worten des Apostels: „Mir ist Barmherzigkeit widerfahren",*) nein, der Sinn, der nichts von Barmherzigkeit wissen will, nichts von Wahrheit und Liebe; und doch ist er immer noch der gewöhnliche, nicht nur im Allgemeinen, sondern im Herzen jedes Einzelnen von uns immer wieder. Das ist sehr demüthigend, aber die Demüthigung wollen wir nicht scheuen. Ja es ist sehr demüthigend; es ist nöthig, vor Gott uns zu beugen und vor Gott um Gnade zu rufen, von neuem auch von dieser Seite her den Weg einzuschlagen, auf dem er von allen Seiten her uns führt, den Weg gebeugten Ganges zum Kreuze dessen, der auch für die Heuchler gestorben ist und auch für die Heuchler ewiges Leben und überschwängliche Gnade erworben hat. Ihm wollen wir auch heute nahen, und je mehr wir uns als Heuchler fühlen, desto zuverlässiger und freudiger hoffen auf seine unendliche Gnade. Amen.

Lied 380, 6: Entzünde meine Triebe.

---

*) 1. Timoth. 1, 13.

# XXXIII.

# Wer da hat, dem wird gegeben.*)

Lied 440, 1–5: Ich freue mich, mein Gott, in dir.

## Text: Matth. 13, 12.

Wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe; wer aber nicht hat, von dem wird auch genommen, das er hat.

Das Wort des Herrn, welches wir eben in eure Erinnerung gebracht haben, gehört zu denen, die wir, wenn wir anders das göttliche Wort mit Aufmerksamkeit lesen, für einen Augenblick festhalten und betrachten müssen. Denn auf der einen Seite macht es freilich den Eindruck, daß keine Widerrede gegen dasselbe Statt finden könne, nicht bloß wegen der Wahrheit der Schrift, sondern es hat auch so etwas Jedem Einleuchtendes; und dann kann es doch wieder zunächst kaum anders erscheinen, als sei es ein befremdliches Wort und als hätte man allerlei Einreden gegen dasselbe aufzustellen. Wenn dem so ist, nun dann haben wir Veranlassung genug, bei ihm stillzustehen und Den, der es gesagt hat, zu bitten, daß er uns es verstehen lehre. Wenn wir es nun auf die rechte Weise betrachten wollen, müssen wir wohl zweierlei ins Auge fassen, wir müssen

1. den Grundsatz, der in demselben ausgesprochen wird, zu verstehen suchen, und

2. dann von ihm auf uns selbst die Anwendung machen.

Er, der Herr, wolle dieses Wort auch jetzt bei seiner Betrachtung an uns bewähren!

### 1.

„Wer da hat, dem wird gegeben, auf daß er die Fülle habe", das ist ein Satz, der Keinem von uns fremd oder unbekannt erscheint. Denn auch auf einem ganz andern Gebiete als demjenigen, welches unsere Gedanken im Gotteshause beschäftigt, finden wir seine buchstäbliche Wahrheit vor unsern Augen. Der Grundsatz, den der Herr hier ausspricht als Wort Gottes, ist ein Erfahrungssatz, der den Kindern der Welt sehr geläufig ist.

*) Gehalten am 11. Sonntag n. Trinit., den 7. August 1853.

Sie ziehen aus den Dingen, die sie alle Tage beobachten, diese einfache Regel ab: Wenn Einer reich ist, wird er schnell noch reicher, und wenn Einer arm ist, so ist die gewöhnliche Erfahrung: er bleibt nicht auf dieser Stufe der Armuth stehen, er sinkt tiefer. Und natürlich, denn dem Reichen stehen viele Mittel zu Gebote, sein Vermögen zu erhalten und zu vermehren; der Arme aber, wie soll er sein Vermögen vergrößern und vollends nur sicher stellen gegen die tausend Wechselfälle, die es bedrohen? Im gemeinen Leben finden wir diesen Satz allgemein anerkannt.

Aber in unserm Texte ist nicht von Dingen dieser Art die Rede, sondern es redet Der, dessen Reich nicht von dieser Welt ist, von den Grundsätzen, nach denen sein himmlischer Vater in dieser Welt verfährt. Und da freilich können wir einen Augenblick stutzen, wenn wir denselben Satz übertragen finden auf das Reich Gottes. In unserm Texte ist zunächst von etwas Besonderem die Rede. Der Herr spricht zu den Jüngern, die ihn fragen, warum er zu dem Volk nur immer in Gleichnissen rede, während er ihnen sie zugleich erkläre und verdeutliche; und auf diese Frage sagt er ihnen in Beziehung auf die Mittheilung der Heilserkenntniß, der Erkenntniß der göttlichen Wahrheit überhaupt, so halte es Gott in diesem Stück, so müsse also auch er, der Sohn, es halten nach dem Vorbild und dem Auftrage des Vaters. — Aber das Wort wird von dem Herrn keineswegs ausschließlich in dieser besondern Beziehung verstanden. Er wiederholt es ja, wie wir alle wissen werden, in einem Zusammenhang, in welchem es viel weiter greift, bei dem nämlichen Evangelisten Matthäus (Kap. 25), in dem wohlbekannten Gleichniß von den Pfunden, die der König seinen Dienern austheilt, auf daß sie damit Handel treiben; und nachdem er auf den Unterschied im Thun und Lassen dieser Knechte in Hinsicht auf die ihnen anvertrauten Pfunde hingewiesen, sagt er am Schlusse ebendasselbe Wort: „Denn wer da hat, dem wird gegeben werden und wird die Fülle haben; wer aber nicht hat, dem wird auch das er hat genommen werden.“ Also nicht bloß in Beziehung auf das Verfahren Gottes in Ansehung der Mittheilung göttlicher, heilbringender Erkenntniß, sondern der Mittheilung aller seiner heilbringenden Gaben, namentlich der schließlichen Entscheidung, die er am jüngsten Tage über Alle treffen wird, hat der Herr diesen Ausspruch gethan, und in diesem weitgreifenden Sinne muß also das Texteswort gefaßt werden. Dann aber, scheint es, tritt ein ernstliches Bedenken entgegen, das wir uns nicht verhehlen wollen: wie mag ein solcher Grundsatz wahr sein als Grundsatz Gottes bei Mittheilung seiner Heilsgüter?

Es ist also nothwendig, daß wir ihn rechtfertigen. Lasset uns dabei Schritt vor Schritt voran gehen.

Zu allernächst müssen wir eingestehen, daß dieser Grundsatz, auch als Grundsatz Gottes, jedenfalls ein sehr naheliegender Grundsatz einer sehr einleuchtenden Klugheit ist. Wer wüßte nicht, daß mit dem großen Kapitale der Betrieb eines Geschäftes vortheilhafter geht als mit dem kleinen! Wenn das in den Dingen dieser Welt eine nicht zu leugnende Thatsache ist, warum sollte es beim Reiche Gottes nicht auch maßgebende Klugheit sein, daß die Kräfte des Heils möglichst auf einen Brennpunkt konzentrirt werden müssen? Sollte Gott nicht klug sein, wenn er in seinem Reiche die kleinen Kapitale sammelte und den großen Kapitalen beifügte? Klug wäre es jedenfalls; und darum, weil es klug ist, wollen wir nicht sagen, es sei Gottes unwürdig. O nein! Die Klugheit ist ein allgemeines Lebensgesetz, sie geht durch alle Gebiete des Lebens. Wie Gott will, daß wir klüglich handeln sollen, so handelt er selbst in seinem Reiche klüglich. Wir wollen dies keineswegs abweisen, es ist auch hierin Wahrheit; und wenn wir selbst bei diesem Grunde stehen bleiben müßten, wiewohl wir dazu keine Ursache haben, wir würden zurückgewiesen auf den sehr wichtigen Grundsatz, auf welchem die göttliche Erwählung beruht. Freilich, es scheint hier eine Parteilichkeit Gottes obzuwalten, es scheint, als ob bei diesem Grundsatze Gott den Einen günstiger stelle als den Andern. Aber selbst wenn es sich so verhielte, wäre es eine Parteilichkeit? Was thäte denn Gott anders, als er förderte Einige vor allen Andern zu dem Ende und aus dem Grunde, weil und damit so die Vollendung des Ganzen seines Reiches auf das Vollständigste gefördert würde. Dieses Ganze ist ein lebendiger Gliederbau, bei dem das Geschick des Ganzen von dem jedes Einzelnen vollkommen unzertrennlich ist, Alles, was das Ganze gewinnt, jedem Einzelnen zukommt. Und so hätte die angebliche Bevorzugung das zur Folge, daß die eigene Sache Jener nicht besser gefördert werden könnte, als indem Gott sie scheinbar für den Augenblick zurückgesetzt, um die Kräfte auf einen Brennpunkt zu sammeln.

Ich habe schon gesagt, diese Antwort sei eine vorläufige; und es ist auch kein Grund, dabei stehen zu bleiben. Nein, den ganzen Schein von Parteilichkeit können wir nicht ernstlich zugestehen, wenn wir den Text genau ansehen. Wir verstanden die Textesworte dabei so, als würden in ihnen Solche gegenüber gestellt, die Viel, und Andere, die Wenig haben. Aber im Texte sind auf der einen Seite die Habenden und auf der andern

die Nichthabenden. Besonders wenn wir die Worte in dem Zusammenhange ins Auge fassen, in welchem sie im Gleichniß von den Pfunden stehen, so kann darüber gar kein Zweifel sein. Da kommen Habende und Nichthabende vor; unter den Habenden findet aber wieder ein Unterschied statt in Beziehung auf das Maß ihres Habens. Da erhält der Eine fünf, der Andere zwei, der Dritte ein Pfund; die zwei und fünf Pfund erhalten haben, werden ganz auf gleichem Fuße behandelt, ungeachtet der Eine nach dem Erwerbe vier, der Andere zehn hat. Zu beiden sagt der Herr: „Ei, du frommer und getreuer Knecht, du bist über Wenigem getreu gewesen, ich will dich über Viel setzen, gehe ein zu deines Herrn Freude.“ Hier ist also von einem Unterschiede in der Behandlung nichts zu sehen, und darum auch keine Parteilichkeit. Wo Einer wirklich hat, da kommt hinzu, auf daß er die Fülle habe. Nicht etwa will er die geistig Reichen bevorzugen vor den geistig Armen, sondern allein die geistig Besitzenden vor den geistig Nichtbesitzenden. Und eben das Letztere wollen wir uns jetzt etwas deutlicher machen.

Es kommt uns, wenn wir den Sinn des Herrn verstehen wollen, vor Allem darauf an, daß wir jenen Ausdruck: „die da nicht haben“, verstehen. In der That, das klingt eigen, daß er sagt: Sie haben Nichts, und doch hinzufügt: Gleichwohl soll ihnen auch das genommen werden, was sie haben. Es scheint, das einfache Wort lasse er nicht gelten: „Wo nichts ist, da hat der Kaiser sein Recht verloren.“ Indessen brauchen wir nur auf das Gleichniß von den Pfunden hinüberzublicken, um es uns vollkommen deutlich zu machen an dem Beispiel des Knechtes, dem sein Herr ein Pfund übergeben hatte, und der beiden andern, welchen er fünf und zwei Pfund gegeben hatte. Der eine Knecht mit dem einen Pfunde hatte also Etwas empfangen; und in diesem Sinne müssen wir sagen, er hatte Etwas. Das, was er empfangen hatte, trug er in die Erde. Er hatte empfangen, aber hatte es nicht schon zu eigen, was er empfangen hatte. Das beides müssen wir unterscheiden: Haben, so daß in die Hand gegeben wird, wobei wir es freilich zu Gebote stehen haben, und Haben, so daß wir es zu eigen haben, daß es jetzt nicht mehr uns fremd ist, sondern zu uns gehört, daß es in unsere Person, in den Bereich unseres besondern Daseins übergegangen ist. Daß Jemand uns Etwas in die Hand reicht, reicht noch nicht dazu aus, daß wir es haben, wenn wir die Hand nicht schließen, es nicht festhalten. Und wenn wir fragen: Wie geht das zu, daß Jemand das, was er empfängt, auch zu eigen besitzt? — so werden wir zur Antwort bekommen: Das

macht sich nicht von selbst; wer etwas zu eigen besitzen will, muß es sich zu eigen machen, und zu eigen macht er es dadurch, daß er es gebraucht als Mittel für irgend einen Zweck. Bloß dann also wird es unser Eigenthum, wenn wir es benutzen, eben dadurch, daß wir es benutzen. Das können wir am Gleichnisse von den Pfunden merken. Die Pfunde, die die Knechte hinzu erworben, waren ihr Eigenthum geworden, während augenscheinlich der Knecht, welcher sein Pfund vergräbt, so daß Niemand es sieht, nur mit dem größten Unrecht als Einer angesehen werden kann, der es zu eigen hat. Was hilft ihm oder Andern dieses? Nein, zu eigen haben wir das uns Gegebene erst dann, wenn wir es zu dem Zweck, zu dem es als Mittel gegeben ist, auch wirklich gebrauchen und es durch Anwendung in unser eigenes Leben, in unsern besondern Lebenskreis ziehen.

Jetzt begreifen wir wohl, was das für Leute sind, die von Gott empfangen haben, und haben doch nicht. Und wenn wir auf unsern Text blicken, so zeigt sich im Wesentlichen ganz dasselbe. Da haben wir auch Solche, die nicht haben und von denen doch genommen werden kann, was sie haben. Das Volk, von dem der Herr spricht, hatte auch Großes empfangen. Er, der Menschen- und Gottessohn, der lang verheißene Messias wandelte ja mitten unter diesem Volke, aber was half es ihm? Mit sehenden Augen sahen sie nicht und hörten nicht mit hörenden Ohren!*) Was halfen ihnen die Worte, die sie von ihm vernahmen? Die Züge seiner heiligen Erscheinung gingen an ihnen vorüber, aber sie begriffen sie nicht, und darum hatten sie und hatten auch nicht. Die Jünger dagegen hatten dasselbe gesehen und gehört, so aber, daß das Licht, welches sie anschien, die Stimme vom Himmel, die sie anredete, auch in sie eingedrungen und ihr eigen geworden war; sie hatten immer mehr empfangen. Das Volk hatte so, daß es nicht zu eigen hatte; geschah ihm nun wohl Unrecht, wenn der Herr ihnen das nahm, was sie hatten? Und dieser Grundsatz ist ganz im Allgemeinen anzuwenden. Thut der Herr Unrecht, wenn er den Verächtern seiner Heilsgaben, die sie nicht zu eigen nehmen und nicht zu eigen haben wollen, sie zuletzt ganz wegnimmt, und denen die Fülle gibt, die davon Frucht bringen? Er thut nicht Unrecht; — der Grundsatz ist ein gerechter, ein heiliger, und nicht haben wir über ihn zu murren, nein, wir müssen uns ihm kindlich unterwerfen.

---

*) Matth. 13, 13.

2.

Lasset uns jetzt noch in aller Kürze gegenseitige Belehrung und Ermunterung aus diesem Grundsatze schöpfen! Da liegt zunächst die Frage vor, zu welcher von jenen Klassen wir denn gehören, — wir, ich meine jeden Einzelnen unter uns. Die Frage scheint eine sehr leichte zu sein, das heißt, ein Jeder von uns glaubt leicht beantworten zu können, ob er zu Denen gehöre, von Denen es im Texte heißt: „Es wird ihnen gegeben, auf daß sie die Fülle haben", oder zu Denen, von Denen genommen werden soll, auch was sie haben. Aber wenn wir auf die Erfahrung sehen, so finden wir bald, daß die Menschen sich diese Frage nicht mit rechter Klarheit stellen; in der Regel knüpfen wir eine andere Frage daran, welche nicht dazu gehört; in der Regel meinen wir, wir müßten fragen, ob wir viel empfangen haben, oder wenig. Die Frage aber ist die: Gehörst du unter die, welche haben, oder unter die, welche nicht haben? Jene erste ist überhaupt eine wunderliche, gefährliche Frage. Ach wenn man sich fragt: Hast du viel oder wenig empfangen von den Gütern des Heils? wie man es sich auch beantwortet, man geräth dabei in Schwierigkeiten. Denn sagt man sich: Du hast viel empfangen, hast viel, — wie nahe liegt es, daß man sich dessen überhebt und überdies die Hände träge in den Schoß legt; und wenn man sich sagt: Du hast wenig empfangen, ja dann fängt man an zu zittern und zu zagen, dann glaubt man, man müsse den Muth sinken lassen, man könne nichts ausrichten, man habe zu wenig; dann wird man matt und träge. Die Frage ist also gefährlich; sie ist auch eine wunderliche, thörichte Frage. Von Solchen, die wenig empfangen haben, kann doch in der That verständiger Weise nie die Rede sein. Wenig kann doch Niemand in der That die Gaben nennen, deren allgemeinste Grundlage das ewige Heil ist; das wird ja Jedem angeboten, Jedem mitgetheilt, und wahrlich, wem das angeboten wird, der soll doch nicht denken: Mir ist zu wenig gegeben. Nein, das Wort des Herrn belehrt uns darüber, wie es sich mit diesem „Viel" oder „Wenig" verhält. Im Gleichniß von den Pfunden heißt es: Der Herr theilte Jedem nach seinem Vermögen aus; es hatte in dieser Hinsicht also Jeder gleich, Jeder so viel, als er zu empfangen vermochte, nach dem Maße seiner Kraft und Empfänglichkeit, so viel, daß Alles, was darüber ist, nicht ein „Mehr", sondern ein „Weniger", nicht eine Bereicherung, sondern Beschränkung gewesen wäre. Jeder, der irgendwie weiß, was ihm geschehen ist,

und irgendwie sich selber kennt und in demüthiger Selbsterkenntniß einen Blick auf sich selbst thut, wird ausrufen müssen: Mir ist viel gegeben, ich habe überschwänglich mehr, als ich verdiene. — Die Frage, die wir uns jetzt vorlegen müssen, ist eine ganz andere. Sie lautet: Sind wir Habende oder Nicht-Habende? Der Unterschied liegt darin, daß die Einen ihre Gaben vergraben oder, wie es bei Lukas*) in demselben Gleichnisse heißt, im Schweißtuch behalten, die Andern sie anwenden, gebrauchen dem Zwecke gemäß und eben darum sich zueignen, so daß sie jetzt sie haben. Und eben in Beziehung auf den letztern Unterschied ergeht die Frage: Hast du die Gabe des Heils, die du von Gott empfangen, durch treuen Gebrauch wirklich zu deinem Eigenen gemacht?

Wenn wir nun das beantwortet haben, wie haben wir uns dann zu stellen in unserm Verhalten nach Maßgabe der Frage? Was sollen die sich sagen, welche sie verneinen müssen? — und soll ich nicht voraussetzen, daß unter uns Keiner eine durchaus bejahende Antwort geben kann? Das geschieht ja auch dem Frömmsten und Besten, daß er sich sagen muß in Beziehung auf einzelne Güter wenigstens, er habe sie sich nicht zu eigen gemacht, wenigstens bei weitem nicht in dem Maße, wie er sollte. Nun wer das sich sagen muß, der soll dessen gedenken, was der Herr im Texte sagt: „Wer aber nicht hat, dem wird auch das, was er hat, genommen werden.“ Ja dessen wollen wir gedenken! O diese Nichthabenden, im Schoße der Christenheit Lebenden täuschen sich so gern mit dem Gedanken, daß, wenn sie auch jetzt nicht hätten, sie doch jeden Augenblick zu dem wirklichen Besitze der Gaben gelangen könnten; denn sie seien ja jeden Augenblick von ihnen umgeben. Und darum sagen sie: Wir kommen niemals zu spät, es ist wohl nöthig, daß wir einmal wahrhaftig an ihn glauben, in lebendigem Glauben ihm dienen, aber dazu ist noch Zeit; wir haben ja alle die Güter vor uns, es kommt nur auf den kleinen Augenblick der Besitzergreifung an. O wenn irgend Einer so zu urtheilen gewohnt wäre, wir rufen ihm zuversichtlich zu: Du treibst gefährliches Spiel, kannst mich zu Entsetzen berechtigen; ja du spielst mit der Geduld des Herrn; die Geduld ist groß, aber eine Grenze hat sie doch. Du meinst, wenn Dir einmal so zu Herzen sei, dann sei es noch Zeit, Besitz zu ergreifen! Du weißt aber nicht, ob die Güter dann dir so vor Augen liegen werden, und ob in deinem Herzen dann so die Kraft liegen wird, um die

*) Luk. 19, 20.

Begierde nach den Gütern auszusprechen, sie zu ergreifen im Glauben; du weißt nicht, ob es so sein wird und hast alle Ursache, zu fürchten, es werde nicht so sein; je länger du wartest, wirst du die Erfahrung machen, daß es dir immer schwerer wird, es zu ergreifen, daß du immer entfernter vom Ziele sein wirst.

Ihr Andern aber, die ihr zwar in Demuth, aber in demüthiger Zuversicht sagt: Ja, ich habe nicht durch meine eigene Kraft, aber durch des Herrn Gnade Etwas zu eigen von den Gütern, ich habe etwas in mein eigenes, persönliches Sein hineingezogen, so daß ich weiß, es kann nicht mehr davon getrennt werden, was sollt ihr euch vor Augen halten? Den andern Theil des Textes: „Wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe.“ Freut euch, ihr Habenden! Es soll euch gegeben werden von neuem, bis ihr die Fülle habt; und wenn es auch noch so wenig scheint, lasset euch dadurch in der Freude nicht stören; zu dem Knechte, der zwei Pfund hatte, ist eben sowohl wie zu dem mit fünfen geredet worden: „Gehe ein zu deines Herrn Freude!“ Da ist der Lohn, wenn hier von Lohn geredet werden kann, der gleiche: du sollst das Ganze haben, was Jesus Christus, dein Heiland der Welt zugesagt und Tausenden und Abertausenden gegeben. Das Alles sollst du haben, aber freue dich in Demuth, überhebe dich nicht, meine nicht, du habest genug! Freue dich in Demuth und in Liebe! Ueberhebe dich nicht über deinen Bruder, sondern lasse es dazu dienen, daß du ihm zeigest, was das heiße, wirklich haben und immer wieder von neuem empfangen von dem Herrn, bis man die Fülle habe und lebe in demüthiger Freude und Seligkeit! Das sei dein Absehen, ihn so zu erwecken, daß er dir nachfolge! Nicht wahr, wie könnte doch ein Knecht wirklich die Fülle haben ohne diese Arbeit und diesen Genuß der Liebe? Nur dann können wir uns ihrer erfreuen, wenn wir in unserm eigenen Besitz auch Besitz für den Nächsten haben, in unserer eigenen Freude auch eine Freude für ihn, so daß wir theilen können mit Allen, die auch ein Herz haben, wie Gott es uns gegeben. Darum, wenn wir uns in aller Demuth und Liebe stellen vor ihn, der denen, die da haben, zuruft: Es wird euch gegeben, auf daß ihr die Fülle habt, — o dann gibt es für uns eine reine Freude, die nimmer scheiden wird, dann haben wir die höchste Freude und zugleich die tiefste Demuth und überfließendste Liebe; und nicht für uns allein, sondern für Alles, was Gottes Ebenbild heißt, für Alle empfangen wir nach Vermögen, bis wir die Fülle

haben; und im Genuß dieser Fülle lasset uns in Demuth anbeten Den, der sie uns geschenkt hat in seinem Sohne! Amen.

Lied 440, 7: Auf deiner Huld allein beruht.

---

## XXXIV.

# Ueber die Forderung, am ersten nach dem Reiche Gottes zu trachten.

---

### Text: Matth. 6, 33.

Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches Alles zufallen.

Es ist wohl Thatsache, daß wir im Allgemeinen mit dem eben vernommenen Grundsatze nicht viel anzufangen wissen. Nicht daß wir ihn verwürfen, denn dafür steht ihm ein zu hohes Ansehen zur Seite; aber er behagt uns nicht, es wird uns schwer, in der Ausübung von ihm einen irgendwie fruchtbaren Gebrauch zu machen; es dünkt uns immer, er sei viel zu hoch gegriffen, habe weit vollkommenere Verhältnisse zur Voraussetzung als die, worin wir uns bewegen, wiewohl er gerade umgekehrt uns für unsere jetzige Lage gegeben ist. Genug, er bleibt uns fremd, wird uns nicht geläufig, und das ist in allen Beziehungen sehr schade, namentlich auch gerade für unser eigenes Wohlergehen. Und doch ist es ein so verständiger, so einfacher und auch so leichter Grundsatz. Wie wäre es also, wenn wir in dieser Stunde in Betreff eben dieses Grundsatzes uns ganz ehrlich fragten, was wir eigentlich davon halten, uns offen eingeständen, was in dieser Beziehung sich in unserm Herzen für Bedenken finden, dann aber freilich diese Bedenken auch aufrichtig prüften. Was wir von Bedenken in unserer Seele tragen, wird sich, wenn wir Alles zusammenfassen, wohl auf folgende zwei Hauptpunkte zurückführen lassen; wir sagen:

1. er klingt wunderlich,

2. er ist unausführbar; und damit sind denn die beiden Theile unserer Betrachtung gegeben, zu der der Herr uns nahe sei!

1.

Wenn wir das Wort aus dem Munde des Herrn vernehmen: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches Alles zufallen", so ist wohl das Nächste, was uns begegnet, daß wir wider Willen den Kopf schütteln. Das ist doch wohl zu viel gesagt, pflegt dabei unser erster Gedanke zu sein; — nein, das scheint doch etwas übertrieben, überspannt, phantastisch zu sein. Wollte man diesen Satz zur Richtschnur seines ganzen Thuns und Lassens machen, wohin würde man dann kommen? Mit einem Worte, die Rede klingt wunderlich. — Nun was ist es denn an diesem Grundsatz, was uns so wunderlich klingt? Das Ganze doch gewiß nicht; es ist gewiß Vieles darin, dem wir auch Beifall schenken. Das ist es nicht, daß der Herr uns zumuthet, nach dem Reiche Gottes zu trachten; denn darauf sind wir gefaßt und lassen es uns auf den ersten Anblick gern gefallen. Wir sollen das Reich Gottes suchen, sagt der Herr, und seine Gerechtigkeit, das heißt nach dem Grundtexte die Gerechtigkeit Gottes, die vor Gott gilt und uns befähigt, Bürger dieses Reiches zu werden; wir sollen uns umsehen, wo es in der Welt ein solches Reich Gottes gebe, ich meine eine Ordnung der Dinge, ein Gemeinwesen, einen Lebenskreis, worin Gottes Zwecke die Richtschnur sind, ihnen Alles dient, in dem Gottes Wille gilt, und freilich auch ein Reich, in welchem Gott waltet mit aller seiner Weisheit, Gnade und Herrlichkeit, über welches er seine mächtige Hand hält, Alles beschützt mit seiner Allmacht, was da lebt und webt, wo er sich zu genießen und zu schmecken gibt Allen denen, die ihn mit Ernst suchen, und von seiner ewigen Seligkeit sie wenigstens die ersten Tropfen kosten läßt. Ein solches Gemeinwesen sollen wir suchen, ob wir es nicht finden; denn, das leuchtet ein, ein Gemeinwesen muß es sein, wenn etwas aus uns werden soll, vereinzelt gedeiht es nicht. Und wenn wir nun ein solches Gemeinwesen Gottes auf Erden gefunden, so müssen wir weiter trachten, daß wir auch den Zugang zu demselben und das Bürgerthum darin erlangen; und dazu ist natürlich die Bedingung, daß wir danach trachten, solche Leute zu werden, die in dieses Reich passen, diejenigen Eigenschaften zu bekommen, welche Gott gelten läßt bei den Bürgern dieses Reiches, mit einem Worte, daß wir die Gerechtigkeit Gottes erlangen.

Das ist die Forderung. Nun, wer wollte gegen diese eine Einwendung erheben? Alle werden sagen, sie sei eine gerechte. In der That, der müßte sehr tief stehen, dem auch diese Forderung schon zu hoch wäre, der meinte, selbst wenn ihm ein solches Suchen des Reiches Gottes erlassen würde, er selber könnte es sich dann auch erlassen. Wer an einen Gott glaubt, muß doch auch glauben, daß dieser Gott in der Welt sein Reich haben wird, und daß es für ein menschliches Geschöpf nirgends anders wahres Wohlergehen, Friede, Seligkeit geben kann, und daß Jeder unglücklich ist, der außerhalb der Grenzen seines Reiches lebt; daß er sich darum auch alle Mühe geben muß, es zu finden. Denn das lehrt Jeden seine tägliche Erfahrung, daß es nicht so von selbst herankommt, sondern gesucht sein will, oft gar sehr mit Thränen und Schmerzen, und daß man auch nicht so ohne Weiteres in dasselbe hineinkommt, weil man gar nicht hineinpaßt; ja, daß auch die Beschaffenheit, die für dasselbe paßt, erst gesucht, mühsam errungen sein will. Es ist ja ein sittliches Reich, und darum kann Niemand anders hineinkommen als auf sittlichem Wege. — Die Forderung, man kann es nicht anders sagen, ist gerecht und billig. Ja es kommt noch ein besonderer Umstand hinzu, der die Anerkennung nicht wenig erleichtert. Denn während der Text die Nothwendigkeit des Suchens eines Reiches Gottes und der in ihm geltenden Gerechtigkeit hervorhebt, erkennt er zugleich neben diesem Bedürfniß auch ein anderes an, das was uns in der Regel zu allererst vor Augen schwebt, das der irdischen Lebensnothdurft. Er kommt freilich im Zusammenhang nur auf Nahrung und Kleidung zurück, und dabei wird Keiner stehen bleiben wollen; nein, zur Lebensnothdurft gehört noch manches Andere. Aber unser Text wird es auch gut heißen, daß wir die irdische Nothdurft in einem solchen weitern Sinne fassen und, wo hier von Nahrung und Kleidung die Rede ist, auch das Andere mit darunter begreifen. Die Kleidung zumal umfaßt ja alles Andere mit, was Bedingung eines menschenwürdigen Daseins ist; Bekleidung ist ja gerade das eigenthümlich menschliche Bedürfniß, das der Mensch nur darum kennt, weil er seine sittliche Würde kennt, und in dem er eben die nothwendige Bedingung der Bewahrung dieser seiner sittlichen Würde anerkennt. Darum lasset uns eingestehen, daß nach dem Sinne des Textes diese irdische Lebensnothdurft festgehalten wird als ein Bedürfniß neben dem Bedürfnisse des Reiches Gottes und seiner Gerechtigkeit.

Wenn da also Alles in Ordnung erscheint, was ist es denn an diesem Ausspruch, was die Verwunderung der Meisten erregt? Es ist zweierlei,

einmal, daß ihm zufolge wir nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit am ersten trachten sollen, vor allem Andern und mit Hintansetzung alles Andern, und dann die höchst befremdliche Verheißung, welche an die Forderung angereiht wird, daß, wenn wir so thun, uns das Andere alles von selbst zufallen solle.

Ja, spricht der gewöhnliche Sinn der Menschen, daß wir trachten sollen nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, ist eine ganz billige Forderung; aber daß wir mit diesem Trachten anfangen sollen, vor allem Andern, mit einem Worte unbedingt danach trachten sollen, das ist doch eine etwas sonderbare Zumuthung. Als wenn wir nicht vor allen Dingen Erdenbürger wären und der irdischen Nothdurft bedürften! Es ist recht schön, wenn man sich nach dem Himmel umsieht, es ist auch nothwendig; zuerst aber wollen wir uns hier unten umsehen. Und wenn vollends hinzugesetzt wird, wenn wir dieser sonderbaren Forderung Folge leisteten, alles Andere hintansetzten, würde sich das Unglaubliche ergeben, daß die irdische Nothdurft uns ganz von selbst zufiele wie im Schlaf: ja das freilich verstößt auf unglaubliche Weise gegen den gemeinen Sinn der Menschen auch mitten in der Christenheit, gerade das dann zu erwarten, was damit im Gegensatze zu stehen scheint. Nach dem Reiche Gottes trachten, sagt man, ist recht schön, nämlich zu seiner Zeit, zuerst aber muß ich das irdische Bedürfniß befriedigen. Und wenn wir nun freilich bald wahrnehmen, daß es mit der Befriedigung des irdischen Bedürfnisses nicht so von selbst von Statten geht, daß die irdische Nothdurft uns unter der Hand wächst, immer neues hinzukommt und nicht abzusehen ist, wann wir fertig werden: gleichwohl bleiben wir dabei, das irdische Bedürfniß zuerst abzuthun, nach dem Andern in zweiter Reihe zu trachten; und so lange wir mit dem Ersten noch nicht fertig sind, können wir zwar auch nebenbei nach dem Reiche Gottes trachten, gleichsam als Dilettanten, aber nicht eher ordentlich, als bis das irdische Schäflein im Trocknen ist. Und daß, wenn wir nach dem Reiche Gottes zuerst trachten, uns Alles sollte von selbst zufallen, ist nicht möglich. Verstößt ja der Gedanke so ganz und gar gegen die Erfahrung, daß es sollte ein Leben geben ohne die leidige Mühe und Sorge für das tägliche Brod!

Das scheint bedenklich. Und dennoch, wer kann es sich verbergen, daß, was so bedenklich zu sein scheint, bei ruhigem Blick auf die Sache sich fast als die einzig natürliche Forderung darstellt, als vollkommen in der Natur der Sache begründet. Es geht ja durch die ganze Welt der Grundsatz,

daß das Höhere dem Niedern vorangeht, das Wichtigere dem Unwichtigeren; und den wollten wir doch sehen, der wagte zu behaupten, die Theilnahme am Reiche Gottes sei niedriger anzuschlagen als die Sorge für die Dinge dieser Welt. Nun, wenn das die Natur der Sache mit sich bringt, haben wir etwas zu wagen, wenn wir den Grundsatz befolgen? Ich wüßte nicht, was zu wagen wäre. Wenn es ein Reich Gottes gibt und wir ihm angehören, so dächte ich, wir könnten uns getrost auf den Herrn verlassen, daß er uns nicht irre leiten wird, daß Gott, der Schöpfer und Regierer der Welt, sie auch eingerichtet haben wird gemäß jener Anforderung, daß das Höhere vorangehe, Gott und Gottes Zwecke vorangehen und dann erst das Geschöpf, wir mit unsern selbstgemachten Zwecken, so weit sie nicht seine Zwecke sind, folgen. Wir werden doch wahrlich nicht besorgen, daß er uns nicht geben werde die Hülle und Fülle dessen, was wir bedürfen, auch nach der Seite des irdischen Daseins. Lasset uns zunächst an die Erfahrungsthatsache denken, daß wenn einer wirklich Gott zum Freunde hat, seines Friedens, seiner Gnade und Liebe theilhaftig ist, wenn er sein Reich zu finden weiß und darin Trost und Stärke sucht, daß ihm in allen Lagen des Lebens, es mag ihm gut oder übel gehen in der Welt nach menschlichem Urtheil, es gut geht, und er nichts lieber möchte, als das genießen, was er jetzt schon zu schmecken bekommt. Die Berufung auf diese Thatsache möchte schon genug sein. Aber was der Herr als Verheißung hinzugefügt, ist in einem viel buchstäblicheren, ja im allerbuchstäblichsten Sinne zu denken. Wenn Jemand ernstlich nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit trachtet, so kann er damit die Sorge für die irdische Zukunft nicht vernachlässigen, es ist das rein unmöglich, weil das, was er thut, um Gottes Reich zu finden, Alles solche Dinge sind, die ihrer Natur nach die Gewinnung der Nothdurft des irdischen Lebens zur Folge haben. Wer Gottes Willen thut, sei es nun, indem er den Weg zu seinem Reiche sucht, oder Unterthan des Reiches ist und seinen Zwecken dient, der thut eben die Dinge, die wir thun müssen, wenn wir des Lebens Nothdurft sollen erwerben, und nicht nur im beschränktesten, sondern auch im weitesten Sinne. Es sind ja nicht abenteuerliche Dinge, die man thut, sondern eben die menschlichen Dinge, durch die allein wir können auf würdige Weise des irdischen Lebens Nothdurft gewinnen. Der ganze Unterschied ist nur der, daß wir dieselben Dinge dann thun im Hinblick auf Gott und seine heiligen Zwecke, und nicht auf die armen irdischen, auf das tägliche Brod, auf die irdischen Genüsse, wenn sie auch noch so

sehr überfirnißt sind, sondern auf Gott und die ewigen Dinge, auf unsre Theilnahme an seinem Reich und all die Gnade und Herrlichkeit, die wir da finden. Das ist doch wohl eine edlere Weise als die gemeine, die nur auf das irdische Bedürfniß sieht und meint, an das Reich Gottes habe man nur dann zu denken, wenn jenes befriedigt sei. Aber nur in dem einen Falle können wir sicher sein, beim Trachten danach nichts von den irdischen Dingen zu versäumen, wenn wir es am ersten thun, vor allem Andern und mit Zurücksetzung alles Andern. Wenn wir nur so nebenbei unser Trachten nach dem Reiche Gottes treiben, dann freilich kann es leicht geschehen oder muß vielmehr unvermeidlich geschehen, daß wir Viel von dem versäumen, was uns einen edlen Beitrag liefern würde zur Befriedigung des wahrhaft edlen Lebensbedürfnisses, zu den Dingen, die wir so ansehen, wenn wir auf Erden nicht bloß als irdische Geschöpfe, sondern als Bürger des Himmels, mit einem Worte als Menschen, die ihrer Bestimmung folgen, leben. So müssen wir in der That Alles „im Schlaf" empfangen, wie Gott es seinen Freunden gibt,*) nicht daß wir nach unten blicken, sondern daß, indem unser Wandel nach oben gerichtet ist, ohne Furcht, wir möchten straucheln und fallen, ohne für die Erde zu sorgen, wir doch ihre Güter und Gaben genießen. Kurz, wunderlich ist unser Text nicht.

2.

Und dennoch, auch wenn wir uns nun deshalb mit ihm ausgesöhnt und verständigt haben, schütteln wir noch immer den Kopf. Ja, so werden etwa Viele reden, das ist wohl Alles wahr, ich will es nicht bestreiten, aber es geht doch nicht, es ist nicht ausführbar. — Das wäre doch sonderbar, daß es richtig sein sollte und doch nicht gehen. Weshalb sollte es denn nicht gehen? — Wir wissen nicht, wie uns dazu stellen, wenn es sich so verhält, daß wir am ersten trachten sollen nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, in der Zuversicht, das Andere werde uns dann von selbst zufallen; wir verstehen die Redeweise nicht, wenigstens scheint sie uns nicht praktisch zu sein. — Nicht wahr, gar Manche denken so, gar Mancher weiß kaum, daß er so denkt. Was wollen wir nun dagegen sagen? Zunächst müssen wir uns wohl ein wenig verwundern. Wenn wir nämlich die Leute, welche uns dies entgegenhalten, eben für das nehmen, wofür sie

*) Ps. 127, 2.

sich selber ausgeben, so muß ihre Einrede höchst sonderbar erscheinen. Du weißt nicht, wie dich stellen, wenn du am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit trachten sollst, und hast doch vorher anerkannt, daß es in der That nothwendig sei, danach zu trachten, nur nicht in erster, sondern in zweiter Linie, aber du hast doch gesagt, du thätest es. Nun, wenn einer weiß, wie sich stellen, wenn er etwas in zweiter Reihe thut, warum soll er es nicht wissen, wenn er das gleiche in erster Reihe zu thun hat? Hier sind wir auf einen Punkt gekommen, wo sich Selbsttäuschung und Unaufrichtigkeit zeigt. So würden die Leute nicht sagen, wenn das wahr wäre, daß sie nach dem Reiche Gottes nur nebenbei trachteten. Nein, hier verräth sich der wahre Stand der Dinge; es sind nur leere Worte bei ihnen. Es ist nicht wahr, weder an erster, noch an zweiter Stelle; das Trachten nach dem Reiche Gottes ist ihnen überhaupt ein ungewohntes und unverständliches Ding. Am Ende sagen sie auch selbst ohne Umschweif: Ich weiß mich nicht zu stellen, wenn gesagt wird: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes, weder an erster, noch an zweiter Stelle. Wenn Jemand sagt: Sei gewissenhaft, fürchte Gott, scheue Niemand, vermeide Unrecht, so weiß ich mich dazu zu stellen, ich kann mir doch etwas Klares darunter denken; tritt er mir aber mit den dunklen Redensarten heran, so verstehe ich es nicht, kann es also auch nicht ins Werk setzen, es ist mir zu überschwänglich. Ich irre nicht, wenn ich voraussetze, daß das bei Manchen unter uns die eigentlichen Gedanken des Herzens sind, und daß es Keinem schaden kann, sich zu fragen, ob er nicht mehr oder weniger klar im Stillen solches denkt. Aber die Hauptsache ist, zu fragen, was davon zu halten sei; und da laßt uns den einfachsten Weg einschlagen. Versetzen wir uns in den Augenblick, wo das Wort gesprochen wurde. Wenn unter denen, die es damals selber hörten, es einem ebenso gegangen wäre wie uns, und er hätte diese seine Trostlosigkeit dem Heiland eingestanden und ihn gefragt: Sage mir doch, wie soll ich es anfangen? — was würde der Herr ihm geantwortet haben? Wir kennen ihn Gottlob! genug aus seinen Worten, um zu wissen, wie er geantwortet hätte. Etwa so: Nun, lieber Freund, das Suchen, das dir so schwer erscheint, ist nicht so schwer; du brauchst nicht weite Wege zu gehen, nicht in ferne Lande zu wandeln. Thue deine Augen auf, hier, unmittelbar vor dir schaue ihn an, den Messias. Und wenn es dir nun noch schwer ist, so sei außer Sorgen, laß mich sorgen. Höre auf mich, befolge alle meine Winke, glaube an mich und glaube mir, vertraue dich mir ganz an, laß mich über dich verfügen,

folge mir in kindlich treuem Gehorsam: und dann wirst du ein Bürger des Reiches, ehe du es ahnen kannst. So haben es die Jünger damals gemacht, sie glaubten an ihn, hielten sich an ihn, und das nicht bloß äußerlich, sie sahen auf ihn, prägten seinen Charakter ihren Herzen ein, ließen sich von ihm unterweisen und wandten sich nicht von ihm; und da wurden sie nicht nur Diener, sondern Gründer und Förderer des Reiches Gottes. So war es damals; sollte es jetzt anders sein? sollte dem, der die Frage stellt, nicht immer noch dieselbe Antwort zu geben sein? Mein Freund, du sagst, du wüßtest nicht, wie dich stellen, um nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit zu trachten. Weißt du denn etwa das Reich nicht zu finden? Solltest du als Christ in der That sagen: Wohin ich auch aufschaue, ein Reich Gottes finde ich nicht? Steht denn nicht Christus vor deinen Augen, in ganz anderer Glorie, als vor denen, zu welchen er im Texte sprach? Hat er nicht ein Reich in dieser Welt, in das du selbst bist aufgenommen worden beim ersten Eintritt in dieselbe? Wo ein Christ, das heißt, wo irgend ein menschliches Herz sich zu Christo hält und ihm angehört, da ist das Reich Gottes, da findest du es, und wahrlich nicht allzufern; in diese kleine Welt ragt es hinein, und wenn du das Auge aufthust, kannst du es finden. Wenn du nun aber Zugang zu ihm suchst, da kommen die Schwierigkeiten, das bestreiten wir nicht, Schwierigkeiten der bittersten Art sind zu überwinden. Denn wo wäre Einer, der dazu taugte? wo Einer, der genehm sein kann dem König des Reiches? Aber auch diese Schwierigkeiten sind für dich keine, wenn du dich nur an Christum hältst. Auch hier gilt ganz dasselbe, was den Jüngern galt, auch hier ist zu sagen: Glaube an Christum, überlasse dich ihm vertrauensvoll, daß er aus dir einen solchen mache, der in sein Reich paßt; wie er zu den ersten Jüngern sagen konnte: Wenn euch wehe ist in euren Herzen, dann denkt nur daran, daß meine Freundschaft, meine Liebe euch zugewendet ist, und verlaßt euch zuversichtlich darauf, daß, was mir wohlgefällig ist, auch meinem himmlischen Vater gefallen wird; wir haben einerlei Geschmack, den Geschmack der heiligen Liebe. Wer nicht weiß, wie er die Bürgerschaft des Reiches erlangen soll, der glaube an ihn, das heißt vor Allem, er vertraue sich ihm an, gebe sich kindlich seiner Belehrung und seiner Zucht hin; und alles Uebrige wird sich schon finden, es kommt nur auf dies Eine an, das offene Auge und Herz für diesen Jesus zu haben. Und dann bedarf es keiner weitläufigen Erörterungen über Glaubensfragen, keiner umständlichen Methode, man vertraut ihm, legt sich

ihm ans Herz, und man hat die Bürgerschaft des Reiches. Und wenn ihr vorher sagtet: Ja, das verstehen wir wohl, streng gewissenhaft zu sein, — da waret ihr ja nicht so fern vom Reiche Gottes. Glaubt ihr, daß das so weit auseinander liege, gewissenhaft sein, und dieses Trachten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit? Der ganze Unterschied besteht darin, daß das letztere ein Gewissenhaftsein ist vor Jesu Augen, vor seinem Feuerblick und seiner Liebe. Und das freilich ist ein Gewissenhaftsein in dem Sinne, wie ihr es noch nicht kennt, wozu tiefe Demuth und heiliger Ernst erforderlich ist; nicht aber, als würde uns damit eine Last auferlegt, die wir nicht zu tragen vermöchten; nein, das einfältigste Kind kann Jesum Christum ins Auge fassen und ihm gegenüber gewissenhaft wandeln vor Gott.

So ist denn dieses Wort nicht unausführbar. Nein, sein Grundsatz ist ewige Wahrheit, wie er aus dem Munde der ewigen Wahrheit kommt, und wird es ewig bleiben. O so nehmen wir ihn auf, diesen Grundsatz, nicht bloß in unser Verständniß, nein, in unser Herz, lassen ihn unsere Losung sein, das Licht auf unserem Wege! Nicht nur Licht zum Sehen und Gehen wird er uns geben, nein, auch Licht zum Trost in aller Bekümmerniß, und uns das Leben leicht und süß machen. Amen.

---

## XXXV.

## Die Ermahnung des Erlösers, uns Schätze im Himmel zu sammeln.*)

### Text: Matth. 6, 19—21.

Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden, da sie die Motten und der Rost fressen und da die Diebe nachgraben und stehlen. Sammelt euch aber Schätze im Himmel, da sie weder Motten noch Rost fressen, und da die Diebe nicht nachgraben noch stehlen. Denn wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz.

Keine andere Zeit des Jahres mahnt uns so unwillkührlich an diesen Text, als die herbstliche, in der wir stehen. Wenn der Christ sieht,

*) Gehalten im Herbst 1853.

wie um diese Zeit der Ertrag der Bearbeitung der Felder eingesammelt und aufgehäuft wird, wie könnte es da geschehen, daß ihm nicht das Wort in seiner Seele aufwachte: „Sammelt euch Schätze im Himmel"? Gewiß, wir Alle gedenken in dieser Jahreszeit dieses Wortes; aber seiner gedenken, und es recht verstehen, seinen ganzen Ernst fühlen, das sind, wie ihr Alle wißt, verschiedene Dinge. Wenn es sich nun fragt: Wie ist es, macht dieses Wort auf unsere Herzen einen rechten Eindruck, so daß wir uns durch seinen heiligen Ernst tief gebeugt, durch die tröstlichen Verheißungen, die es in sich schließt, hoch ermuthigt fühlen? — was sollen wir da antworten? Lasset uns es erproben, indem wir dieses Wort zum Gegenstande unserer andächtigen Betrachtung machen. Wir reden also von der Ermahnung des Erlösers, uns nicht Schätze zu sammeln auf Erden, sondern im Himmel. Das Wort unseres Textes zerfällt von selbst in zwei Theile, die uns eben deshalb auch die beiden Theile unserer Betrachtung an die Hand geben; wir lesen nämlich

1. die Ermahnung des Herrn selbst, sodann
2. die Beweggründe, durch welche er seine Ermahnung stützt.

1.

Was will denn der Herr von uns mit diesen Worten: „Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden, da sie die Motten und der Rost fressen und die Diebe nachgraben und stehlen"? Wir sehen leicht, diese Forderung beruht auf einer Voraussetzung, die aber vollkommen zutreffend ist. Sie setzt voraus, daß alle Menschen darauf aus sind, einen Schatz zu sammeln, ich meine, daß alle sich zum Zweck und Ziel ihres Thuns und Lassens einen Vorrath von Mitteln des Lebens setzen, und zwar des Lebens in seinem vollen Umfange, zu ihrer Selbstbefriedigung in doppelter Richtung, nach innen und außen, so daß sie nach innen Befriedigung finden und nach außen in der Welt etwas ausrichten können. Es will Keiner umsonst leben, auch für sich selbst, Keiner die mühevolle Arbeit des Lebens ohne Ertrag auf sich nehmen; denn man fühlt wohl, leben ist keine Kleinigkeit, ist schwere, harte Arbeit, und darum will man durch das Leben irgend etwas für sich erarbeiten, das man zurücklegen kann als den Gewinn desselben. Zwar weiß Jeder, daß wir nicht ernten können ohne gesäet zu haben, oder wenigstens könnte und sollte Jeder das wissen; aber wir meinen, es muß nach dem Wirken, nach der Arbeit auch eine Zeit kommen, da wir ein Kapital haben, von dem wir leben können. So sind Alle

gesinnt, und mit vollem Recht. Es liegt das ganz natürlich im menschlichen Wesen, ja es ist ein auszeichnender Zug des Menschen, daß er für die Zukunft lebt, daß in ihm die Richtung auf die Zukunft und in Folge ihrer die Hoffnung ist, und die Hoffnung eine mächtige Gewalt in seinem Dasein hat. Der Mensch ist eben dadurch Mensch, daß er nicht in den Tag hineinlebt, nicht bei der bloßen Gegenwart stehen bleibt. Dem Menschen ist die Richtung auf die Zukunft eigenthümlich, und zwar auf eine endlose, ewige Zukunft; das ist des Menschen Trachten, für ewige Zukunft einen Schatz zu gewinnen für die Arbeit und Mühe des Lebens, von dem er endlos leben kann im vollen Sinne des Wortes, endlos sich befriedigen, endlos wirken.

Die Voraussetzung des Herrn bei der Ermahnung unseres Textes werden wir also gewiß nicht anfechten; aber nun lasset uns auch hören, was für einen Rath er auf Grund dieser Voraussetzung ertheilt. „Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden", so ermahnt er und fügt gleich den Grund hinzu: „da sie die Motten und der Rost fressen und da die Diebe nachgraben und stehlen." Wer hätte etwas einzuwenden? Nein, hier läßt sich keine Einwendung machen. Nichts von Allem dem, was seiner Natur nach an diese Erde, dieses sinnliche, vergängliche Dasein geknüpft ist; nichts, was aufhören muß, sobald die sinnlichen Bedingungen des Daseins aufhören, — nicht nur Geld und Gut, nicht nur Alles dasjenige, was wir den Genuß des sinnlichen Lebens nennen, sondern Manches auch von dem, was wir mit dem zu vornehmen Namen geistiger Fähigkeiten zu bezeichnen pflegen: das Alles kann nicht der Schatz sein. Denn seht ihn doch an! wie zerbrechlich! Motten und Rost fressen ihn; Diebe graben nach und stehlen. Das ist ein Schatz, der in sich selbst den Keim des Unterganges trägt, also von sehr zweideutiger Natur, den wir beständig mit unserer Mühe und Sorge bewachen müssen; der, wenn wir ihn auch noch so sorgfältig bewachen, zuletzt uns doch zergeht und uns gerade da im Stiche läßt, wo wir eines wirklichen Schatzes bedürfen; wie ja Jeder dieses Gefühl hat: du mußt mit etwas aus dem Leben herauskommen, sonst hast du vergeblich und — noch mehr — dir selbst zum Tode und zur Qual gelebt Das kann der Schatz nicht sein; und wenn wir sehen, daß durch alle Zeiten der große Haufe diesem nachläuft, so müßten wir uns sehr verwundern, wenn nicht gleich ein Erklärungsgrund zur Seite ginge. Denn eben darum geht die große Mehrzahl diesem nach, weil sie einen andern nicht kennt.

Da kommt nun der Herr und sagt: Es gibt einen andern Schatz, der haltbar ist, einen Schatz, der im Himmel ist, da ihn weder Motten noch Rost fressen und da die Diebe nicht nachgraben und stehlen. Ja einen solchen brauchen wir; und wenn der im Himmel liegt, dann ist er freilich geborgen, so unvergänglich wie der Himmel selbst. — Das ist es, was der Herr sagt; und damit steckt er allerdings ein Licht auf, das unserm ganzen Thun und Lassen eine andere Richtung gibt. Es ist also für uns möglich, einen Schatz im Himmel zu sammeln, es gibt also einen Schatz im Himmel; das ist nicht bloße Redensart, sondern Wirklichkeit; es gibt eine andere Schöpfung, eine nicht sinnliche, sondern geistige Schöpfung, die in ihrer Geistigkeit heilig ist, da Gott selber wohnt, da er mit dem Geschöpfe völlig eins ist, und das Geschöpf völlig eins mit ihm. Etwas der Art hat wohl dem menschlichen Herzen zu allen Zeiten und unter allen Völkern vorgeschwebt; aber klar und deutlich, mit voller Zuversicht hat kein Menschenherz es ausgesprochen, weil keines mit voller Zuversicht davon wußte. Ja wenn wir das hören: Es gibt einen solchen Himmel, in den wir die Erträge dieses Lebens hinübertragen; es ist für den Menschen im Himmel eine Sparkasse, die er nur zu benutzen braucht; — o es ist staunenswerth, wenn wir es vernehmen, sei es daß wir es in dieser Form vernehmen, sei es in anderer, wie in jenem Worte: „Ihre Werke folgen ihnen nach"; *) aber hier vernehmen wir es aus einem Munde, in dem es unwiderleglich ist, aus dem Munde des Herrn, dessen ganzes irdisches Leben der thatsächliche Beweis hiefür ist, nichts anderes ist als ein Hineinleben in den Himmel aus der Erde.

Aber wie kann man es anstellen, daß man in diesen Himmel den Schatz aus dem irdischen Leben hinübertrage? Darüber würden wir wohl vor Allem ein Wort der Aufklärung gewünscht haben; und siehe, er sagt kein Wörtlein darüber, auch nicht anderswo; es ist, als ob er es als sich von selbst verstehend ansähe. Wo ist denn die Pforte zum Himmel, wo der Punkt, wo Himmel und Erde aneinander stoßen und wir die Erträge dieses Lebens hinüberlegen können? O, der Herr hat allerdings gesagt, der Himmel sei nicht so fern zu suchen; er kennt einen Himmel auf Erden, in uns selbst. Das Reich Gottes, sagt er, ist inwendig in euch. **) Das wußte er, weil er es täglich und stündlich selbst erfuhr, weil dieser Himmel in seinem eigenen Innern wohnte, und er täglich und stündlich hineinstieg.

---

*) Offb. 14, 13. **) Luk. 17, 21.

Ja inwendig in uns ist der wirkliche Himmel, wenn anders es recht mit uns bestellt ist; und wer die Schätze einsammeln will im Himmel, der braucht nichts anderes zu thun, als die Bausteine seines inwendigen Menschen zusammenzutragen. Wenn ihr nun fragt: Wie soll man es aber anfangen, um auf diese Weise in sich den Himmel zu erbauen? — so ist darauf eigentlich gar nichts zu antworten; denn Gott hat den Menschen so geschaffen, daß, wenn der Mensch sich selber treu bleibt, es sich von selbst versteht. Seht Jesum an! Ist er bei diesem Bau des Himmels auf Abenteuer ausgegangen? Hat er etwa gesagt, wir müßten wunderliche Dinge thun, unsere Behausung in die Wüste setzen, auf Säulen wohnen? Was hat er denn gethan? Einfach dieses, daß er unverrückt den Willen seines Vaters that. — Sind wir nur wahrhaft Menschen, so baut sich dieser himmlische Mensch ohne besondere Maßregeln ganz von selbst auf. Nichts Absonderliches brauchen wir zu thun; Jeder mag äußerlich zu thun haben, womit es sei, das thut gar nichts zur Sache; nicht darauf kommt es an, was er thut, sondern auf die Art, wie er es thut, daß er es des Menschen würdig thue, unbedingt in Allem, was er thut, seinem Gewissen folge.

## 2.

Indessen wir haben doch mit Allem dem den ganzen Ernst des Textes noch nicht erschöpft; und eben dazu wird die Betrachtung des zweiten Punktes nothwendig sein, von welchem der Herr spricht, des Beweggrundes, mit welchem er seine Forderung unterstützt. Es ist klar, den ganzen, vollen Sinn und Ernst der Ermahnung werden wir nur dann verstehen können, wenn wir genau wissen, an wen sie gerichtet ist; und eben das erfahren wir unzweideutig aus der hinzugefügten Bemerkung: „Denn wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz“. Wir denken wohl, wenn wir dieses Wort vernehmen, es sei an die gerichtet, die überhaupt das Himmlische noch gar nicht kennen. Das möchte aber eine Täuschung sein. An diesen ausgesprochen irdischen Sinn wendet der Herr sich mit einem so köstlichen Worte nicht; der könnte es nicht fassen. Was hat es zu bedeuten für den ausgesprochen irdischen Sinn, wenn der Herr sagt: Sammle dir nicht Schätze auf Erden; denn wenn du das thust, so ist dein Herz auf Erden; sammle dir vielmehr Schätze im Himmel, denn dann ist dein Herz im Himmel? Der irdische Sinn antwortet darauf: Ich mache auch keinen höheren Anspruch; mein Herz mag auf der Erde bleiben, wenn es da volle Genüge

findet; den Himmel lasse ich gern Andern. Zu den irdisch Gesinnten müßte so gesprochen werden: Schämt euch doch, Freunde, ihr habt nicht bedacht, daß es für den Menschen eine Schmach ist, wenn sein Herz nicht im Himmel ist. Das aber ist nicht die Meinung bei unserer Stelle. Zu wem spricht denn der Herr hier? Etwa zu wildfremden Leuten? Ach nein, zu seinen Jüngern; ihnen gilt die Ermahnung. Er spricht also nicht zu Denen, die ausgesprochenermaßen irdischen Sinnes sind, sondern deren Sinn in irgend einem Maße nach dem Himmlischen gerichtet ist; also zu solchen Leuten, die — wenn wir so durchschnittlich die hier Versammelten ins Auge fassen — gerade so wie wir sind. Allein bei Solchen, scheint es, findet diese Ermahnung eigentlich keine Stelle; ihnen braucht der Herr es nicht zuzurufen. Doch sehen wir uns nur selber an, und in uns das Bild Derer, zu Denen der Herr redet, so werden wir sehen, die Ermahnung hat noch gute Statt. Wir fühlen zwar, unser Herz ist dem Himmel zugewendet, gehört dem Herrn, der droben zur Rechten des Vaters ist; sehen wir uns aber ein wenig auf der Erde um, so merken wir gleich, mit wie viel Banden wir hier festgehalten sind. Wir pflegen es so anzusehen, daß wir sagen: Unser Herz gehört dem Himmel an; gleichwohl leben wir noch auf Erden, und da müssen wir freilich sorgen, daß wir hier unsere Nothdurft und Auskommen finden. Da wir doch auch einen sinnlichen Menschen an uns haben, der seine Bedürfnisse hat, so müssen wir nothwendig für ihn einen Schatz sammeln auf Erden; und so müssen wir allerdings in vielen Fällen und Lagen nicht an den Himmel, sondern an die Erde denken, und den größten Theil unseres Lebens darauf richten, diejenigen irdischen Güter zu erwerben, vermöge deren wir dieses menschliche Leben, soweit es ein irdisches ist, leben können, und zwar mit Freude, Genuß, Wohlbehagen. Das ist unsere Betrachtungsweise; und wie? sollte das nicht vielleicht die rechte Weise sein? — Nein, sie ist es nicht; gerade dieser tritt der Herr ganz bestimmt entgegen mit seinem Wort. Ihr meint, sagt er, euer Herz könnet ihr im Himmel haben, euer Thun und Lassen aber auf Erden; das ginge ganz wohl zusammen, euer Herz bliebe dem irdischen Schatze ganz fern. Aber habt ihr es ganz vergessen: wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz? Es wäre wohl sehr bequem, wenn es so, wie ihr meint, zusammenginge; aber wo man sich seinen Zweck setzt, da ist auch das Herz. Wer sich irdische Dinge zum Zwecke setzt, der hat auch irdischen Sinn; in demselben Maße, in dem er die irdischen Dinge sich als Zweck setzt, werden die Bande enger angezogen, in demselben Maße hängt sich

auch die Liebe seines Herzens, was er nicht eingestehen will, an diese irdischen Dinge. Und wenn wir uns auch noch so sehr darüber täuschten, noch so schöne Worte machten von unserm Trachten nach himmlischen Schätzen: der Herr sagt, es sei Täuschung, und ich meine, wir müßten es auch uns selbst eingestehen. O nehmt doch die vielen Christen, die, während sie mit ihrem ganzen Thun und Lassen sich irdischen Zwecken hingeben, doch mit gewisser Wärme davon reden, daß sie einen Schatz im Himmel haben! Welche Täuschung! In einzelnen vorübergehenden Augenblicken, in Sonntagsstimmungen, in den Stunden, wo sie nicht im Tagewerke ihres Berufes thätig sind, da richten sie sich nach oben: nun wohl, die Gedanken mögen sich vielleicht zum Himmel versteigen; aber das Herz, der Sinn bleibt unten. Es ist nothwendig, daß der Mensch bei nichts von Allem, was er thut, einen irdischen Zweck setzt, bei nichts fragt: Was wird es für dein irdisches Dasein eintragen, für den irdischen Genuß? sondern: Was wird es eintragen für den Himmel? in welchem Maße wird es mich befähigen für den Himmel? Das muß bei Allem die Frage sein; dann sammelt er im Himmel. Ein Solcher wird aber auch merken, daß es ihm wohl ergeht auf Erden, ihm Alles zufällt, was ihm gut ist, weil er nach dem Reiche Gottes trachtet.

Dies ist die Ermahnung des Herrn; uns gilt sie. Ach, wenn wir sagen sollen, worin denn dieser Schatz besteht, den wir bisher angeblich gesammelt haben, dann müssen wir uns wohl beugen und tief beschämt den ganzen Ernst unseres Textes fühlen. Aber es liegt ja auch etwas Großes, Seliges in der Ermahnung des Herrn! Wir müssen nicht für dieses Dasein leben, sind nicht in der leidigen Knechtschaft, bei der wir nichts anderes thun können, als was irdischen Zwecken dient, wir müssen uns nicht in diesen heidnischen Weltsinn verirren, der von einem Gott, wenigstens einem persönlichen Gott nichts weiß, wir sollen echte Menschen sein. Keine andere Frage soll beim Thun und Lassen aufkommen, als: Was trägt es für den Himmel ein? O daß wir reich würden an diesen himmlischen Gütern, nicht bloß nothdürftigen Vorrath, sondern einen reichen Schatz davon erwürben! Das ist es, wozu Gott die Gnade gebe, wenn wir ihn ernstlich anrufen. Amen.

# XXXVI.

# Das Gleichniß vom gehorsamen und ungehorsamen Sohn.

---

## Text: Matth. 21, 28—32.

Was dünkt euch aber? Es hatte ein Mann zwei Söhne, und ging zu dem ersten und sprach: Mein Sohn gehe hin, und arbeite heute in meinem Weinberge. Er antwortete aber und sprach: Ich will es nicht thun. Darnach reuete es ihn und ging hin. Und er ging zum andern, und sprach gleich also. Er antwortete aber und sprach: Herr, ja; und ging nicht hin. Welcher unter den zweien hat des Vaters Willen gethan? Sie sprachen zu ihm: Der erste. Jesus sprach zu ihnen: Wahrlich, ich sage euch: Die Zöllner und Huren mögen wohl eher ins Himmelreich kommen denn ihr. Johannes kam zu euch und lehrte auch den rechten Weg, und ihr glaubtet ihm nicht; aber die Zöllner und Huren glaubten ihm. Und ob ihr wohl sahet, thatet ihr darnach nicht Buße, daß ihr ihm darnach auch geglaubt hättet.

Das verlesene Gleichniß ist, wie ihr wißt, vom Heilande zu den Hohepriestern und Aeltesten des Volkes gesprochen worden, als sie bei seiner Anwesenheit in Jerusalem ihn zur Rechenschaft zogen, aus was für Vollmacht er lehre. Da fragte er sie, bevor er ihnen antwortete, was sie denn von der Vollmacht eines Andern hielten, der vor ihm hergegangen war, des Johannes, ob seine Taufe vom Himmel gewesen sei, oder von den Menschen. Und als sie aus Gründen, die euch wohl bekannt sind, anstanden, die Frage zu beantworten, sagte er, nun, so beantworte er auch ihnen ihre Frage nicht; dagegen habe er gar mancherlei Dinge ihnen vorzuhalten; und dieses fängt er an mit dem Texte, der uns heute beschäftigen soll. Der Herr hat das Gleichniß, welches unser Text enthält, zu den Mitgliedern des Hohenrathes und der Partei der pharisäischen Juden insbesondere geredet; aber ob in diesem Falle nicht auch, was geschrieben ist, uns zur Besserung und Erweckung geschrieben ist, diese Frage müssen wir aufwerfen, und wenn wir sie bejaht haben, eingehen in den Text, ihn uns verständlich zu machen suchen. *Das Gleichniß vom gehorsamen und ungehorsamen Sohn* sei also der Gegenstand unserer gegenwärtigen Betrachtung; und wir werden dabei zu dem vorher erwähnten Zwecke am natürlichsten so verfahren, daß wir

1. das verschiedene Verhalten der beiden Söhne in unserm Gleichnisse uns vergegenwärtigen,

2. uns ein Urtheil über beider Verhalten zu bilden suchen, und

3. fragen, wen von uns wohl vorzugsweise der Ernst dieses Gleichnisses trifft.

1.

Der Vater, welcher hier seine Söhne auffordert: Gehe hin und arbeite heute in meinem Weinberg, ist der himmlische Vater, und in dessen Munde ist diese Aufforderung sehr natürlich. Das ist etwas, was sich jedem menschlichen Herzen, sobald es sich vergegenwärtigt, daß es von Gott und für Gott geschaffen ist, von selbst versteht; es muß sich sagen: Du hast so lange kindisches Spiel getrieben, dich gar nicht gefragt, wozu diese Welt da und du darin bist; schäme dich, werde ein ernster Mann, denke daran, welche Zwecke du hast. Das sind keine andern, als die der Schöpfer dir gesetzt; und vermöge des Adels, den er dir gegeben, mußt du seine Zwecke verfolgen. Also frisch und rüstig hinausgegangen in seinen Weinberg! — Es ist diese Aufforderung wohl berechtigt; und wahrlich sie ist auch so anmuthig, so einladend und liebreich! Schon daß Gott als der Vater aufgeführt wird, ist bezeichnend. Und wie spricht er doch: Mein Sohn, oder vielmehr wie es im Grundtexte heißt, mein Kind, gehe hin und arbeite heute in meinem Weinberg! Heute, nicht immer, denn es kommt ein Feierabend; nur eine kleine Weile sollst du arbeiten. Nicht wahr, darauf sollten wir keine andere Antwort erwarten, als die wir von dem einen Sohne hören: Ja Herr, ich will es thun. So aber redet der erste Sohn, wenn wir auf dessen Antwort zunächst sehen, nicht; er meint, es sei gar nicht thunlich, was der Vater ihm auftrage; nicht antwortet er, wie man es für das Natürliche halten würde, mit einem: Ja Herr, ich will es thun, sondern ganz kurz sagt er: Ich will es nicht thun. Das ist unnatürlich, und doch natürlich aus dem Munde Eines, der Gott noch nicht kennt. Von einem Weinberg Gottes weiß er nichts; er weiß wohl von einer Welt mit sinnlichen Freuden, Genüssen und Zwecken. Die Dinge dieser Welt erfüllen seine Seele; etwas Anderes kennt er nicht. Er geht also zunächst seine eigenen Wege. Aber bald besinnt er sich, es fällt ihm auf die Seele, daß er doch nicht das Rechte möge getroffen haben, daß er sich am Vater schwer versündigt habe; er muß es ja auch wohl an den Früchten des Thuns und Lassens merken; und siehe da, er schämt sich, und er geht hin und thut den Willen seines Vaters. Umgekehrt scheint es der zweite Sohn zu machen. Er geht willig ein auf die Aufforderung des

Vaters; er antwortet: Ja Herr! und das ist freilich das ganz Natürliche; doch wenn wir in sein Herz bei seinem „Ja Herr!" sehen könnten, so würden wir denken: Es ist wohl recht, wenn er vor seinem Vater, Herrn und Gott sich beugt; es scheint aber, als sei es ihm doch so ernstlich nicht damit gemeint. Es ist wohl gut zu sagen: Ja Herr! wenn er nur daran gedacht und überlegt hat, wie Großes Gott gefordert, wie wenig Kraft er in sich fühlt, wenn er an die Arbeit geht. Mancher spricht ein solches Ja, auch am Tage der Confirmation; es ist auch nicht gerade Unwahrheit, und doch, er geht nicht. Die Sache ist so natürlich. Da hat Einer Gott zugesagt allen seinen Willen, seinen Dienst. Er denkt, diese Zusage sei doch etwas Großes. Gewiß, das ist sie auch, und er soll auch nicht vergessen, daß sie etwas Großes ist; aber siehe da, er meint, mit dieser Zusage habe er Alles gethan, er habe damit Gott eine Ehre gethan; und gewiß, soweit das Geschöpf dem Schöpfer eine Ehre anthun kann, ist es wahr: er hat Gott die gebührende Ehre angethan, mit dem Mund und vielleicht auch mit dem Herzen; aber damit, meint er, ist es gethan, er hat ihm den schuldigen Respekt erwiesen, gleichsam die Etiquette gehörig beobachtet, und damit wird Gott zufrieden sein. Solche Gedanken sind gewiß in manchen Herzen. Und wie nun weiter? Er macht vielleicht einen Versuch, die Gebote Gottes wirklich zu erfüllen. Allerdings Manche machen gar keinen solchen ernsten Versuch, sondern lassen nach jener Ehrenbezeugung Gott einen guten Mann sein. Die Einen vergessen ihn einfach und denken nicht mehr an ihn; die Andern, die nicht so offenbar seine Wege verlassen wollen, machen künstlichere Versuche, ihn zufrieden zu stellen. Sie lassen die Gebote Gottes bei Seite, aber machen sich selber Gebote, von denen sie sich einreden, sie gingen weit hinaus über das, was Gott von ihnen fordern könne; sie machen sich Uebungen in religiösen Dingen, die freilich sehr gefährlich aussehen von ferne, aber eigentlich Kindereien sind. Sie machen sich solche selbsterwählte Uebungen der Frömmigkeit, und diese setzen sie an die Stelle der Gebote und meinen dann, sie hätten dieselben reichlich erfüllt. Die besonderen Erweckungen kommen zwar auch an sie heran; ein Johannes der Täufer und Christus kommen, und da werden sie zur Umkehr angereizt, und ein: Ja Herr! ergeht auch aus ihrem Munde, so daß man glauben sollte, nun würden sie umkehren von ihrem falschen Wege; aber es geschieht nicht. Die Pharisäer und Schriftgelehrten lassen so wenig die Wahrheit in sich herein, daß sie auch zu dieser Predigt in Gegensatz treten. Und als Johannes der Täufer zur Buße predigte, und

die Zöllner Buße thaten, da sollte man denken, das hätte sie bewegen sollen, hätte sie rühren sollen, wenn sie diese tief gesunkenen Menschen umkehren sahen, wenn sie diese, die bisher mit einem gewissen Scheine Mißachteten, nunmehr hochachten mußten. Nein, im Gegentheil, das empörte sie, wenn sie auch ihnen gegenüber sich schämen sollten; lieber wollten sie sich noch tiefer verstocken; jetzt fühlten sie sich recht gegenüber den Zöllnern und Sündern, und meinten, ihnen gegenüber seien sie noch recht voller Frömmigkeit.

2.

Welcher von diesen beiden Söhnen wird nun unsern Beifall haben? Ungetheilten Beifall wird freilich keiner haben; denn keiner von beiden ist unsträflich vor Gott. Auch der erste Sohn hat sich verfehlt, indem er mit dem Ungehorsam anfing; doch aber ist der erste ohne allen Vergleich dem zweiten vorzuziehen; und die Sache muß wohl sehr augenscheinlich sein, da in unserm Texte die Aeltesten und Schriftgelehrten auf die Frage des Herrn: Welcher hat Recht gethan? ohne Anstand antworten: Der erste. Schon der Erfolg spricht dafür. Offenbar hat er das bessere Theil erwählt. Er hat wohl auch mit Ungehorsam angefangen; aber es ist ein großer Unterschied, damit anzufangen oder zu enden. Das Ende ist ja entscheidend; Ende gut, Alles gut. Aber auch davon abgesehen, die Sache selbst lehrt ja, daß dieser Erfolg dem sittlichen Werthe entsprach, daß sein Betragen selbst es verdiente, dem andern vorgezogen zu werden. Aus jedem besondern Gesichtspunkte wird sich dieses herausstellen.

Nicht wahr, sagen wir zuerst, die Ehrlichen sind doch alle Zeit besser als die Heuchlerischen. Der erste Sohn hat ein ungeschicktes und unwürdiges: Ich will nicht! erwidert; aber er ist ehrlich, er hat gesprochen, wie ihm um's Herz war. Der andere spricht ein: Ja Herr! aber ein Ja, welches nicht wahr ist, heuchlerisch und lügnerisch. Die Neigung zu seinem spätern, ganz andern Verhalten war schon jetzt in ihm, aber nicht mit deutlichem, klarem Bewußtsein; und so meinte er denn: man braucht das nicht so genau zu untersuchen, wie man sich hierzu zu stellen hat; jedenfalls finde ich es geziemend mit Ja zu antworten; nachher kann ich es untersuchen.

Zum andern müssen wir sagen: Unter allen Umständen ist das Thun die Hauptsache und nicht das Wort, nicht das leere, bloße Wort; denn das bloße, leere Wort ohne das Thun ist nichts anderes als ein Zeichen,

daß Derjenige, der bloße Worte macht, über sich selbst ein Zeugniß bei Gott ausstellt, ist nichts anderes als eine Selbstanklage.

Drittens: Das Thun, auch wenn es wohl so spät kommt, ist immer besser, als wenn es ganz ausbleibt; es kann nie zu spät kommen. Das sagen wir, ungeachtet wir evangelische Christen sind; denn wir wissen Alle, daß ein Glaube, der kein Thun nach sich zöge, kein Glaube wäre. Es ist allerdings übel, wenn man vor guten Entschlüssen zurückschreckt; aber es ist schlimmer, wenn man einmal dem Guten angehangen und dann abfällt, als wenn man zunächst zurückschreckt und hintennach sich eines Bessern besinnt. Das ist ein natürlicher Gang, vom Bösen zum Guten, aber widernatürlich ist der Gang vom Guten zum Bösen! Es ist schlimmer, wenn man vom Guten mit dem klaren Bewußtsein, daß es gut ist, sich hinüberwendet, als wenn man zunächst zurückschreckt, nachher aber, wo man es als Gutes erkennt, es mit ganzer Seele ergreift.

Viertens: Wenn wir durch außerordentliche Erweckungen Gottes uns nicht zur Buße leiten lassen, so ist das eine noch schwerere Versündigung, als wenn durch die gewöhnlichen, ordentlichen Erweckungen Gottes die außerordentlichen für uns nicht entbehrlich werden. Es ist nun freilich wahr, wir sollten diesen Unterschied zwischen ordentlichen und außerordentlichen Erweckungen gar nicht machen müssen; aber leider sind wir auch der außerordentlichen immer wieder bedürftig, weil wir an die ordentlichen so gewohnt sind, daß sie gar nicht mehr anschlagen wollen. Nun ist das freilich nicht zu entschuldigen; aber noch viel weniger ist es zu entschuldigen, wenn Jemand gegenüber den außerordentlichen Erweckungen, wo Gott durch den Täufer und den Messias zu ihm herantritt, auch durch sie sich nicht erwecken läßt, wenn er durch die Beispiele solcher tief gefallenen und wieder emporgehobenen Menschen sich nicht rühren läßt.

Endlich fünftens: Das ist das Allertraurigste und Schuldvollste, wenn Jemand dahin kommt, daß er, während er dem Willen Gottes widerstrebt, gleichwohl in seiner Verblendung davon nichts weiß, ja im Gegentheil meint, diesen Willen Gottes noch zu erfüllen. O solche Heuchler, die von ihrer Heuchelei keine Ahnung haben, müssen unendlich tief gesunken sein!

3.

Wenn wir nun so unser Urtheil gefällt haben, so werden wir auch die Frage in der Kürze beantworten können, um deretwillen wir alles Bisherige aufgestellt haben: Auf wen von uns leidet denn dieses Anwendung?

oder mit andern Worten: Wer von uns muß sich in irgend einem Maße in dem zweiten Sohne wieder erkennen? Ob wohl unter uns irgend einer sein sollte, auf welchen der strafende Ernst unseres Textes überhaupt gar keine Beziehung hätte? Je nun, es sind zwei Fälle möglich, in denen die Sache sich so stellt. Es gibt allerdings zwei Klassen von Menschen, die gar nicht unter das Richtmaß dieses Wortes fallen, und zwar in sehr verschiedener Weise, die einen, weil sie sich unterhalb desselben, die andern, weil sie sich oberhalb desselben befinden. Es gibt Menschen, die noch unterhalb dieses Richtmaßes stehen; es gibt Menschen und leider auch Christen, die nie mit irgend einem Ernst daran denken, den Willen Gottes zu thun, die nie mit irgend einem Ernst fragen, was denn der Wille des Vaters ist, die sich diese Anregung nie laut werden lassen und sich nie ernstlich erweckt finden. Es gibt zwar unter uns keinen Einzigen von dieser Art; darauf wollen wir zuversichtlich vertrauen und Gott bitten, daß er uns nicht so zu Schanden werden lasse. Freilich aber gibt es möglicherweise wenigstens Solche, die über jenem Maße stehen. Wenn ein Christ von Jugend auf dem Rufe gefolgt wäre: Mein Kind, gehe hin und arbeite heute in meinem Weinberg! und er wäre diesem Rufe mit aufrichtigem Ja gefolgt, er wäre hingegangen und auch dabei geblieben: dann würde dieser mit unserm Gleichniß nichts zu thun haben. Und wenn ihr fragt, ob es solche Christen gibt, so sage ich: Ich hoffe zu Gott, annäherungsweise gibt es auch Solche. Wenn ihr aber weiter fragt, ob es auch unter uns Solche gibt, meine Brüder, das weiß ich nicht; nur eins kann ich in dieser Hinsicht mit völliger Sicherheit antworten: Gibt es unter uns Solche, so bedürfen sie nicht, unter die Zucht dieses Wortes gestellt zu werden.

Und nun, wer sind denn die, auf die sich von unserm Gleichnisse Anwendung machen läßt? Da denken wir zunächst an die, von denen der Herr unmittelbar vorher geredet, die Hohepriester und Aeltesten des jüdischen Volkes, pharisäische und theilweise sadducäische Juden. Ob es solche selbstgerechte Pharisäer auch unter uns gibt? Es ist nicht zu leugnen, daß es in unsern Zeiten auch Solche gibt, die in stolzer Selbstgerechtigkeit sich gerade so gegen unsere Predigt von Christo verhalten wie die Juden; und auf diese sind wir wohl am ehesten geneigt unser Gleichniß anzuwenden. Aber wir wollen nicht vergessen, sie verhalten sich so gegen *unsere* Predigt; es ist Selbstgerechtigkeit gegenüber von *uns*, die wir mit der Predigt zu ihnen kommen, darum aber noch nicht gegen Leute wie Johannes den Täufer und gegen den Herrn selbst, sondern gegen uns armselige,

schwache Diener des Wortes; und das sollen wir nicht vergessen, daß daraus noch nicht folgt, sie würden auch gegenüber einem Johannes, einem Jesus sich verstocken. Darum ist es um so nothwendiger, daß wir eine andere Klasse von Menschen ins Auge fassen, um zu sehen, ob sie von dem Gleichnisse unseres Textes ganz unberührt bleibt. Ich meine die, welche gegenüber von Jenen die Gläubigen genannt werden und sich selbst so nennen. O möchten sie doch ungestraft hindurchgehen durch dieses Gleichniß! Aber das können wir von der großen Mehrheit der Gläubigen nicht sagen, daß die Strafe nicht auch sie trifft. Wenden wir denn jene allgemeinen Grundsätze, nach denen wir das Verhalten der beiden Söhne beurtheilt haben, auf jene Gläubigen und auf uns selber an! Also zuerst: Ehrlichkeit und Wahrheit ist alle Zeit besser als irgend welche Heuchelei. In der Anwendung auf unsern Fall werden wir nun so fragen: Ist das Ja, mit welchem diese Leute auf den Ruf des Herrn geantwortet haben, in demselben Grade ein aufrichtiges, wahrhaftiges gewesen wie das Nein, mit welchem die Gegner antworteten, wie das: Ich will nicht, welches die leichtsinnige Welt entgegensetzt?

Zweitens: Unter allen Umständen ist das Thun die Hauptsache. Wollen die Gläubigen von sich sagen, daß sie diesem Grundsatz gegenüber niemals zu erröthen brauchen? Ach sie müssen in mancher Beziehung, wenn es sich um das Thun handelt, schamroth werden und bekennen, daß sie Gottes Gebote viel weniger achten, als die von Menschen als Uebungen der Frömmigkeit überlieferten Satzungen und Gebräuche. Oder können sie sagen, daß die vielen frommen, erbaulichen Worte, die sie machen, niemals bloße Worte sind?

Drittens: Wenn man dem Guten mit seinem Herzen schon einmal angehangen hat und dann auf andere Wege geräth, so ist das bei weitem schlimmer, als wenn man von vornherein es nicht mit dem Guten versucht hat, sondern erst hinterher sich dazu entschließt. Fragen wir, wie steht es in dieser Hinsicht mit uns? Ach, ist nicht so Mancher von uns eingeschlafen, ist nicht Mancher, nachdem er seinem Gott Gehorsam versprochen, doch nicht hingegangen, um demgemäß zu thun, wenigstens nicht im Ernst hingegangen? Er hat sich vielleicht versenkt in allerlei Glaubensfragen, mit denen er vielleicht glaubt ein besonderes Werk zu treiben; aber zum Thun, zum Arbeiten kommt es nicht bei ihm.

Viertens: Wer sich nicht erwecken läßt durch außerordentliche Erweckungen des Herrn, ist schuldbarer als der, der auf die gewöhnlichen

Erweckungen hin keine Anregung zum Guten empfindet. Auf diesen Grundsatz werden Manche mit einer Frage antworten: Wo sind aber jetzt diese außerordentlichen Erweckungen? Ja in derselben Gestalt sehen wir sie jetzt nicht mehr wie damals. Damals war Alles rein geistiger Art; aber seitdem hat sich Vieles geändert. Die großen Erweckungen des Herrn treten viel mehr in weltlicher Gestalt ein, es sind viel mehr die weltlichen Ereignisse, die großen, schreienden Bedürfnisse auf dem Gebiete des weltlichen Lebens als auf dem des geistigen Lebens. Und wenn gefragt wird: Wer hört auf diese Erweckungen? so müssen wir sagen: Viele von jenen Kindern der Welt hören ernstlicher auf sie, kommen ihnen ernstlicher nach als jene Gläubigen.

Und wenn das so ist, so muß auch in Beziehung auf das Fünfte es nicht besonders mit ihnen stehen, so muß es auch hier traurig stehen; und sie werden alle Ursache haben, sich hinzustellen vor das Bild des Gekreuzigten, im Zwiegespräch mit ihm sich belehren zu lassen über den Willen des himmlischen Vaters. In diesem Sinne lasset uns nach Hause zurückkehren mit dem Texte, der uns heute beschäftigt hat; lasset uns ihn vor Gottes Augen noch einmal lesen und uns demüthigen vor ihm, der, wenn demüthige Selbsterkenntniß da ist, auch Gnade gibt, wieder aufzustehen. Amen.

# XXXVII.

# Ueber das Wort des Herrn: Mein Reich ist nicht von dieser Welt.*)

Lied: 27, 1—3. 4—9: Gott sei Dank in aller Welt.

## Text: Joh. 18, 33—38.

Da ging Pilatus wieder hinein in das Richthaus und rief Jesum und sprach zu ihm: Bist du der Juden König? Jesus antwortete: Redest du das von dir selbst? Oder haben es dir Andere von mir gesagt? Pilatus antwortete: Bin ich ein Jude? Dein Volk und die Hohepriester haben dich mir überantwortet; was hast du gethan? Jesus antwortete: Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Wäre mein Reich von dieser dieser Welt, meine Diener würden darob kämpfen, daß ich den Juden nicht überantwortet würde; aber nun ist mein Reich nicht von dannen. Da sprach Pilatus zu ihm: So bist du dennoch ein König? Jesus antwortete: Du sagst es, ich bin ein König. Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit zeugen soll. Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme. Spricht Pilatus zu ihm: Was ist Wahrheit?

Wenn wir am heutigen Tage den Herrn von neuem willkommen heißen und das Andenken der Zukunft seines Reiches feiern, so geziemt es sich wohl vor allem andern, daß wir fragen, was das für ein Reich sei, und uns prüfen, ob wir auch die rechte Vorstellung davon haben. Denn das ist keine leichte Sache, sich nicht zu irren in dem Sinne, in welchem der Herr ein Reich haben will; es kann das nicht leicht sein bei der unendlichen Reinheit und Hoheit seines Sinnes; und die Geschichte hat zu allen Zeiten bewiesen, daß es den Menschen gar schwer fällt, das Reich, welches der Herr als seinen Zweck ansieht und von Geschlecht zu Geschlecht seinem Ziele näher bringt, recht zu verstehen. Deshalb habe ich für unsere heutige Andacht einen Text gewählt, in welchem wir aus dem Munde des Herrn selbst einen Aufschluß darüber vernehmen, wie er das Reich meint, dessen Ankunft in der Welt wir heute feiern. Der Herr allein kann uns diesen Aufschluß geben; und so bekannt das Wort ist, so wenig versteht es sich seinem Inhalte nach von selbst. Ihr habt ohne Zweifel bemerkt, daß im Texte der eigentliche Mittelpunkt das hohe, erhabene Wort ist:

*) Gehalten am ersten Sonntag des Advents, den 27. November 1853.

„Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“ Dieses ist auch unter den eigenen Aussagen des Herrn darüber diejenige, die wir als evangelische Christen vorzugsweise ins Auge fassen. Die ganze Reformation war ja nichts anderes als die Rückkehr zum Verständnisse dieses Wortes des Herrn, und der Versuch, danach nun auch ein Reich des Herrn auf Erden zu bilden. Darum lasset uns bei diesem Worte stehen bleiben, es zum Gegenstande unserer andächtigen Betrachtung machen; und zwar gedenke ich diese Betrachtung so anzustellen, daß wir

1. uns über den Sinn dieses Wortes befragen, und
2. zusehen, was für eine Geschichte es in der Welt hat.

## 1.

Was will das sagen, wenn der Herr dem Pilatus gegenüber mit erhabener Ruhe und Hoheit das kurze Wort ausspricht: Mein Reich ist nicht von dieser Welt? Zu allererst wird es freilich in dem Sinne zu fassen sein, in wechem es von Pilatus auch zu allernächst verstanden werden sollte, als Antwort auf seine Frage, ob er, dieser Jesus von Nazareth in seiner verachteten Gestalt der König der Juden sei. Diese Frage verneint der Herr in dem Sinne, in welchem Pilatus sie gemeint hatte, auf das Allerbestimmteste, indem er entgegnet: Mein Reich ist nicht von dieser Welt; und noch über die Frage hinaus greift das Wort: ich bin im weltlichen Sinne des Wortes überhaupt kein König; was auch mein Reich sein mag, von dieser Welt ist es nicht. Weder stützt es sich auf weltliche Macht, noch auch setzt es sich irgend einen weltlichen Zweck; und folglich habe ich auch nicht ein weltliches Mittel für die Erreichung dieses Zweckes zu wählen. Es kommt daher auch nicht in Widerspruch und Kampf, in keinen Zusammenstoß mit irgend einem weltlichen Reich; so wenig, daß der weltliche Sinn es gar nicht sehen kann. Es ist nicht von dieser Welt, und darum ist es nicht nach dieser Welt geartet. — Nicht wahr, was der Herr hier spricht, war die buchstäblichste, ehrlichste Wahrheit. Er hat es nicht irgend von ferne etwa dem Pilatus vorgespiegelt und ihm gegenüber andere Zwecke geheuchelt, als die er wirklich verfolgte; nein, der Herr selber hat nach diesen Grundsätzen unverbrüchlich gehandelt, so lange er auf Erden wandelte. Nicht auf weltliche Abkunft und irgend welche weltliche Rechtsgründe hat er den Anspruch gestützt, als König in die Welt zu treten; er hat sich nicht auf seinen Vater David berufen. Die Juden hätten es wohl gern gesehen,

wenn er solche Ansprüche geltend gemacht hätte. Daran aber dachte er nicht; und wenn der Versucher ihm etwa solche Gedanken eingeben wollte, oder das Volk in der Wüste ihn ergreifen und zum Könige in diesem Sinne ausrufen wollte, so erklärte er unumwunden, das sei ein ungöttlicher Sinn.*) Eben darum erzürnte er das Volk so sehr, indem er einerseits so große Hoffnungen erweckte und andrerseits sie schlechterdings nicht in dem Sinne, in welchem sie gefaßt waren, erfüllte. Und was er den Menschen, die in sein Reich eintreten wollten, anbot, das waren wahrlich nicht Dinge, welche man zu den Herrlichkeiten eines weltlichen Reiches zählte; und das würde ihm auch als Beleidigung erscheinen, wenn er dem menschlichen Herzen Solches anbieten sollte statt der Dinge, die in seinem Herzen lebten, und die kein Auge gesehen und kein Ohr gehört. Und auch seitdem er erhöhet worden zur Rechten Gottes und von dort aus noch fortregiert, ist er dabei geblieben: Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Auf menschlichen Arm und menschliche Kraft hat er sich niemals gestützt. Er hat vielmehr oft genug ihre Nichtigkeit gezeigt. Er hat allerdings den menschlichen Herzen Freude und Wonne gebracht, überschwängliche Lust, überschwängliche Kraft und Seligkeit; aber von den Freuden und Gütern, welche die Welt Freuden und Güter nennt, hat er den Seinigen niemals ausgetheilt; im Gegentheil, die hat er den Seinigen gar oft genommen, unter schwerem Schmerze ihres Herzens ihnen entrissen; und was er ihnen gab, war Schmach und Verfolgung. Menschliche Mittel haben die Menschen freilich oft genug anzuwenden gesucht, den Sinn seines Wortes zu verbessern, haben gemeint, es sei Thorheit, auf alle weltlichen Mittel verzichten zu wollen, es sei offenbar, wenn man auch die menschlichen schlechten Leidenschaften hineinschaffe und auch dem weltlichen lüsternen Sinn Rechnung trage, so werde sein Werk glücklich von Statten gehen; das Reich müsse ja auch durch solche Mittel gefördert werden. So hat man geurtheilt, und danach lange Jahrhunderte hindurch gehandelt. Aber was ist dabei herausgekommen für das Reich Christi? Ehre oder Unehre, Sieg oder Niederlage? Wir evangelische Christen wissen, was dabei herausgekommen ist; wie, wenn überhaupt durch menschliche Verkehrtheit das Reich hätte verdorben oder untergraben werden können, es hiedurch in der That auf bleibende Weise verdorben oder untergraben ist, und diese ganze Richtung erst mußte gebrochen werden eben durch die Kirchenverbesserung. Ach, wenn man einen

---

*) Vgl. Joh. 6, 15.

solchen Herrn, wie dieser ist, umkleidet mit dem, was die Welt Herrlichkeit und Hoheit nennt, ihm diese Flicken umhängt, dann macht man einen Spott aus ihm! Der muß von seiner Erhabenheit keinen Eindruck haben, der nicht fühlt, daß ihm menschliche Krone und menschlicher Purpurmantel nicht anstehen, und das heilige Haus, welches zu bauen er auf unsichtbarem Wege begonnen hat, auf diese Weise nur ein Zerrbild wird. Das liegt einmal in der Natur dieses Reiches, daß es von der Welt nicht sein kann und durch Alles dergleichen nur kann entstellt, in den Staub gezogen werden. Und das ist durch alle Zeiten Wahrheit geblieben in dem Sinne, daß zu allen Zeiten dieses Reich für den weltlichen Sinn gar nicht erkennbar ist. Der weltliche Sinn hat immer gefragt: Wo ist doch dieses Reich? Zeigt es mir! Und er hat recht geredet; er kann es nicht finden, es liegt nicht innerhalb des Gesichtskreises der Dinge, die für den weltlichen Sinn allein da sind, weil sie faßbar und greifbar, für die Sinne genießbar sind. Dem weltlichen Sinne ist es verborgen und soll es verborgen bleiben.

„Mein Reich ist nicht von dieser Welt", sagt der Herr; wir würden aber dieses Wort sehr falsch verstehen, wenn wir es so auslegen wollten: Mein Reich ist nicht in dieser Welt. O nein, das hat er nicht gemeint; auch dem Pilatus gegenüber war es ganz anders gemeint, wie er im weitern Verlaufe des Gesprächs deutlich genug zu erkennen gibt. Das Reich des Herrn ist in der Welt; es ist nicht etwa bloß da droben, ein jenseitiges, zukünftiges; nein, wie es ein ewiges ist, so auch ein allgegenwärtiges, mitten auf Erden. Und wer das damals hätte bezweifeln wollen, wäre gar leicht zu überführen gewesen. Es ist wohl wahr, die Juden suchten überall vergebens das Reich Israel, das messianische Reich; aber sie hätten doch nicht leugnen können, daß Jesus von Nazareth, ungeachtet er nicht der Messias im vollen Sinne des Wortes sei, doch ein hoher, großer Mann sei, der seine Herrschaft ausübe auch an ihnen; daß er auch schon damals die Welt in Bewegung setzte, daß er, obgleich ein so unbedeutender Mensch, doch der Mittelpunkt war, auf den sich alle Augen richteten, und er geistig Alle beherrschte, sofern er sie Alle hineinzog in den großen Kampf, die große Bewegung, die er hervorrief. Da war Keiner, der nicht irgendwie theilgenommen hätte, wenn auch nicht mit dem Herzen, so doch mit dem Verstande; und Alles setzte er in Bewegung, in dem Maße, daß die Häupter des Volks zuletzt keinen andern Gedanken hatten, als nur ihn ins Verderben zu stürzen. Und selbst der römische Landpfleger muß sich mit hineinziehen lassen, muß mitwirken wider seines eigenen Herzens Neigung, wider

die ausgesprochene Abneigung, sich in die ganze Sache einzulassen; er muß, wenn er auch meint Herrscher und Richter zu sein, dienen diesem Jesus und seinen Zwecken. Und nachdem er nun scheinbar unterlegen, aber siegreich auferstanden war, zur Auferstehung und zum Leben eingegangen, wie wurde es dann? Wir wissen ja, wie er sich sofort bezeugte als den, der die Welt in Bewegung zu setzen und alle Kräfte für seine Zwecke zu leiten vermag. Ihr wisset, welch ein Feuer ausbrach im jüdischen Lande, nachdem er auferstanden und erhöht war, wie da, anfänglich in kleinem Verhältnisse, aber je länger desto mehr sich ausbreitend in der That ein sichtbares, handgreifliches Gemeinwesen entstand, das, wenn es auch nicht ohne weiteres das Reich Christi selber war, doch nach ihm sich nannte. Ihr wißt, wie es von Jahrhundert zu Jahrhundert immer weiter fort nicht etwa müßig zugesehen, sondern sich eingemischt in die Entwicklung des menschlichen Geschlechts und auch zu allen Zeiten den Ausschlag gegeben hat. Es hat dieses zu allen Zeiten gethan, auch für das blödeste Auge. Die ganze eigenthümliche Art der Geschichte unseres Geschlechtes seit dem Zeitpunkte, den wir die Einführung des Christenthums nennen, ist durchaus bestimmt durch den Charakter des Christenthums; und so oft irgend eine Zeit großer Entscheidung kommt, wie die der Kirchenverbesserung, da treten die christlichen Lebensmächte am meisten in den Vordergrund; und die Entscheidung aller menschlichen Geschicke ist gleichbedeutend mit der Entscheidung der Geschicke des Reiches Christi.

Aber da fragt ihr nun, ebenso wie Pilatus auch fragt: Wie ist es möglich, daß ein Reich, welches nicht von dieser Welt ist, in dieser Welt sein kann? Es ist dieselbe Frage: „So bist du dennoch ein König?“ und der Herr antwortet: „Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit zeugen soll. Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme.“ Da vernehmen wir vom Herrn selbst, auf welche Art und Weise er das Reich, das nicht von dieser Welt ist, in diese Welt hineinbringe: dadurch, daß er von der Wahrheit zeuge. Er kommt aus einer andern, einer höheren Welt, und da hat er die Wahrheit geschaut und gehört von seinem himmlischen Vater und hört und schaut sie alle Zeit; und diese himmlische Wahrheit hat er nun bezeugt, und eben durch das Zeugniß von der Wahrheit hat er sich Unterthanen gesammelt, sie zu einem Reiche zusammengeschaart. Wenn wir nun der Wahrheit, wie dieser Jesus sie gebracht hat, nur einigermaßen ins Auge schauen, sollten wir daran zweifeln, daß auf ihrer Grundlage sich ein Reich erbauen könne, das in dieser Welt

und doch nicht von dieser Welt ist? Wer empfindet, was es heißt, mit Gott in Gemeinschaft stehen, und sich sagt, was es für eine Welt ist, die dieser Gott die seine nennt; wer im Angesichte Jesu Christi schaut, was das für ein Geschöpf ist, das Gott geschaffen für sich, für seine heiligen Zwecke, wer den Himmel sich vergegenwärtigt, den Christus uns geöffnet hat; wer diese Wahrheit schaut, die freilich vorher in keines Menschen Herz gekommen war, — ich sollte meinen, der müßte hinübergeschaut haben in ein Reich, das freilich nicht handgreiflich, aber doch wirklich in der Welt ist, der müßte in ein solches Reich eintreten und begreifen, wie auf diesem Wege der Jesus von Nazareth sich ein Himmelreich sammeln und erbauen kann. Die Wahrheit, die er geschaut und bezeugt hat, ist ja nicht bloß Wahrheit, sie ist, wie der Apostel Johannes sagt, zugleich Gnade, die in des Menschen Herz eindringt, daß alle seine Wunden heilen: „Die Gnade und Wahrheit ist durch Jesum Christum geworden.“ *) Da geht es ganz natürlich zu, wenn die Menschen in der Welt Himmelsbürger werden, und mit einem Male ihr Sinn sich gestaltet nach dem, was droben ist, da Christus selber sitzet zur Rechten des Vaters. Er bezeuget die Wahrheit in uns und pflanzt sie in uns, daß sie unser Eigenthum wird und eben dadurch uns umgestaltet.

2.

Wenn wir nun in wenigen Zügen auf den Inhalt dieses Wortes hingewiesen haben, so lasset uns noch fragen, wie es ihm in der Welt ergangen ist. Was sagen die Menschen, wenn der Herr sagt: Mein Reich ist nicht von dieser Welt? Die Antwort lautet gar verschieden, und leider sehr Viele sagen dasselbe auf diese Rede wie Pilatus. Da steht nun der Heiland vor Pilatus; Pilatus sieht ihn, dessen Reich nicht von dieser Welt ist, und fragt von neuem: So bist du dennoch ein König? Sonderbarer Mann, der nichts wissen will von Allem, was in der Welt ist, und dennoch sagt: Ich bin ein König! Als der Herr nun antwortet: „Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit zeugen soll. Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme;“ — was thut Pilatus? Er spricht: „Was ist Wahrheit?“ In dieser Lage wie vor Pilatus befindet sich der Herr noch immer gegenüber von Unzähligen von denen,

*) Joh. 1, 17.

welche sich Christen nennen. Sie hören das Wort, und was sollen sie darauf sagen? „Ein König, der ein Reich haben will, aber ein Reich, das nicht von dieser Welt ist! Was mag das doch für ein Reich sein? Ein Traum! Es mag ein gutmüthiger, unschuldiger Schwärmer sein! Es wäre thöricht, sich mit ihm einzulassen, statt auf dem festen Erdboden die Dinge festzuhalten, die jedes sinnliche Auge sehen und jedes Herz genießen kann.“ So sprechen gar Viele, die es nicht eingestehen, aber durch ihr ganzes Thun und Lassen kund geben, daß das ihre Gedanken sind. Gar Viele gibt es, die zwar das Wort ganz ohne Bedenken hinnehmen; in der ganzen Art und Weise aber, wie sie nun für dieses Reich arbeiten, zeigt sich, daß sie ganz im entgegengesetzten Sinne denken. Ich habe vorher schon auf eine lange Zeit in der Kirchengeschichte hingewiesen, in der man dieses Wort schlechterdings nicht beachtet, sondern ganz so gehandelt, wie wenn er das Gegentheil geredet hätte: Mein Reich ist von dieser Welt, es bringt Alles zusammen, was man in dieser Welt Macht und Reichthum nennt, alle weltlichen Kräfte, ja sogar die Leidenschaften müssen in Anspruch genommen werden, es durchzusetzen. Wer so verfährt, der weiß nicht von dem Worte des Textes, oder wenigstens, wenn er davon weiß, so ist es ihm ein Spott; er denkt, das wäre doch eine Schwärmerei, wenn man von den menschlichen Wegen und Mitteln nichts in Bewegung setzen wollte. Ich brauche nicht daran zu erinnern, daß namentlich in unsern Tagen diese Art der Anschauung wieder auf entsetzliche Weise sich kund gibt. Man denkt, es müsse dem Reiche Christi durch Bekleidung der Kirche mit weltlichen Mitteln geholfen werden, und auf anderm Wege gehe es nicht. Ach das ist nicht im Sinne unseres Textes; wer so urtheilt und verfährt, der — versteht unser Wort nicht, nein, er verhöhnt es! Die Zahl derer, die freilich nicht darüber lächeln, wohl aber im Herzen es verspotten und verhöhnen, indem sie es geradezu mit Füßen treten in der ganzen Art und Weise ihres Handelns, die mit ernster Miene und meinend, des Herrn Sinn zu treffen, es doch verhöhnen, — ist groß in unserer Zeit. Die aber Alle verstehen den Sinn des Herrn nicht; und denen wird er dafür nicht danken.

Andere freilich haben es in dieser Richtung nicht verfehlt, haben aber das Wort mißdeutet, zum großen Theil in bester Meinung, indem sie dachten, daß das Reich Christi von dieser Welt nicht sei, darüber aber vergaßen, daß es gleichwohl in dieser Welt sei. Sie haben gemeint, sie müßten sich also aus der Welt herausziehen oder wenigstens mit völliger Gleich-

gültigkeit gegen alle Dinge verhalten, die zum Thun und Lassen dieser Welt gehören. Das ist, wie ihr wißt, in der christlichen Kirche schon frühzeitig geschehen. Der Sinn und Trieb, aus dem dieses hervorging, war löblich, aber von vornherein unverständig. Nein, wir haben gehört, das ist die Meinung des Herrn nicht, daß ihm das Alles gleichgültig sei für die Zwecke seines Reiches; er treibt sein Werk mitten in den Dingen dieser Welt; er weiß gar wohl, das himmlische Reich kann nicht anders erbaut werden als mit Bausteinen, die aus dem Stoffe dieser Welt genommen sind; es wird da gebaut, wo die menschlichen Hände am meisten beschäftigt sind, die Aufgaben des irdischen Berufes zu erfüllen. Da werden die Bürger dieses Reiches geboren und tüchtig gemacht zum Reiche Gottes. Wenn wir aber meinen, in unsern Tagen seien wir völlig hinaus über dieses Mißverständniß, so täuschen wir uns. O nein, auch unter uns gibt es eine Frömmigkeit, die, wenn sie sich auch nicht in Klöstern und Einöden verbirgt, sich doch von der Arbeit an weltlichen Dingen grundsätzlich zurückhält und meint, weil des Herrn Reich nicht von dieser Welt sei, darum sei es auch nicht in dieser Welt. Es mag ein wohlgemeinter Irrthum sein, aber ein Irrthum ist es; und gar Mancher, der da wähnt, auf diesem Wege sich am sichersten zu reinigen von allem Schmutz der Sünde, wird einst beim Ueberschritt in jene Welt erstaunt sein, daß er ein gar kleines Kind in Christo ist. Nein, das ist auch nicht das rechte Verständniß unseres Texteswortes.

Aber es hat zu allen Zeiten auch Solche gegeben, die diesem Worte gegenüber staunten und wohl fühlten, beim Auftritt zwischen dem Herrn und Pilatus sei nicht Lächeln das Natürliche gewesen in der Seele des Pilatus. Wenn Einer sagt: Ich habe ein Reich, das in dieser Welt, aber nicht von dieser Welt ist; ich baue es mit sicherer Hand auf, indem ich von der Wahrheit zeuge, und bin gewiß, daß auf mein Zeugniß von ihr hin Alle, die aus der Wahrheit sind, ihr beifallen werden, und daß sie durch die gemeinsame Bezeugung der Wahrheit sich zusammenschließen werden zu einer großen Bürgerschaft; — wenn Einer so spricht im Angesicht der Dornenkrone, die ihm sein Zeugniß für die Wahrheit eintrug, da ist das allein Verständige, diese Erhabenheit zu bewundern, und da muß sich wohl an die Bewunderung auch Vertrauen anschließen; da kann man nicht zweifeln, daß hier nicht Schwärmerei ist, sondern nüchterne Klarheit; und da gilt es, sich zu fragen: Wie? bist du nicht Willens, für deine Person in dieses Reich einzutreten? Die Frage ist ernst dem Worte Jesu gegenüber:

„Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme." Das empfindet man allerdings bei einigem Nachdenken in gar starkem Maße, was es sagen will, Jesum haben, eintreten in ein Reich, das nicht von dieser Welt ist. Da muß man denn Alles dahinten lassen, was von dieser Welt ist, muß Allem absagen, was einem in dieser Welt lieb und theuer ist und Genuß gibt. Da hat man also nichts zu erwarten von Allem dem, was von dieser Welt ist, das Alles ist für einen verloren für immer, und man findet zunächst nichts als die himmlische Wahrheit, der man dafür huldigen muß, um von ihr zu erwarten, was sie will.

Das ist es, was der Herr fragt, wenn wir beim Eintritt in ein neues Kirchenjahr die Stiftung seines Reiches uns in Erinnerung zurückrufen. Wollt ihr, so sagt er, heute am Jahrestag meines Regierungsantritts mir und meinem Reiche von neuem huldigen? und wenn ihr das wollt, wißt ihr auch, was ihr thut? Ihr entsaget allem dem, was die Welt als ihre Schätze anzupreisen hat, nicht etwa für einen Augenblick, sondern für immer. Von dem Allem biete ich euch nichts an; ich biete euch die Wahrheit an, wollt ihr sie erkaufen gegen Alles, was es sonst von irdischen und weltlichen Gütern gibt? Stellen wir mit ganzer Seele uns diese Frage, die der Herr heute an uns richtet, und beantwortet sie euch selbst in euern Herzen; vergeßt aber nicht, daß er hinzufügt: Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme! Amen.

Lied 31, 2: Sei gesegnet, theures Reich.

---

## XXXVIII.

# Der Herr ist nahe.*)

Eingangslied 24, 1—3: Kommst du, kommst du, Licht der Heiden.
Hauptlied 25, 1—4: Auf, auf, ihr Reichsgenossen.

### Text: Phil. 4, 5.

Der Herr ist nahe.

Es ist dieses das Wort, das Jahrhunderte hindurch, ehe Der, den wir unsern Herrn nennen, erschien, in Israel verkündet wurde, das der

*) Gehalten am dritten Sonntag des Advents, den 11. Dezember 1853.

unmittelbare Vorläufer des Herrn, Johannes, in die Welt hineinrief, und das die christliche Kirche noch immer alljährlich in der Adventzeit den Ihrigen zuruft. Wer fühlt nicht, daß, wenn die Adventzeit uns diese Losung jedes Jahr von neuem wieder ins Herz ruft, das von unendlichem Segen für uns sein muß! Wer allezeit diese Losung in der Seele hat, wessen ganze Betrachtung der Dinge immer aus diesem Gesichtspunkte sich gestaltet, wessen ganze Lebensrichtung sich hineingewöhnt in die Gesichtspunkte, welche dieses Wort uns lehrt: o was müßte das doch für ein seliger Mensch, für ein Mensch des Herrn werden, was für ein himmlischer Mensch mitten auf der Erde! Aber wer fühlt nicht, wie viel bei uns Allen daran fehlt, daß dieses Wort in unserm Herzen wirklich lebendig geworden wäre und ein Richtmaß für das Verständniß der Dinge um uns her! Wer fühlt nicht, daß wir uns noch lange nicht hineingewöhnt haben in dieses Wort, ungeachtet wir schon so manche Adventzeit gefeiert und so manchmal uns diese Losung haben zurufen lassen! So lasset uns denn diese Stunde dazu benutzen, uns von neuem mit diesem Worte zu beschäftigen und, so der Herr Gnade gibt, es zu begreifen und unsern Herzen nahe zu bringen. Das Wort: Der Herr ist nahe, soll uns in der Art beschäftigen, daß wir uns

1. fragen, was es uns sagt, und
2. welchen Eindruck es auf uns macht.

1.

Was heißt das: „Der Herr ist nahe?“ Allerdings, wenn wir das Wort in dem besondern und engern Sinne nehmen wollten, in welchem es im Zusammenhange unseres Textes ausgesprochen ist, so würde sich unsere Antwort ziemlich in die Kürze zusammenziehen; aber wir sind nicht darauf gewiesen, es bloß in diesem engsten Sinne zu verstehen. Der engste Sinn, in welchem der Text es ausspricht, hängt aufs engste innerlich zusammen mit dem weiteren und weitesten Sinne, in welchem das Wort ewige Wahrheit ist. Und so vergessen wir denn für einen Augenblick, wer denn ganz bestimmt der Herr ist, von dem das Wort im eigentlichen und engsten Sinne redet, und denken nur daran, wer überhaupt der Herr der Menschen und Alles dessen ist, was es auf Erden von Geschöpfen gibt. Denken wir zunächst beim Herrn an den Schöpfer, unsern Gott; von dem heiße es: Er, der Herr, unser Gott, ist nahe. Wem denn ist er nahe? Er ist nahe Allem, was überhaupt nur Gegenstand seiner Nähe sein kann;

er ist nahe, indem er allgegenwärtig ist; seine Allgegenwart, seine ewige, geistige Kraft in ihrer unbeschränkten Wirksamkeit ist überall. Von solcher Allgegenwart Gottes können wir freilich keine Vorstellung haben; denn alle die Aehnlichkeiten, die wir zu Hülfe rufen möchten, bleiben weit hinter der Sache zurück; und wenn wir denken, in welche engen Grenzen unsere Gegenwart und auch selbst unsere Wirksamkeit eingeschlossen ist, dann müssen wir schwindeln bei dem Gedanken dieses Geistes, der Alles erfüllt, was überhaupt da ist, und Alles erfüllt mit seiner Allmacht. Aber es liegt doch ebenso nahe die Nothwendigkeit, einzusehen, daß wir unsern Gott und Herrn als solchen allgegenwärtigen denken müssen; denn gesetzt, es gäbe im weiten All der Schöpfung auch nur einen einzigen Punkt, da er mit seinem Reich, mit seiner Wirksamkeit nicht wäre, so wäre ja sein Reich beschränkt; es müßte noch irgend ein anderes geben neben ihm; und wäre das auch nur ein Reich etwa innerhalb eines ganz kleinen Theiles der Schöpfung, so wäre er nicht Gott im ganzen und vollen Sinne des Wortes, es gäbe immer ja noch einen neben ihm, er wäre dann überhaupt kein Gott. Entweder wir denken ihn als überall gegenwärtig, oder wir denken überall keinen Gott. Entweder wir denken den Gedanken Gottes in seiner größten Größe, oder wir geben es ganz auf, ihn zu denken.

Der Herr ist nahe Allen. Aber er ist doch nicht allen Geschöpfen in der gleichen Weise nahe? O nein, in der Reihe seiner Geschöpfe ist eines, dem ist er nahe in besonderm Sinne, auf eigenthümliche Weise wie keinem andern. Dieses Geschöpf ist der arme Mensch. Ja, wie der Apostel sagt, er ist nicht ferne von einem Jeglichen unter uns, denn in ihm leben, weben und sind wir, weil wir seines Geschlechtes sind.*) Zu uns steht der Schöpfer in seiner Allgegenwart in ganz anderm Verhältniß als zu irgend einer andern Kreatur. Und warum denn dieses? Nun, bei uns findet er ein Auge, das ihn sieht, ein Ohr, das ihn vernimmt, ein Herz, das ihn verstehen und lieben kann; und das findet er nur bei uns. In uns erzittert die innerste Seele beim Gedanken an ihn und neigt sich ihm entgegen in Sehnsucht und Verlangen, mit dem Entschlusse, mit ihm Ein Herz und Eine Seele zu werden. Uns ist er nahe, so wie wir auch von einander sagen, wir sind einander nahe, wenn wir nicht bloß örtlich einander nahe stehen, nicht bloß einer auf den Andern wirken kann, vermöge einer von ihm ausgehenden Thätigkeit, sondern einer den Andern

*) Apostelgesch. 17, 27. 28.

versteht, zu ihm sich gezogen fühlt, ihm das Herz reicht mit der Hand und sein Leben zusammenfließen läßt mit dem Leben des Andern. Und wenn wir da bewundernd und staunend fragen: Wie ist es möglich, daß in einem Geschöpf, aus der armen Erde gebildet wie wir, Gott kann also nahe sein, daß dieses Geschöpf, ein armes, irdisches Machwerk, dieses Gebilde aus Thon und Erde, den ewigen Geist, den Herrn und Schöpfer schaut und versteht, mit ihm zusammenfließen kann zu Einem Leben? — nun, die Bewunderung wollen wir nicht unterdrücken, aber die Thatsache können wir nicht ableugnen. Lassen wir das die Natur dieses Geschöpfes, des Menschen sein, daß Gott für dasselbe da ist und es da ist für ihn! Und müssen wir nicht auch so viel leicht erkennen, daß — wir mögen dieses Wunder der schöpferischen Allmacht begreifen oder nicht begreifen — doch jedenfalls, wenn es nicht ein solches Geschöpf gibt, mit dem er sich auf solche Weise vereinigen kann, dann die Schöpfung ohne Bedeutung und zwecklos ist? Nur hier in diesem Menschen, den wir so gern so klein und so groß zugleich nennen, ist der Punkt gefunden in der Kreatur, wo sie zu sich selber kommen und in ewiger Liebe sich vereinigen kann mit ihrem Schöpfer.

Doch man wird Zweifel aufwerfen, ob er auf bleibende Weise gefunden, ob er nicht verloren gegangen im Laufe der Zeit, und wird fragen: Wo ist denn diese Nähe Gottes bei den Menschen? wo sind die Menschen, denen Gott so nahe ist? Wir wollen die Berechtigung zu solcher Frage nicht bestreiten; aber wir müssen mit einer Gegenfrage antworten: Woran liegt es, wenn es nicht so ist, wie wir uns gesagt haben, daß es sein solle? liegt es etwa an der Einrichtung unseres menschlichen Wesens? Es liegt daran, daß eine Krankheit hineingekommen ist in diese weisheitsvolle Einrichtung, die sie in den Grund hinein zerstört hat, die wir Alle die Sünde nennen. Sie, das wissen wir Alle wohl, scheidet von Gott, aber auch sonst nichts als diese Sünde; sie erregt in dem Menschen Furcht vor Gott; und wenn wir dann aus der Nähe Gottes fliehen, so ist die natürliche Folge, daß es dem Auge immer dunkler wird, das Bild Gottes sich immer mehr verliert und verzerrt, der reine Gedanke Gottes uns zweifelhaft wird, und das, was uns das Gewissteste sein sollte, für uns ganz ungewiß wird.

Das sind Thatsachen. Aber wenn wir daraus schließen wollten, nun sei es aus mit der Nähe Gottes, o so hätten wir ja ganz vergessen, daß der Gott, aus dessen Nähe wir uns begeben haben, uns nachgegangen ist

in unsere Einsamkeit. Ihr wißt ja, nachdem wir ihn verloren, hat er uns wiedergesucht; da wir fern von ihm waren, ist er uns nahe gekommen in einer Weise, wie er vorher uns niemals nahe getreten war, und in einer solchen Weise, die für uns, nachdem wir durch die Sünde von ihm geschieden worden, die allein geeignete und genießbare ist; er ist uns nahe gekommen, indem er uns in Knechtsgestalt nachging als der gute Hirte, in seinem Sohne Jesus Christus, dem Herrn. Und nun, sehet, kommen wir auf den Herrn, von dem unser Text im eigentlichen und engsten Sinne redet. In seinem eingeborenen Sohne, der Fleisch und Blut mit uns theilte, in allen Stücken uns gleich war, ausgenommen die Sünde, in ihm ist Gott selber uns nahe gekommen. Und nun sage noch einmal einer in der Welt, Gott sei seinen Menschen nicht nahe! In Fleisch und Blut ist er uns nahe getreten und hat unter der Knechtsgestalt sein Wesen uns geoffenbaret. Ja er hat seine Heiligkeit in diesem seinem lieben Sohne in einen solchen unauflöslichen Bund gebracht mit seiner erbarmenden, verzeihenden, dem Sünder entgegenkommenden Gnade, daß die Furcht verschwinden muß und nur beseligende Liebe unser Herz erfüllen kann. So nahe ist er uns gekommen in diesem Jesus Christus, daß es in der That nicht möglich ist, daß Gott von außen uns näher kommen könne. Nur dann allein kann er näher kommen, wenn wir den Herrn Christus in uns durch den Glauben aufnehmen, ihn Leben und Gestalt in uns gewinnen lassen.

Ihr werdet aber vielleicht sagen: Ja, Gott ist uns einmal unbeschreiblich nahe gewesen in Jesu Christo vor mehr als achtzehnhundert Jahren; es hat eine Zeit gegeben, wo der Herr in diesem eigenthümlichen Sinne uns nahe gewesen ist; aber das ist für uns eine vergangene Zeit: auf uns ist nur die Kunde gekommen von jener damaligen Nähe des Herrn, und mit der Kunde ist dann allerdings auch die geschichtliche Nachwirkung zu uns gelangt. — Wie, glaubt ihr das im Ernst, daß Der, in dem Gott damals nahe war, uns jetzt fern sei? Glaubt ihr im Ernst, daß der Herr Jesus Christus von uns geschieden sei? Glaubt ihr, sein Wort sei nicht Wahrheit, wenn er sagt: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende", wenn er den Seinigen verheißt: „Wo Zwei oder Drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen"?*) Glaubt ihr, der Herr habe Scherz getrieben mit solchen hohen Dingen, er habe es für Recht gehalten, in so hohen Ausdrücken sich auszusprechen, ohne es

*) Matth. 28, 20; 18, 20.

damit ernstlich zu meinen? Ja, er ist noch nahe, und Gott gebe es, er lebe jetzt auch mitten unter uns. Er ist so nahe, daß er da ist, wo Zwei oder Drei in seinem Namen versammelt sind, wie vielmehr, wo christliche Gemeinden in seinem Namen versammelt sind; daß er da ist, wo er gesucht wird.

Der Herr ist uns nahe, nicht nur einmal nahe gewesen, sondern bleibt es; und lasset uns noch hinzufügen, er tritt uns immer näher. Je weiter die Geschichte seines Reiches sich abrollt, desto näher kommt die Zeit, da er auch sichtbar mitten unter uns sein wird, und wir ihn schauen werden wie er ist. Die Zeit kommt immer näher, rückt heran von Tag zu Tag; und das ist nun die Nähe des Herrn, von welcher unser Text ganz eigentlich spricht. „Der Herr ist nahe", ruft der Apostel den Philippern zu, in dem Sinne: der Tag der Wiederkehr des Jesus Christus, an den wir jetzt glauben, ohne ihn zu schauen, ist nahe. So nahe freilich, wie der Apostel sich die Zeit dachte, war sie nicht; und die mittlerweile abgelaufene Zeit hat uns wohl lehren können, in der Beziehung Geduld zu haben; doch aber würden wir uns täuschen, wenn wir meinten, es wäre ein leeres Wort gewesen. O nein, da ist kein Tag und keine Stunde mittlerweile vergangen, in welcher nicht die Zukunft des Herrn auch wirksam vorbereitet worden ist. Der Herr kommt, wie es scheint, langsamen Schrittes, in Wahrheit aber verzieht er nicht; der Herr kommt von Tag zu Tag von neuem, sein Reich zu erweitern und so den Zeitpunkt herbeizuführen, wo dieses Reich in seiner Vollendung offenbart werden kann. Und wer die Augen offen hat, der kann dieses Herannahen leicht merken, ja es geschieht, daß er es gerade an solchen Umständen merkt, die den blöden Sinn zweifelhaft machen in dieser Beziehung. Je länger die Welt steht, desto offenbarer wird auch dieser Jesus Christus als der eingeborene Sohn, das Ebenbild des Vaters, voller Gnade und Wahrheit. Je länger die Welt fortschreitet und in ihr die Christenheit sich entwickelt, desto klarer wird die Erkenntniß von ihm, desto besser wird er verstanden, seine Person und sein Werk. Wenn auch die Leute sagen möchten: „In unserer Zeit zum mindesten ist es nicht so; denn da weiß man fast gar nichts mehr von Christus, er geräth immer mehr in Vergessenheit, und Alles, was sich auf ihn bezieht, geräth immer mehr in Vergessenheit"; — glaubt ihnen nicht! Ach ja, Vieles ist abgefallen, was man sonst von Christo geglaubt hat, das heißt gar Manches von den Vorstellungen, durch welche man sich ihn verständlich zu machen gesucht hat, ist denselben Weg gegangen, den alle Arbeit menschlicher Wissenschaft gehen

muß. Aber wenn nun Vieles abgefallen ist von dem, was menschliche Hand aufgetragen hat auf dieses von Gott selbst hervorgebrachte Bild seines ewigen Wesens, so hat das Bild selber nicht gelitten, sondern ist desto herrlicher daraus hervorgegangen. Es wird noch Manches abfallen, bis die herrliche Klarheit dieses Bildes uns ganz vor Augen tritt; und wenn so etwas abfällt, dann lasset uns nicht klagen, daß das Bild verloren gehe, sondern vertrauen, daß es immer herrlicher offenbar wird.

Ja der Herr rückt uns näher, und selbst wenn dem nicht so wäre, was ich eben sagte, dennoch müßte das wahr sein: wir kommen immer näher heran an die Zukunft des Herrn. Uns ist der Herr nahe und wird uns immer näher werden, weil jeder Tag uns dem Tage näher bringt, wo wir erscheinen vor seinem Angesicht, um unser Urtheil zu erfahren. So bekennen wir es denn: „Der Herr ist nahe."

2.

Wenn er nun in diesem weitreichenden, vollen Sinn uns nahe ist, was werden wir denn empfinden bei dieser Wahrheit? welchen Eindruck wird sie auf uns machen? Da fragen wir wohl zuerst: Welchen Eindruck sollte sie der Natur der Sache nach auf uns machen? und diese Frage ist gar leicht. Nun wahrlich, sie müßte vor Allem den tiefsten, mächtigsten, erschütterndsten Eindruck machen. Dein Heiland, der Herr, Gott in Christo umgibt dich, ist dir nahe, wie die eigensten Gedanken und Empfindungen deines Herzens dir nahe sind! Das sollte dich kalt und unbeweglich lassen? Der Herr, eben der Gott, den wir in Jesu Christo kennen, ist nahe. O welche Gnade, ihm nahe zu sein! — denn ist er dir nahe, so auch du ihm. Welche Liebe von ihm! Er kommt aus seinem Himmel zu dir, sucht sich dir mitzutheilen, wie wenn er sonst keine Befriedigung fände im weiten Weltall; er ist dir nahe mit aller seiner Macht und Weisheit. Wie? möchte dir bangen? möchtest du das Vertrauen fallen lassen? O wie muß das dich durchleuchten, reinigen von aller deiner Sünde! Und wie kannst du in der Sünde bleiben, wenn du den Herrn mit seinem heiligen Liebesfeuer in deinem Busen trägst, solltest du da nicht verklärt werden mit einer Klarheit, durch welche alles Dunkel zerstreut wird? O wenn du Alles das erwägst, ja dann mußt du frohlocken und jauchzen.

Das sollte der Eindruck sein, den die Wahrheit des Textes auf das menschliche Herz macht, in demselben Maße, in welchem es ein menschliches ist. Aber wie steht das Herz dazu? Was könnte es helfen, wenn wir uns

selber darüber täuschten und meinten, so wie wir schließen mußten, daß ein Jeder die Wahrheit der Dinge empfinden müsse, so empfinde er sie auch? Nein, so ist es bei keinem Einzigen von uns in Wirklichkeit, wie wir eben sagen mußten, daß es sein sollte. Wo ist denn der tiefe, mächtige, erschütternde Eindruck von der Gewißheit: Der Herr ist nahe? Merkt man es denn an unserm ganzen Thun und Lassen, daß diese Wahrheit so auf uns wirkt? Lassen wir sie nicht vielfach ganz ruhig bei Seite liegen, ohne den mindesten Eindruck von ihr zu empfangen? Und auch bei denen, wo der Eindruck nicht ausbleibt und auch die Freude nicht ausbleibt — sie kann ja nicht ausbleiben, wo der Eindruck stattfindet —, wo findet man auch bei ihnen das reine Frohlocken? wo ist das Erzittern, welches diese Wahrheit hervorruft, ein Erzittern reiner ungemischter Freude? bei wem mischt sich in das Erzittern nicht auch Furcht ein? So steht es; und wo es so steht, können wir es nicht lassen, danach zu fragen: Woher kommt es, daß der Eindruck dieser Wahrheit bei uns ein so seltener und im besten Falle gemischter ist? Der Grund liegt einfach darin, daß die rechte Gewißheit fehlt von dieser Wahrheit; daß wir das Wort: „Der Herr ist nahe" nicht gerade leugnen, aber nicht mit voller, unbedingter Gewißheit in uns tragen, daß wir nicht Märtyrer dieses Wortes werden möchten. Wir zweifeln doch immer in innerster Seele daran, daß das Wort Wahrheit, wenigstens daß es eigentliche buchstäbliche Wahrheit sei; wir stimmen es zu einer allgemeinen Vorstellung herab, die in ihrer Allgemeinheit eben wirkungslos ist. Daß der Herr in dem Sinne, in dem wir eben davon geredet, uns, den armen, kleinen Menschen sollte nahe sein können, das dünkt uns doch unglaublich; und namentlich, daß er uns wirklich jetzt, wie wir sind, uns Sünder auch annehmen, aus der Sünde herausziehen sollte, das scheint doch fast zu viel Gott zugemuthet zu sein. Uns, die wir so leicht von uns selber groß denken, wird es schwer, von Gott so groß zu denken, der doch die Reinheit, Weisheit, Allmacht, Größe ist, von ihm zu denken, daß er uns darin so ganz unähnlich ist, daß Alles das, was uns schwer ist, ihm leicht ist. Das glauben wir so schwer, und doch ist es so thöricht, den Gedanken Gottes denken zu wollen und nicht in unbedingter Größe und Herrlichkeit zu denken!

Ja wenn diese Gewißheit uns ganz erfüllte, dann wäre auch der Sinn vollkommen für die Nähe Gottes, ohne den es allerdings unmöglich ist, seiner gewiß zu werden; und an diesem Sinne fehlt es. Ihr wundert euch, daß es Menschen gibt, die mit solcher Zuversicht sagen können: Gott

der Herr ist nahe, die versichern, sie wüßten aus eigener Erfahrung davon. O es fehlt euch wohl der Sinn dazu, und wo dieser fehlt, da freilich kann menschliche Macht ihn nicht erwecken; es geht da ebenso wie einem Blinden, wenn er von der Herrlichkeit des Sonnenaufgangs hört: er kennt das Licht nicht, versteht nicht, was ein Anderer davon redet, und ihn dünkt es sonderbar, wenn man mit solcher Zuversicht von solchen Dingen redet. Ja auch zu der Erfahrung von der Nähe Gottes gehört ein eigenthümlicher Sinn, der zu dem Eigensten, was den Menschen zum Menschen macht, gehört, der aber freilich gar sehr erschüttert werden kann. O sollte denn unter uns Einer sein, dem dieser Sinn ganz abginge, der nie die Erfahrung von der Nähe Gottes gemacht, der es nie verstanden hätte, wenn man ihm diese Erfahrung zu beschreiben suchte, wenn man ihm sagte: War dir niemals zu Muthe, als wenn bei dir, neben dir Einer wäre, den du nur anbeten könnest? war dir niemals so, als wenn ein dir unergründlicher Blick, eine unbestechliche Heiligkeit dich anschaute? war dir niemals so innig wohl wie einem Kind in den Armen der liebenden Mutter, und so, daß du, der du kein Kind mehr bist, sagen mußtest, daß du dich in des Vaters Schooße geborgen fühlest? war dir niemals, als wenn Gott freundlich selbst zu dir sagte: Du bist mein Kind? war dir niemals so, als ob dir in den Strahlen seines himmlischen Lichtes ein neuer geistiger Frühling aufblühte? war dir niemals so zu Muthe, als wärest du in eine andere Welt entrückt, als läge das irdische Diesseits mit allem seinem Jammer weit unter dir? O das sind Beschreibungen, die für Den ja todte Worte sind, dem eben der Sinn dafür fehlt; aber das möchte ich fragen: Ist denn Einer, der nie eine solche Erfahrung gemacht hat, in keiner Stunde seines Lebens, der nie einen Augenblick sich auf's Knie geworfen vor Gott, dem nie das Herz aufgegangen wäre in christlicher Gemeinde, in der Versammlung der andächtigen Gläubigen, niemals, und wäre es auch nur bei der Confirmation gewesen, niemals bei der Abendmahlsfeier; oder wenn auch nur in Bewunderung seiner Schöpfermacht gegenüber von Sternenhimmeln, oder wo in Stunden der Noth eine Hülfe kam, er wußte nicht, woher, nicht bloß in äußerer, sondern auch innerer Noth; nie in Stunden, da er vor dem Sterbebette eines gläubigen Christen stand, nie in Stunden, da ein Wort Gottes oder eines christlichen Menschen in seine Seele drang? Es ist nicht denkbar, daß in einer christlichen Gemeinde Einer sein könnte, der nie eine Erfahrung von Gottes Nähe gehabt hätte. Aber die Freudigkeit, welche mit dieser Erfahrung verbunden

sein sollte, woran liegt es, wenn diese fehlt? Nun das sagt sich Jeder leicht: die Freudigkeit, das reine Frohlocken der Seele über die Nähe des Herrn fehlt da, wo irgend noch Sünde im Herzen ist; denn Gott, wo er auch sei und wo er auch zu uns kommen mag, ist der Heilige; und wo in der Seele noch irgend etwas von versteckter Sündenliebe ist, da ist Furcht vor der Nähe Gottes. Wer freilich ein Christ ist, der weiß gar wohl, daß die Sünde, wenn anders wir uns von ihr geschieden haben, in Gottes Augen uns nicht mehr verdammen mag, und daß seine Gnade auch dem Sünder gegenüber, der sich von ihr bekehren läßt, unbedingt zur Geltung kommt. Aber wo die Sünde noch geliebt wird, man noch einen geheimen Bund mit ihr geschlossen; wo man etwa nur die Sünde im Allgemeinen verabscheut, aber eine bestimmte Sünde noch festhält mit der Liebe des Herzens, die es sich selber nicht eingesteht, da kommt die Seele nicht zu dem beseligenden Gefühl der Nähe Gottes.

So können wir nun freilich auf sehr einfache Weise sagen, was wir zu thun haben, wenn dieser Eindruck der Nähe des Herrn uns soll ein Eindruck voller Freude werden. Es ist dieses Eine: jener Verkehr mit der Liebe zur Sünde muß abgebrochen werden; auf keine Weise dürfen wir sagen im Innern, Alles, was wir ohne Sünde nicht genießen könnten, ohne seinen strafenden Zorn, das wäre vielleicht doch schön, wenn wir es hätten. Das muß heraus aus unsern Herzen! Und erst wenn es heraus ist, erst dann wird der volle Jubel ertönen, den dieses Wort in jedes gläubige Herz hinein bringt. Es wird dann auch gar bald anders werden mit jenen Zweifeln, die wir haben an der Nähe des Herrn. Wenn dein Herz sich in diese Schule begibt, in dieser Weise die Nähe des heiligen Gottes immer wieder von neuem erfährt: o dann wird es auch zart und gefühlig werden für die Bezeugung dieses nahen Herrn; dann wird er auch nahe herantreten an dich, und sein ewiges, heiliges Wesen wird er dir offenbaren: dann wirst du glauben, daß der Herr nahe ist, und anbeten vor dem nahen Herrn. Das gebe er! Amen.

Lied 25, 9: Auf, eilt mit schnellem Schritte.

# XXXIX.

# Die Unvergänglichkeit der Worte Jesu.*)

Lied 326, 1—4: O Lehrer, dem kein Lehrer gleich.

Text: Luk. 21, 33.

Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte vergehen nicht.

Bei der Wahl des Textes für den heutigen Gottesdienst müssen zwei Rücksichten zusammenwirken. Es kommt natürlich vor allem die kirchliche Bedeutung des heutigen Tages in Betracht. Er eröffnet die Epiphanienzeit, die von dem Feste der Weisen aus dem Morgenlande bis zum Anfang der Passionszeit hinreicht und bestimmt ist für die feiernde Erinnerung an das lehrende Leben Jesu, seine prophetische Wirksamkeit. Zu dieser Rücksicht kommt ganz natürlich auch die andere auf die Nähe des hinter uns liegenden Jahreswechsels. Der Nachhall der Empfindungen und Gedanken beim Jahreswechsel hat auch gewiß bis auf den heutigen Tag gereicht und namentlich den Gedanken in uns lebendig gehalten, von dem wir an jenem Tage besonders durchdrungen waren, von der Vergänglichkeit der irdischen Dinge. Wenn wir nun einen Text suchen, welcher in diesen beiden Rücksichten unserm heutigen Bedürfnisse genügen möchte, so wird es gewiß der sein, den wir soeben gehört haben, indem er auf der einen Seite die Vergänglichkeit alles Irdischen so mächtig predigt und andrerseits aus dem eigenen Munde des Herrn, unseres einigen Meisters, ein Zeugniß von der Ewigkeit und Unvergänglichkeit seines Wortes enthält, wie es an den Eingang einer Betrachtung über seine prophetische Wirksamkeit gesetzt zu werden verdient. Mit diesem Zeugnisse des Herrn von seinem Worte wollen wir uns also heute beschäftigen, unter Anrufung des göttlichen Beistandes, mit dieser Betheuerung Jesu: Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte vergehen nicht. Lasset es uns in der Art versuchen, daß wir

1) uns bemühen, diese Betheuerung verstehen zu lernen, um sie dann
2) für uns zu beherzigen.

---

*) Gehalten am 1. Sonntag nach Epiphanias, den 8. Januar 1854.

1.

Gewiß, das ist ein Wort, das uns wohl die Frage auf die Lippen drängt: Verstehen wir es denn auch recht? Und wenn wir nur einigermaßen wollen in sein Verständniß eindringen, so kommt es auf zweierlei wesentlich an, einmal auf den Gehalt dessen, was der Herr mit ihm sagen will; und für's andere auf das Verständniß des Grundes der Gewißheit, mit dem der Herr hier die Unvergänglichkeit seines Wortes betheuert. Auf dieses beides müssen wir also unsere andächtige Aufmerksamkeit richten.

„Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte vergehen nicht." Er geht nicht von dem Gedanken an sein Wort aus, sondern von etwas ganz Anderem, dem er sein Wort ausdrücklich gegenüberstellt; und eben indem er in dem Gedanken an das Andere seinen festen Standpunkt einnimmt, tritt ihm die Unvergänglichkeit seines Wortes in das klarste Licht. Er spricht es zunächst als die Ueberzeugung aus, von der er ausgehe, und die er uns zu theilen zumuthet, daß Himmel und Erde vergehen werden. Diese Erde nicht nur, sondern auch der Himmel, der über sie ausgespannt ist mit seinem blauen Gezelt, seinen Wolken und zahllosen Sternen; mit Einem Wort, Alles was in den sinnlichen Sinn fällt und was wir mit sinnlichem Sinn umfassen können, — das Alles ist bei seiner unendlichen Herrlichkeit doch vergänglich. Er muthet uns zu, diese seine Ueberzeugung zu theilen von der Unbeständigkeit des Schönsten und Herrlichsten, wenn anders es sinnlich ist. Ach wir fühlen es, wir kommen dieser Anmuthung nicht leicht nach, diese Ueberzeugung geht uns gar sauer ein. Ich will nicht sagen, daß wir zu denen gehörten, die in kindischer Unbefangenheit die sinnlichen Dinge als das einzig Haltbare betrachten. Nein, über diesen Standpunkt müssen wir hinaus sein. Man kann durch die alltägliche Erfahrung von der Hinfälligkeit alles Sinnlichen bei einigem Nachdenken sich leicht überzeugen. Aber damit sind wir noch lange nicht auf dem Standpunkte des Herrn. Das können wir am besten merken bei einer Gegenprobe. Ist denn das Geistige in unsern Augen das Unvergängliche, wirklich Haltbare, Solide, worauf wir fußen können mit unserm ganzen Dasein? Wenn wir danach fragen, diese Gegenprobe machen, dann merken wir erst, wie schwer es wird zu lassen von dem Wahn, daß das Sinnliche das eigentlich Wesentliche, Bestand Haltende, Unvergängliche sei.

Von diesem Schwanken, das uns so übel kleidet und so wenig an der Menschenwürde ziert, zwischen dem Glauben an das Sinnliche und an das

Geistige, zwischen den beiden entgegengesetzten Ueberzeugungen, finden wir beim Herrn keine Spur. Er ist hoch erhaben über diesen Zwiespalt, spricht es aus mit unbedingter Zuversicht: „Himmel und Erde werden vergehen.“ Aber diese Gewißheit klingt nach in ihm, sie ist zugleich die Gewißheit von der Unvergänglichkeit seines Wortes. Von jener Ueberzeugung aus kann er freilich von dieser Unvergänglichkeit seiner Worte durchdrungen sein; und wir begreifen es wohl, daß, wenn Jemand noch an der Unvergänglichkeit des Sinnlichen hält, er dann nicht in jener Weise auf den Gedanken geführt werden kann, daß es ein Geistiges gibt, was unvergänglich ist, und daß dieses Geistige so aussehen muß wie des Herrn Wort. „Meine Worte vergehen nicht.“ Welche unbedingte Gewißheit, mit welcher der Herr von der unbedingten Unvergänglichkeit seiner Worte spricht, das heißt Alles dessen, was er, indem er sein eigenes Bewußtsein darstellen wollte, zu der Welt geredet, nicht etwa bloß seiner Lehre, des Gehaltes, Inhaltes seiner Rede, sondern er spricht von seinem Worte, also auch von der Form, in der er sein Bewußtsein ausgesprochen, der Gestalt, die er ihm gegeben. Zum Worte gehört die Form so gut wie der Gehalt. Von dem Allem sagt er, es werde nicht vergehen, wenn Himmel und Erde vergehen. Nicht nur daß es so lange leben werde auf Erden, wie Himmel und Erde bestehen; nicht nur, sagt er, das was ich geredet, die Gedanken, die ich aus der Fülle meiner Brust in die Welt gesandt, werden fortleben in der Gestalt, wie ich sie dargestellt, so lange es ein Menschengeschlecht gibt, in der dankbar erhebenden Erinnerung, in dem Glauben der Menschen, und ihre Klänge als himmlische Musik in den menschlichen Seelen: nein, auch wenn die irdische, menschliche Geschichte ihren Verlauf gehabt, auch dann werden sie noch fortwirken, forttönen durch die Herzen der persönlichen Geschöpfe. Auch in den Himmel werden sie hinüberwirken, in den Himmel nämlich, der nicht vergeht, den Himmel des reinen Geistes: auch dort werden sie die Losung sein für alle Ewigkeit und geistige Nahrung für alle himmlischen Geister.

Seht, das ist das Ungeheure, was der Herr ausspricht von seinem Worte; und ihr fühlt es ihm gewiß an, er spricht es aus mit der zweifellosesten Zuversicht. Wie könnte er sich zuversichtlicher ausdrücken als mit solcher Betheuerung? und wie könnte es überhaupt Jemand in den Sinn kommen, dergleichen zu reden, wenn er es nicht mit unbedingter Zuversicht aussprechen könnte? Wer sollte nicht fühlen, daß hier kein Ort ist für den Spott? Wahrlich das Wort, das der Herr hier redet, ist geschützt gegen

das Lächeln des Spottes. Ich wollte Den sehen, der es wagen würde, aufzutreten gegen den Herrn und zu sagen: Es ist nicht so, dein Wort vergeht, ehe Himmel und Erde vergehen! Ja es will unendlich viel sagen, eine solche Gewißheit, wie sie sich ausspricht in der Betheuerung des Herrn.

Wer nun einigermaßen weiß, was seine Worte sagen und wer seinen Worten glaubt, der weiß auch, wie berechtigt das ist, was er hier davon aussagt. Wovon redet denn dieses Wort? Es redet von dem Gott der Gnade und seinem ewigen, himmlischen Reich, von dem heiligen Liebes-Erbarmen dieses Gottes, mit dem er alle seine sündigen Geschöpfe, ungeachtet sie sündig sind, umfaßt; es redet von Jesus Christus selbst als demjenigen, in dem der Vater uns in seine Arme schließt, von der unauflöslichen Einheit dieses Sohnes mit dem Vater, und von der ewigen Herrlichkeit, die für ihn sich an diese seine Einheit mit dem Vater knüpft, und für Alle die, die mit ihm eins werden in Glauben und Liebe. Von diesen hohen, herrlichen Dingen redet er, der demüthigste und erhabenste, mit dieser unbedingten Gewißheit der Seele; von diesen Dingen redet er mit einer Zuversicht, wie wir sie nicht haben würden für die einfachsten Dinge. Das ist etwas Großes, Einziges; und da fragen wir wohl: Wie ist das möglich? wie kann es solche Zuversicht geben, auf welchem Grunde kann sie ruhen? wie ist es möglich, daß er dessen so gewiß war, was er hier mit so unbedingter Gewißheit ausspricht? Ach bei ihm ist das wohl gar sehr begreiflich: diese Zuversicht gründet sich auf sein Verhältniß zum Vater, auf seine unauflösliche Einheit mit ihm. Ihm ist das so gewiß, was uns so schwankend ist. Ihm ist Gott, sein himmlischer Vater gewiß in vollster Seele, er hat ihn in jedem Augenblick. O da ist es freilich kein Wunder mehr, wenn man erst einmal Gott hat, davon fest durchdrungen ist, daß Gott ist, und vollends, wenn man den Gott der heiligen Liebe hat, den der Erlöser uns gebracht, wenn man da mit Glauben und Liebe weiß, daß er unser ist und wir sein sind: dann ergeben sich die andern Dinge mit großer Leichtigkeit, und da begreifen wir nicht, wie wir früher es undenkbar gefunden, daß der Herr von den göttlichen Dingen mit solcher Gewißheit durchdrungen sein konnte. Wenn er in sein Inneres hineinblickte, konnte gar kein Zweifel in seiner Seele aufkommen; es wäre das eben so unnatürlich gewesen, als es bei uns natürlich ist, wenn ein Zweifel aufkommt. Bei uns kommt der Zweifel auf, weil wir da immer zweierlei hören, wovon eines dem andern widerspricht. Da haben wir wohl ein

Gefühl von göttlichen Dingen, von Gott, der uns nahe tritt mit heiliger Liebe; wir können diesem Gefühl nicht ausweichen und geben uns ihm hin. Aber dann kommt der Verstand mit seinen Einreden und meint, er müsse das besser verstehen, weil er der Verstand sei; das Gefühl müsse sich vor ihm beugen. So ist es bei uns. Aber seht den Herrn Christus an, wie er in den Evangelien sich vor uns findet. Habt ihr da auch etwas bemerkt von diesem Zwiespalt des Gefühls und des Verstandes? Ist es da auch so, daß es bei einzelnen Dingen heißt: hier spricht der Verstand, bei andern: hier strömt das Gefühl über? Nein, da ist Alles helles Sonnenlicht, da ist nichts von Dunkel, nichts von jenem Zwiespalt. Das Größte und Herrlichste, was er ausspricht, spricht er mit der vollsten Klarheit seiner Seele aus, und ebenso das Wunderbarste mit der vollsten Nüchternheit. Daß die Wärme des Gefühls das Licht des Verstandes nur erhöht und umgekehrt, das ist der Eindruck, den wir empfangen; und wenn wir ihn etwa an einzelnen Stellen nicht empfangen, es uns gar dünken will, als sei die Nüchternheit des Verstandes dahin, so können wir auch merken, woran die Schuld liegt, an unserm Nichtverstehen; und das merken wir daran, daß solche Stellen, wenn wir weiter fortgehen in christlicher Erkenntniß, uns nachher sonnenlicht werden. Es liegt daran, daß er nicht in unserer Schulsprache redet, nicht in den Formen, die uns geläufig sind; sondern er redet von ihnen aus der unmittelbarsten, eigensten Erfahrung, mit der Ursprünglichkeit, die da freilich ganz natürlich ist, wo man die göttlichen Dinge nicht vom Hörensagen weiß, sondern aus dem eigensten Erleben, der unmittelbarsten Anschauung. Aus dieser unmittelbarsten Erfahrung bringt er sie hervor, breitet sie in einem Schmelz, einer Frische vor uns aus, in Worten, hinter denen unsere immer zurückbleiben, und die eben darum auch nicht vergehen werden. Ja bei ihm, der alle Tage von neuem aus eigenster, innerer Erfahrung die göttlichen Dinge, von denen er redete, anschaute, bei ihm war es ganz natürlich, wenn er mit zweifelloser Zuversicht aussprach: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte vergehen nicht.“

## 2.

Aber wie? wenn das dem Herrn möglich war in Beziehung auf solche gewisse Ueberzeugung, wäre es vielleicht nicht auch uns möglich? Das muß doch Jeder empfinden, daß das ein seliger Zustand wäre, wenn man ihm

mit solcher Zuversicht nachsprechen könnte: „Himmel und Erde werden vergehen, aber Jesu Worte vergehen nicht.“ O es ist möglich! Lasset uns nach dem Grunde fragen, warum es möglich ist. Ich meine, da haben wir doch wohl einen sehr festen und gegen jeden Widerstand Trotz bietenden Grund eben an den Worten selbst. Die Verläßlichkeit dieses Jesu, des Erlösers, meine ich, müßte doch schon Bürgschaft genug sein; sein Ansehen gibt uns das Unterpfand dafür. Ich denke, er verlangt damit nicht zu viel von uns, da er doch gegründete Ansprüche hat, daß wir sein Ansehen gelten lassen, daß wir, auch abgesehen von andern Gründen, auf sein Wort hin glauben: seine Worte vergehen nicht; — zumal, wenn uns sein Ansehen nicht genügte und wir ihm widersprechen wollten, wir dieses nicht anders könnten, als indem wir zugleich seinem heiligen Charakter irgendwie zu nahe träten, indem wir laut oder still ihm ins Angesicht sagten: Du wirst dich wohl geirrt haben, du wirst geschwärmt haben. Dieser eine Grund sollte in der That schon hinreichen.

Doch die Sache braucht nicht allein darauf gebaut zu werden. Haben wir von dem Worte des Herrn nicht selber den Eindruck, daß es unvergänglich ist, daß es nicht aufhören kann, Wahrheit zu sein und als Wahrheit zu gelten? Wir haben uns vorher schon daran erinnert, wie es einen so durchaus eigenthümlichen Charakter hat, indem das, was bei Menschen auseinandergeht, auf's unauflöslichste ineinander verschlungen ist. Das ist die Einzigkeit, die damals auch schon empfunden worden ist, selbst von den rohesten Gemüthern, die sagten: „Es hat Niemand je so geredet wie dieser Mensch“;*) das ist der Eindruck, der auch bei uns nicht ausbleiben kann, wenn wir uns mit diesem Worte beschäftigen und nur irgendwie die Strahlen seines Lichtes in uns eindringen lassen. Er sagt: „Meine Worte vergehen nicht.“ Wir können hinzusetzen: Wenn dieses Wort vergeht, was soll dann bleiben? Wenn dieses nicht reine, ewige Wahrheit ist, was ist es dann? Nein, der Herr hat nicht zu viel gesagt, wenn er sich dieses beilegt; er hat nicht zu viel gesagt von seinem Worte, wenn er betheuert: Es vergeht nicht.

Wenn aber das noch nicht genügt, so frage ich: Wie steht es denn mit diesem Worte, wenn wir auf seine bisherige Geschichte in der Welt sehen? Es sind achtzehn Jahrhunderte verlaufen, und ich dächte, überall wo es hinkam, hat es gezündet, Wurzel geschlagen, ein Reich gegründet.

---

*) Joh. 7, 46.

Nun ist es freilich auch vorgekommen, daß man gemeint hat, man sei über dieses Wort hinaus, man könne das, was der Herr in ziemlich wunderlicher Weise geredet, jedenfalls klarer aussprechen; oder man hat gemeint, es sei ein Mährchen geworden oder es sei wenigstens abgenutzt, und seitdem seien andere Worte aufgekommen, die Klang hätten, während dieses arme, alte, dunkle, altfränkische Wort immer mehr in den Hintergrund zurücktrete. O ja, kurzsichtige Thoren hat es zu allen Zeiten gegeben, die so gesprochen, und auch in unsern Tagen hört man also reden; aber dieser Wahn ist zu allen Zeiten bald zu Schanden geworden und hat sich Gottlob! auch in unsern eigenen Tagen bald verlebt. Nein, wenn man meinte, es sei verbraucht, so folgte das Entgegengesetzte, daß es bald wieder hervorleuchtete, und daß dieses scheinbar ausgesogene Wort den tiefsten Denkern neue Seiten bot, die sie zu dem Geständnisse nöthigten: Wir haben es noch lange nicht verstanden und werden es nicht eher verstehen, bis wir vom Glauben zum Schauen durchgedrungen sind. Das ist das Ergebniß der Geschichte dieses Wortes; und so wie es bis dahin gegangen hat, wird es auch ferner gehen: Himmel und Erde werden vergehen, aber Jesu Worte vergehen nicht.

Nun, ist das wirklich unsere Gewißheit, sprechen wir mit derselben Zuversicht von dem Worte Jesu: es vergeht nicht, dann müssen wir fragen, welche Stellung wir gegenüber dieser Betheuerung Jesu einnehmen wollen, was unser Text zu unsern Herzen redet und was wir ihm gegenüber zu unsern Herzen reden. Das lasset uns noch in wenigen Worten erwägen. Das Nächste ist doch gewiß, daß wir uns freuen in tiefster Seele eines solchen Wortes aus dem Munde des Herrn, und darüber, daß wir mit vollster Gewißheit ebenso sprechen können. Das ist doch eine schöne Sache in der Welt, wenn man ein Wort hat, das nicht vergeht, einen festen Punkt in diesem menschlichen Dasein, auf den man zuversichtlich den Fuß setzen kann; wenn man im Gewirre und Gewimmel menschlicher Gedanken, das unser Ohr umsummt, und dessen Räthsel und Unhaltbarkeiten wir alle Tage erfahren müssen, doch Ein Wort hat, Eine Wahrheit, von der man sagen kann: sie ist Wahrheit, wirkliche, bleibende Wahrheit! O glaubt, so wird der armen, Wahrheit suchenden Seele wohl! Und je mehr wir nachdenken darüber, was das nun für ein Wort ist, desto mehr können wir uns freuen, daß der feste Punkt gerade dieses Wort ist, daß von Allem, was gewiß ist, das Gewisseste dieses ist, daß Gott Der ist, den Jesus Christus uns gezeigt. Daß diese überschwängliche, jenseitige Welt auch für

uns arme Sünder da ist, für die sie eigentlich gar nicht da sein könnte, das ist eine Quelle der Freude, die wir nur einmal zu kosten brauchen, um sie nicht entbehren zu können.

Aber wer sich dessen nie freut, was müßte das für ein Mensch sein! Wenn wir uns also dessen freuen, so lasset uns nicht vergessen, daß wir mit dieser Freude zugleich den tiefen Ernst des Textes mit empfinden müssen. Ja dieses unvergängliche Wort redet von Gnade und Herrlichkeit, aber es ist auch ein sehr ernstes Wort. Es sind auch Dinge darin enthalten von dem Gericht, von heiligen, sittlichen Forderungen, die bis in das innerste Mark eindringen. Das Alles steht auch in dem Worte, bleibt auch, wenn Himmel und Erde vergehen! O von diesem Ernste wollen wir das Angesicht nicht abwenden. Wenn wir ihm recht ins Auge schauen, dann löst er sich wieder in Freude auf, und wir brauchen uns vor ihm nicht zu fürchten. Es ist der Ernst der heiligen Liebe, der, wenn man sich ihm unterzieht, zum Quell des Trostes und der Freude wird.

Wollen wir nun aber die rechte, natürliche Stellung einnehmen gegenüber diesem Worte, so ist es vor allem ehrfurchtsvolle Achtung. Ja diesem Texte gegenüber müssen wir die Thorheit derer empfinden, die leichtsinnig die Worte des Herrn bei Seite liegen lassen, als wären sie nicht auch für sie da, ein Schatz und eine Urkunde. Wenn wir sie so reden hören: Jesu Worte gehen mich nicht gerade etwas an, am wenigsten mich, der ich nicht mit geistlichen Dingen zu thun habe; — wenn sie so reden in ihrer Kurzsichtigkeit, müssen wir sie nicht daran erinnern: Du Thor denkst nicht, daß dieses Wort bleibt, auch wenn Alles vergeht; und wenn du nicht von ihm Notiz nimmst, es kommt die Zeit, wo es von dir Notiz nimmt, und du ihm mit Schrecken ins Angesicht schauen wirst. O nein, wir wollen uns halten zu diesem Worte als dem allein bleibenden, wollen uns freuen, ein Wissen zu haben, das für Alle da ist in alle Ewigkeit, an dem wir eine sichere Grundlage für die Gemeinschaft des Wissens für Alle haben. Und hiebei wollen wir nicht stehen bleiben, sondern weiter fortgehen zur Unterwerfung unter dieses Wort. Ihm allein gebührt das Ansehen und der Gehorsam. Ich rede nicht bloß von Glauben und Anerkennung des Wortes; die sind auch etwas Großes; aber hier möchte ich betonen den rückhaltlosen Gehorsam, denn daran fehlt es noch viel mehr als an jenem andern. Dieser Gehorsam ist ja gerade mit dazu gehörig, uns von dem tief zu überzeugen, was er selbst sagt: So Jemand will den Willen dessen thun, der mich gesandt hat, der wird inne werden, ob diese

Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selbst rede.*) Und das ist es, was uns, da wir an der Schwelle des neuen Jahres stehen, vor allem Noth thut, der freudige, tapfere, aufrichtige Entschluß, diesem Worte uns anzuvertrauen. Diesen Entschluß möge er selber, der auch in dieser Stunde unter uns gewesen und zu uns geredet, in unsern Herzen befestigen! Amen.

Lied 326, 8: Ach laß, o himmlischer Prophet.

---

## XL.

# Christi Verhältniß zur gesetzlichen Frömmigkeit.**)

Lied 319: O süßester der Namen all.

### Text: Matth. 9, 14—17.

Indeß kamen die Jünger Johannis zu ihm und sprachen: Warum fasten wir und die Pharisäer so viel, und deine Jünger fasten nicht? Jesus sprach zu ihnen: Wie können die Hochzeitleute Leid tragen, so lange der Bräutigam bei ihnen ist? Es wird aber die Zeit kommen, daß der Bräutigam von ihnen genommen wird; alsdann werden sie fasten. Niemand flicket ein altes Kleid mit einem Lappen von neuem Tuch; denn der Lappen reißt doch wieder vom Kleide und der Riß wird ärger. Man fasset auch nicht Most in alte Schläuche; anders die Schläuche zerreißen und der Most wird verschüttet und die Schläuche kommen um. Sondern man fasset den Most in neue Schläuche, so werden sie beide mit einander behalten.

Wenn wir unsern Blick auf der Lehrwirksamkeit Jesu ruhen lassen, wie es die gegenwärtige kirchliche Zeit mit sich bringt, so fällt uns ins Auge, daß er in seinem prophetischen Wirken sehr bald mit einer Richtung seiner Zeitgenossen in feindseligen Widerspruch geräth, mit der Richtung auf die Gesetzlichkeit, die namentlich bei den Pharisäern in ihrer ganzen Ausdehnung verkörpert war. Der Herr kann keinen Schritt gehen in der Verkündigung des himmlischen Wortes, ohne daß er von dieser Richtung feindlich

---

*) Joh. 7, 17.

**) Gehalten am dritten Sonntag nach Epiphanias, den 22. Januar 1854.

berührt würde. So ist es nachher auch den Aposteln begegnet bei der ersten Einführung des Christenthums in die Welt; und wer wüßte nicht, wie namentlich des Paulus ganzer apostolischer Beruf ein Kampf gegen die gesetzliche Frömmigkeit war! So mußte in der That ein tiefer Gegensatz bestehen zwischen Christo und der gesetzlichen Frömmigkeit. Diesen Gegensatz ins Auge zu fassen soll unsere Aufgabe sein. Dafür finden wir nun Alles, was wir brauchen, in unserm Texte, die gesetzliche Frömmigkeit wie sie aussieht, wie sie sich zu Christo stellt, wie der Herr zu ihr sich stellt: kurz der ganze Prozeß verläuft vor unsern Augen. Und so halten wir uns auch an unsern Text, indem wir jetzt betrachten Christi Verhältniß zur gesetzlichen Frömmigkeit, in der Art, daß wir unserm Texte folgend sehen,

1. wie die gesetzliche Frömmigkeit Christum zu sich ziehen will;
2. wie Christus jede Verbindung mit ihr von sich weist.

1.

Wir müssen natürlich, um uns über den Gegensatz, der unsere Betrachtung beschäftigt, zu verständigen, uns vor allen Dingen von der gesetzlichen Frömmigkeit selbst eine Vorstellung entwerfen. Im Texte tritt sie uns entgegen nicht etwa in abschreckender, verzerrter Gestalt, sondern in einer ganz ehrenwerthen, in den Jüngern des Täufers. Daß diese ehrenwerthen und dem Herrn lieben Männer gleichwohl Jünger der gesetzlichen Frömmigkeit sind, können wir sogleich aus ihrer Frage merken: Warum fasten wir und die Pharisäer so viel, und deine Jünger fasten nicht? Das ist die Frage, die sie offenbar aus eigentlichem Herzensanliegen an Jesum richten. Sie wagen freilich nicht, zu fragen: Warum fastest du nicht? sie fühlen wohl, ihm würde es nicht sonderlich anstehen, er hatte dazu keine Veranlassung. Aber seine Jünger, das ist eine andere Sache. Und darin sollte die gesetzliche Frömmigkeit bestehen, in dieser einfachen und wie es scheint so natürlichen Frage? Allerdings; denn was ist dieses Fasten, auf welches sie Gewicht legen? Etwas ganz gutes und löbliches an seinem Orte, was aber, wenn es so allgemein gültig als religiöse Handlung getrieben wird, aus dem sittlichen Gesichtspunkt angesehen völlig bedeutungslos ist. Darin also irren die Jünger des Johannes, daß sie auf Uebungen in religiöser Beziehung Werth legen, die an sich sittlich betrachtet keinen Halt haben, leere äußere Ceremonien sind. Freilich macht die gesetzliche Frömmigkeit nicht einzig und allein davon den Werth des Menschen abhängig —

wenigstens muß sie dann sehr weit gediehen sein —; aber sie betrachtet doch solche Uebungen als wesentlich mit erforderlich; und welcherlei Uebungen das sein werden im Allgemeinen, läßt sich sehr leicht voraussehen. Es sind Uebungen wie das Fasten, das offenbar auf Abtödtung der menschlichen Natur abgesehen ist. Die gesetzliche Frömmigkeit schreibt dergleichen an sich bedeutungslose Uebungen vor, die in der Richtung auf die Abtödtung des alten Menschen gehen, darauf zu gehen scheinen, aber, weil sie sittlich bedeutungslos sind, an die alte Natur gar nicht herangehen. Daher kommt es, daß die gesetzliche Frömmigkeit leicht einen düstern und finstern Charakter an sich trägt. Doch ihr werdet sagen: Dieses Charakterzeichen ist nicht das eigentliche; aus der Bibel kennen wir ein anderes, welches namentlich der Apostel Paulus immer hervorhebt; das ist die Richtung, Gott mit eigenen Werken sein Wohlgefallen, Vergebung, Gnade abverdienen zu wollen. Ja ihr habt Recht, dieses kommt dabei wesentlich in Betracht; ihr werdet es inne werden, wenn ihr nach dem Beweggrund der gesetzlichen Frömmigkeit fragt: Wie kommt der Mensch dazu, sittlich bedeutungslose Handlungen sich aufzuerlegen in seinem Verhältniß zu Gott? warum doch häuft er solche Lasten auf seine eigenen Schultern, die, wie er selbst sagen muß, an sich betrachtet keinen Werth haben können? Weil er eben mit dergleichen Uebungen sich bei Gott gern insinuiren möchte, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf, weil er sich einschmeicheln möchte in Gottes Gunst, Gott gegenüber sich darstellen in seiner ganzen Dienstbeflissenheit, als einen Mann, der nichts scheut, um Gott gegenüber den Hof zu machen. Das sind Uebungen, die keinem andern Gott gefallen können als dem, der eitel wäre wie ein Menschenkind; das sind Handlungen, die dem eitlen Sinne schmeicheln, der, eben weil er eitel ist, nach der Bedeutung nicht fragt, nicht aber dem heiligen, ewigen, wahren Sinne Gottes; es sind leere Hofdienste.

Nun aber, wenn das die gesetzliche Frömmigkeit ist, was wollen wir von ihr sagen? Das ist eine schöne, saubere Frömmigkeit; das ist eine schöne Vorstellung von einem eiteln, nichtigen Gotte, einem wahren Götzen; das ist eine schöne Liebe zu ihm, eine schöne Dienstbeflissenheit, ein schöner Eifer für das Gute! Heuchelei ist die Sache, auf nichts anderes kommt es dabei an, als bei aller Sündlichkeit sich einzuschmeicheln, durch eine Hinterthür in den Himmel zu kommen. Doch ihr werdet sagen: Das ist zu viel gesagt. Und freilich, wenn es sich um Beurtheilung der einzelnen Personen handelte, welche in dieser gesetzlichen Frömmigkeit befangen sind,

so würde es zu viel gesagt sein. Nein, unter diesen gibt es, Gott sei Dank! gar viele redliche Seelen, und wenige, die den ganzen Charakter derselben theilen; die allermeisten thun es auf unbefangene Weise, sie sind es so gelehrt worden, haben es um sich her gesehen, auch an solchen, denen sie redlichen Willen nicht absprechen können; und sie zweifeln nicht, daß es recht sei. Sie alle wollen wir nicht beurtheilt haben mit jener Anklage; aber der eigentliche Geist der Sache ist kein besserer, als vorher beschrieben wurde.

Wie wird nun aber diese gesetzliche Frömmigkeit sich zu Christo stellen? Freilich, wo sie in ihrer ganzen Entwicklung auftritt, wie bei den Pharisäern, will sie nichts von Christo wissen; aber wo sie noch in redlichen Herzen ist, da verhält es sich nicht so, nein, sie fühlt sich vielmehr zu Christo hingezogen, meint, sie müsse es versuchen, sie würden gar bald gute Freunde werden. So zeigt es sich ungefähr im Text. Offenbar haben die Jünger Johannis gutes Vertrauen zu Christo, ungeachtet sie manches an ihm nicht begreifen können, namentlich daß er ihre Uebungen nicht zu den seinen macht. Sie meinen, es verstehe sich von selbst, daß Christus von ihrer gesetzlichen Frömmigkeit Notiz nehmen müsse; und daß er so ganz ohne sie zu beachten vorbeigeht, daß er in der ganzen Einrichtung seines Lebens so gänzlich Umgang von ihrer gesetzlichen Frömmigkeit nimmt, verwundert sie. Sie meinen, es sei nicht zu leugnen, er sei ein Ehrenmann, mit dem Jedermann Freundschaft zu halten sich zur Ehre rechnen müsse, aber sie und er könnten sich doch die besten Dienste leisten, sich die Hände reichen, wie ja auch Johannes über ihn die besten Zeugnisse abgelegt hatte. Ja das ist noch immer die Meinung des natürlichen Sinnes des Menschen: er hält es für ausgemacht, daß es eine andere Art der Frömmigkeit außer der gesetzlichen nicht gebe; wenn einer es in der Frömmigkeit zu etwas ordentlichem bringen wolle, müsse er sich an die gesetzliche halten. Aber wo er nicht geradezu verdorben ist, betrachtet er es als ebenso einleuchtend, daß Christus ein herrlich, göttlich Ding sei, das man ehren müsse; und so meint er, eine Verbindung zwischen Christo und der gesetzlichen Frömmigkeit sei das vortheilhafteste; durch die gesetzliche Frömmigkeit könne ihm das Vertrauen erweckt werden, denn sie gelte vor aller Frommen Augen; wenn also Christus es nicht verschmähen wolle, sich in ihre Form zu kleiden, wie leicht würde es ihm da werden! So machen es die Jünger des Täufers; und ihr Beispiel hat sich tausendfach vervielfältigt durch alle christlichen Jahrhunderte hindurch; so haben unzählige treue Seelen in der

Christenheit von Anfang an, leider zu früh, es mit dem Herrn auch gemacht. Und glaubt nicht etwa, das sei bloß in unserer katholischen Schwesterkirche geschehen, aus der wir wegen ihres Verkommens in gesetzliche Frömmigkeit ausgewandert sind, ach es hat sich dasselbe auch in unserer Kirche wiederholt zu allen Zeiten derselben, auch in unsern Tagen und auch wohl in unsern Herzen.

2.

Was sagt der Herr nun dazu? Wenn wir für einen Augenblick von unserm Texte absehen und Christum im allgemeinen ins Auge fassen, so können wir nicht anders sagen als: Er stößt sie ab, die angebotene Verbindung; und das ist wohl sehr natürlich nach dem, was wir über die gesetzliche Frömmigkeit und was wir über Christus wissen. Freilich, das Gesetz hält er heilig, hoch in Ehren, auch wo es das bestimmte Gesetz des alten Bundes ist. Er hat ja von vorn herein ausgesprochen: Wähnet nicht, daß ich gekommen bin, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen. Ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen. Denn ich sage euch: Wahrlich, bis daß Himmel und Erde zergehe, wird nicht zergehen der kleinste Buchstabe vom Gesetz, bis daß es Alles geschehe.*) Er sieht aber im Gesetz freilich etwas ganz anderes als seine jüdischen Zeitgenossen mit ihrer gesetzlichen Frömmigkeit; er sieht im Gesetz auch des alten Bundes die geschichtliche Erscheinung des ewigen Weltgesetzes; und sein heiliges, sittliches Auge bleibt nicht stehen bei der Erscheinung, sondern haftet an Dem, was in ihr erschienen ist; die ewigen, unverrückbaren Ordnungen Gottes, die sind ihm das Gesetz, und dieses hat er erfüllt. Aber die gesetzliche Frömmigkeit, die sich in Uebungen, die keine sittliche Bedeutung haben, ergeht, ist ihm eben darum keine Frömmigkeit, sondern eine widerliche Scheinfrömmigkeit, mit ihr kapitulirt er gar nicht, geht an ihr vorüber. Und selbst wenn es Formen sind, die den Buchstaben des mosaischen Gesetzes für sich haben mögen, aber nicht Erscheinungen des ewigen, sittlichen Gesetzes sind, selbst dann setzt er sich über sie hinweg. Und so muthet er auch nicht den Jüngern zu, sich an sie zu halten; wo sie selbst ein gutes Gewissen haben, sich über sie hinweg zu setzen, spricht er Ja und Amen dazu, ohne freilich sie zu überstürzen in dieser Richtung. Wo er die gesetzliche Frömmigkeit in Einfalt kommen sieht, übt er Milde

*) Matth. 5, 17. 18.

aus, wie in unserem Texte; aber wo ihr eigentlicher Geist sich zeigt, wo ihr Wesen sich entwickelt hat, da tritt er ihr mit zürnender Entrüstung unerbittlich entgegen, wie jenen Pharisäern im 23. Kapitel unseres Evangeliums.

So verhält er sich im Allgemeinen zu der gesetzlichen Frömmigkeit. Wie antwortet er nun in unserm Texte auf die Frage der Johannesjünger? Wenn in ihrer Frage eine Aufforderung zur Verbindung mit der gesetzlichen Frömmigkeit lag, so wird das in der Antwort zurückgewiesen; seine Antwort stellt eine solche Verbindung als unmöglich dar. Der Herr antwortet ganz einfach, die Frage dünke ihn sonderbar; wie könnten sie nur auf den Gedanken kommen, seine Jünger sollten jetzt fasten? Das wäre ja etwas ganz Ungebührliches. „Wie können die Hochzeitleute Leid tragen, so lange der Bräutigam bei ihnen ist?" Ja gewiß wäre es widersinnig, mit Trauerkleidern Hochzeit zu halten; und es ist einleuchtend, wie wahr und schlagend das Wort war. Wie? diese Jünger, die den Heiligen Gottes fortwährend unmittelbar um sich hatten, fortwährend in seinem liebenden Auge die Huld und Gnade des himmlischen Vaters sehen konnten, die voll waren von überschwänglichen Hoffnungen, diese Jünger sollten fasten? Das war unmöglich, und nur die Gedankenlosigkeit des Unverstandes konnte es meinen; nur solche Herzen, die kein Gefühl dafür hatten, was Jesus einem ist, wenn man ihn in seiner Nähe hat, wie er das Herz entzündet, elektrisirt. Das Gleiche gilt noch immer. Es ist eine durchaus ungebührliche Forderung an das Christenthum, daß es sich mit gesetzlicher Frömmigkeit verbinden solle. Was ist denn das Christenthum, das Evangelium? Die freudige Botschaft von der erbarmenden Gnade des heiligen Gottes; das ist es heute noch ebenso wie vor achtzehn Jahrhunderten, und das wird es bleiben in alle Ewigkeit; und da ist kein Raum für äußere Uebungen, mit denen man Gott die Vergebung und Huld abverdienen will. Gottes erbarmende Huld kommt uns ja entgegen; dir sollen deine Sünden vergeben werden, sagt er ja, glaube nur an ihn! Und was sollten solche Uebungen, die, ich möchte sagen, auf das Ueberlisten Gottes abgesehen sind? Nein, das geht nicht, daß wir sagen, der Weg der Gnade ist mir zu demüthigend, ich will dir lieber den Himmel abverdienen, Hofdienste machen; nein, wer an Christum glaubt, findet in jeder Verbindung mit gesetzlicher Frömmigkeit eine arge Thorheit.

Und doch will es immer wieder scheinen, als ob dergleichen Frömmigkeit dennoch nicht überflüssig sei. Das hochzeitliche Kleid anzuziehen macht

sich nicht von selbst, nur durch Abtödtung der alten Natur; und diese Abtödtung macht sich nicht von selbst; und da scheint es, als habe die gesetzliche Frömmigkeit nicht so ganz Unrecht, als müßten ihre Uebungen der Abtödtung uns ganz willkommen sein. Aber der Schein ist nichtig. Der Herr weiß auch wohl von Abtödtung, weiß recht gut, daß den Jüngern das Trauern und Fasten sehr nöthig ist, wenn sie die Apostel sein wollen, die er braucht: „Es wird aber die Zeit kommen, setzt er hinzu, daß der Bräutigam von ihnen genommen wird, alsdann werden sie fasten." Ja diese Abtödtungen des alten Menschen sind unumgänglich, aber dafür sorgt ein Anderer, dafür sorgt der himmlische Vater, der Weingärtner, der die Reben reiniget, damit sie mehr Frucht bringen.*) Die schweren Tage, in denen man fastet und in Sack und Asche sitzt, die braucht der Mensch nicht herbeizurufen; ja ich möchte sogar sagen, er kann sie auch nicht herbeirufen. Was er sich selbst auflegt, demüthigt ihn nicht tief. O lieber Freund, du meinst deinen alten Menschen abtödten zu müssen; und dazu, glaubst du, müssest du besondere Anstalten treffen. Hat das dein himmlischer Vater nicht gethan? Hat er uns nicht heilige Forderungen vorgehalten? Gehe ein auf diese, beuge dich unter sein Gesetz, und du wirst merken, daß es dir an die Seele geht. Dein himmlischer Vater will durch eine lange Kette von Führungen dich läutern. Da mischt er Freude und Leid; das Schwere bleibt nicht aus, aber er mischt es so weise mit dem Freudigen, daß du es ertragen kannst, daß du nach und nach dem alten Menschen abstirbst. Siehe da, die einzige rechte Schule der wirklichen Abtödtung, die dein himmlischer Vater für dich, grade für dich eingerichtet hat! Du fragst, wie es geschehen solle, die alte Natur abzutödten? Bist du nicht Christ? Hast du damit nicht dein Kreuz auf dich genommen? Weißt du nicht, wie schwer es wird, Christum zu bekennen, wie gewaltsam das den alten Menschen angreift, was die Welt dazu sagt, wenn du Christum bekennst? Der Blick der Wahrheit und Gnade des Heilandes tritt dir ins Herz herein, trifft den alten Menschen, wird ihn tödten. Das sind die Abtödtungen, die allein helfen, sie allein, nicht die andern, die noch dazu in den Augen der Menschen Aufsehen machen und dem Ansehen schmeicheln.

Der Herr zeigt auch die völlige Unmöglichkeit einer solchen Verbindung der gesetzlichen Frömmigkeit mit sich, indem er die beiden hiebei zu denkenden Fälle ins Auge faßt. Es kann einmal so versucht werden, daß

---

*) Vgl. Joh. 15, 1. 2.

man die gesetzliche Frömmigkeit als Grundlage behält und dann denkt: Lasset uns doch unserer etwas matten Frömmigkeit aufhelfen mit dem frischen Lebenswasser! Das hat man zu allen Zeiten versucht. Der Herr denkt sich diesen Fall als möglich, er sagt: „Niemand flickt ein altes Kleid mit einem Lappen von neuem Tuch, denn der Lappen reißt doch wieder vom Kleide und der Riß wird ärger.“ Wenn der Zusatz von wirklichem, lebendigem Christenthum ist, so wird er in seiner Frische die völlige Haltungslosigkeit dieses gesetzlichen Wesens zum Vorschein bringen. Das ist eine Erfahrung, die gar manche fromme Christen in der katholischen Schwesterkirche wohl an sich selbst gemacht haben, viele, die sich nicht selbst darüber klar sind. Dann gibt es auch eine andere Weise, man legt das Christenthum zu Grunde und verbindet mit ihm die gesetzliche Frömmigkeit in scheinbar sehr empfehlender Weise. Man sagt: Das Christenthum ist etwas Geistiges, es muß aber einen Leib haben, wenn es in die Welt treten soll; es muß eine bestimmte Form haben. Und welche Form soll man da wählen? Da scheint es sehr vortheilhaft zu sein, die weltbekannte Form der gesetzlichen Frömmigkeit zu nehmen, die in der Welt so viel gilt; in diese kleidet man das Christenthum ein; und so wird es auch sein Glück machen, überall mit Hochachtung aufgenommen werden, und so wird es nach und nach gedeihen. So hat man nicht bloß gedacht, sondern auch gethan, und in der christlichen Kirche selbst von Anfang an; man hat gedacht, man müsse das Christenthum mit Einrichtungen gesetzlicher Frömmigkeit umgeben, damit mache man es populärer, gemeinfaßlicher, zu einem Gegenstande, der allgemein wirken könne und der menschlichen Schwachheit etwas entgegenkomme. Was dabei herausgekommen ist, wissen wir evangelische Christen wohl. Wenn es nun oft so aussieht, als wollten wir es auch so thun, was sollen wir dazu sagen? Nun, im Großen und Ganzen hat ja die evangelische Christenheit dies überwunden. Aber die Hauptsache für uns ist, daß auch hiergegen der Herr sich auf das bestimmteste erklärt hat. „Man fasset auch nicht Most in alte Schläuche, anders die Schläuche zerreißen und der Most wird verschüttet und die Schläuche kommen um; sondern man fasset Most in neue Schläuche, so werden sie beide mit einander behalten.“ Das ist die kurze, aber für alle Zukunft ausreichende Antwort des Herrn. Es geht nicht! Kleidet das Christenthum in jene alten gesetzlichen Formen der Frömmigkeit, versucht es nur! es hält nimmermehr, der christliche Geist leidet keine Form, die ihm nicht von selbst auf den Leib gewachsen ist, er durchbricht die Schläuche und — er wird verschüttet. Es

geht nicht anders, man kann den menschlichen Geist nimmermehr in solche Formen einzwängen, die sittlich bedeutungslos sind; der Geist des Herrn leidet nur die Formen, die ihm eigenthümlich, die ihm gerecht sind, und das sind die Formen der Freiheit von allem sittlich Bedeutungslosen. Das ist die Form, die sich von selbst macht, die reine und volle Sittlichkeit ohne irgend einen Beisatz, das ist die einzige Form, die dem Geiste des Herrn und seiner Frömmigkeit zusagt. Er sucht die Freiheit, die gar keine aparte Form hat, sondern die Form: fromm zu sein, in Sittlichkeit zu leben; und wenn ihr da eine andere Form herumkleidet, so bricht er hindurch. Aber sehen wir noch, was der Herr hinzusetzt: „er wird verschüttet." Nicht als ob ihr aus dem Christenthum etwas anderes machen könntet, aber ihr stört seine Wirksamkeit in der Welt auf die bedenklichste, beklagenswertheste Weise. Und warum wird er verschüttet? Er ist dann, dieser Geist des Christenthums, für Viele gar nicht mehr vorhanden, verschwindet in der Welt. Weil eben so Viele in ihrer Thorheit die Form mit dem Geiste verwechseln, und weil die Formen, die sie vor ihren Augen haben, untergehen, meinen sie, das Christenthum selbst sei untergegangen. Es fehlen dann lange Zeit dem Geiste des Christenthums die Kanäle für die Wirksamkeit; und daß das freilich ein übel Ding sei, liegt auf der Hand, wenigstens für unsere Tage; denn wenn sich das auch oft ereignet, nun wenigstens auf handgreiflichere Weise niemals als in unserer Zeit. Das ist es ja, woran es in unsern Tagen so erkrankt ist, daß die Schläuche, in die man es gethan, zerrissen sind und der Wein verschüttet scheint, weil man keine andern Schläuche hat. Es kann der Wirksamkeit des Christenthums Nichts störender sein, als wenn es die Formen durchbrechen muß, und seine Wirksamkeit dadurch, wenigstens für eine Zeit, unterbrochen und behindert wird.

Nun, wenn wir davon geredet haben, so haben wir für uns davon geredet. Wohlan denn, lasset uns vor den Herrn treten und uns fragen, was der Herr in seinem Worte uns, einem Jeden insbesondere sagt über die gesetzliche Frömmigkeit. Denn das glaube ich getrost, gesetzliche Frömmigkeit ist bei jedem von uns noch vorhanden; und selbst wenn sie nicht vorhanden wäre, so ist doch jedenfalls ein Zug zu ihr, ein Gedanke von ihr in unsern Herzen, so lange wir noch im Fleische wandeln, und in demselben Maße, in dem wir noch nicht durch die Gnade Christi von ihr frei geworden sind. Ja prüfen wir Alle uns vor ihm, und er wird uns helfen, daß wir mit seinem Auge uns betrachten und in unserm Leben alles das, was wir etwa mit guter Meinung von gesetzlichem Wesen an uns

haben, zum Opfer bringen, damit er es durch die Flamme seiner Liebe verzehre! Amen.

Lied 407, 5: Ach öffne uns Verstand und Herz.

---

# XLI.

## Die Vervollkommnungsfähigkeit der Lehre Jesu.*)

Lied 364, 1—4: Der Grund, auf dem mein Glaube ruht.

**Text: Joh. 16, 12—15.**

Ich habe euch noch viel zu sagen, aber ihr könnt es jetzt nicht tragen. Wenn aber jener, der Geist der Wahrheit, kommen wird, der wird euch in alle Wahrheit leiten. Denn er wird nicht von sich selbst reden, sondern was er hören wird, das wird er reden, und was zukünftig ist, wird er euch verkündigen. Derselbe wird mich verklären; denn von dem Meinen wird er es nehmen und euch verkündigen. Alles, was der Vater hat, das ist mein; darum habe ich gesagt: Er wird es von dem Meinen nehmen und euch verkündigen.

Der vorgelesene Text scheint die Reihe der Betrachtungen unterbrechen zu wollen, auf die wir durch die gegenwärtige kirchliche Zeit gewiesen sind. Es scheint ein Pfingsttext zu sein. Wir wissen ja, unsere Betrachtungen haben sich an den letzten Sonntagen mit der Lehre des Herrn beschäftigt; und in staunender Bewunderung stehen wir vor ihr in dieser Zeit, sinnend vor ihr und nicht aussinnen könnend, unser Herz an sie hingebend; — und da kommt unser Text. O meine Freunde, wir werden hier wohl leicht den innern Zusammenhang verstehen; denn wenn wir so staunend und sinnend stehen vor des Herrn gewaltigem, göttlichem, ewigem Worte: tritt denn da niemals der Gedanke an uns heran von der Vervollkommnungs-Fähigkeit und Bedürftigkeit seiner Rede? Wir müssen also damit ins Reine kommen, wenn wir wirklich mit ungestörter Freude ihrer Betrachtung uns hingeben wollen; wir müssen darüber ins Reine kommen, was für eine Nothwendigkeit vorhanden ist, die Lehre Jesu zu vervollkomm-

*) Gehalten am 5. Sonntag nach Epiphanias, den 5. Februar 1854.

nen, und was für eine Möglichkeit; und dazu leistet uns schwerlich ein anderer Text solche Dienste wie der unsrige. An seiner Hand wollen wir betrachten die Vervollkommnungsfähigkeit der Lehre Jesu. Wenn wir hier nicht zugleich von der Vervollkommnungsbedürftigkeit reden, so geschieht das nur um der Kürze willen, weil in der Fähigkeit die Bedürftigkeit mit enthalten ist; denn wer vervollkommnet werden kann, der muß es auch werden. Unser Text zeigt uns:

1. daß allerdings eine Vervollkommnungsfähigkeit der Lehre Jesu stattfindet, und

2. worin die wirkliche Vervollkommnung dieser Lehre Jesu besteht, wie sie geschieht.

1.

Es ist bei unserm Gegenstande vor allen Dingen nothwendig, uns über die eigentliche Meinung der Frage zu verständigen. Die Frage ist diese, ob die Lehre Jesu einer Vervollkommnung fähig und bedürftig ist. Um die Lehre Jesu also handelt es sich bei unserer Frage, nicht etwa also um eine ganz allgemeine Sache, wie man sie unter dem Namen der christlichen oder kirchlichen Lehre versteht; denn das geschieht zu leicht, daß man bei der Lehre Jesu gerade an die bestimmte kirchliche Lehre denkt, indem man beide stillschweigend als in völligem Einklang sich befindend voraussetzt. Die christliche Lehre ist eben nur ein Theil dessen, was man Christenthum nennt im Unterschiede von Christo selbst; und dieses Christenthum ist der Verbesserung wohl bedürftig. Christus freilich bedarf keiner Verbesserung, er ist derselbe in alle Ewigkeit. Wenn ich dagegen von Christenthum rede, so meine ich den ganzen Zustand des menschlichen Lebens, wie er in Folge der Wirkung Christi vorhanden ist, nach seiner äußern und innern Seite, wie es das Leben des Einzelnen und das des Ganzen ist; und das wird wohl eine Sache sein, die der Verbesserung sehr bedürftig ist, ja von Geschlecht zu Geschlecht, von Tag zu Tage sich abwandelt. Beim Christenthum des Einzelnen leuchtet die Nothwendigkeit auf das unmittelbarste ein. Wer wüßte nicht, wie sehr seine religiöse Erkenntniß, sein christliches Leben noch der Verbesserung bedarf? Aber auch wenn wir unter Christenthum den Inbegriff aller der Vorstellungen, der Ordnungen verstehen, welche sich in der Welt gebildet haben in Folge der Erscheinung Christi, das, was wir die christliche Religion nennen, dann ist es nicht zweifelhaft, daß das Alles im Werden ist und, wenn es dem Sinne des Herrn entsprechen soll, wahr-

lich noch etwas ganz anderes werden muß. Von diesem äußerlich gewordenen Geiste des Herrn, dem Leibe Christi ist nun auch die christliche Lehre ein Theil; und der Theil wird eben nicht besser sein als das Ganze. Fühlen wir es denn nicht, daß die christliche Lehre neu gestaltet werden muß aus dem Fleisch und Blut unserer eigenen Zeit? So also bedarf sie der Vervollkommnung. Nicht aber etwa bloß der Form, sondern auch dem Gehalte nach. Nicht etwa nur so, daß sie eine immer deutlichere, klarere, tiefere Darstellung erhält; nein, auch das Darzustellende selbst muß anders werden, wenn es wahrhaft unser eigen werden soll. Wenn wir evangelische Christen von unserm evangelischen Standpunkte her etwas dagegen einwenden wollten, indem wir auf die Schrift hinweisen, welche unverbesserlich sei: so kann gerade die Schrift auf das Gegentheil hinweisen. Ist sie denn etwa ausgeschöpft? Erkennen wir nicht jedesmal, sobald wir zu ihrer andächtigen Lesung schreiten, daß da noch Schätze verborgen sind, die noch gehoben werden sollen? Das also ist uns nicht streitig: die christliche Lehre bedarf einer Vervollkommnung.

Diejenige Frage nun, um die es sich hier handelt, betrifft die Lehre Jesu selbst, nicht etwa bloß, was die Menschen aus ihr gemacht haben mögen. Freilich, die Vervollkommnung der christlichen Lehre besteht zum großen Theil eben darin, daß man sie auf die ursprüngliche Lehre Jesu zurückführt, daß man das, was die Theologie in bester Absicht herangebaut hat, wieder abträgt, um Jesu Lehre selbst in ihrer ganzen Schönheit hervortreten zu lassen. Aber wäre man denn dann fertig? Diese eigene Lehre Jesu, die nun noch übrig bliebe, wäre sie keiner Vervollkommnung mehr bedürftig? Das scheint eine Frage, die frevelhaft klingen würde, wenn nicht der Text auf sie eine Antwort gäbe. Ja darüber ist unter uns kein Zweifel, daß, was der Herr gelehrt, vollkommen ist. Himmel und Erde werden vergehen, aber seine Worte vergehen nicht.*) Das ist keine Frage; und ebenso wenig ist es fraglich, daß das, was der Herr gelehrt, gerade nothwendig war in dem Augenblick, wo er es lehrte, daß es das vollkommen hinreichende Kapital war, wodurch die vollständige Möglichkeit einer Erlösung der Welt gegeben war. Aber wenn wir dieses nun darauf hin ins Auge fassen, ob es als Lehre vollkommen ist, namentlich in der Gestalt, in der es durch unsere evangelischen Berichte zu uns gekommen ist; wenn wir fragen: Ist das als Lehre vollkommen oder der Vervoll-

*) Luk. 21, 33.

kommnung fähig? — so müssen wir ganz ehrlich antworten: Ja, als Lehre ist es allerdings der Vervollkommnung bedürftig. Denn ihr merkt es ja sehr bald, daß hier noch Mancherlei fehlt; ihr tretet mit so vielen Fragen heran, und erhaltet keine Antwort auf sie. Es mögen mitunter müßige Fragen sein, aber auch an gewichtigen Fragen fehlt es nicht. Und dann, ist nicht das Ganze wenigstens scheinbar ein bloßes Bruchstück, ist es wirklich ein gegliedertes Ganzes? — denn wie käme es sonst, daß wir uns Mühe geben müssen, das Ganze aus dem Einzelnen zusammenzusetzen, daß der Eine es wieder anders baut als der Andere? Es wäre thörichter Aberglaube, wenn wir diese Unvollkommenheit verstecken wollten und glaubten, daß sie einen Schatten von Unvollkommenheit auf den Lehrer, den göttlichen Propheten werfen würde. Der Text zeigt, daß der Herr ganz dasselbe sagt. „Ich habe euch noch viel zu sagen," so spricht er zu den Zwölfen am letzten Abend vor seinem Leiden, „aber ihr könnt es jetzt nicht tragen." Da hört ihr ja aus dem eigenen Munde des Herrn, daß die Rede, die er in die Welt geredet, noch nicht vollständig ausgeredet ist; und es ist begreiflich, daß, wenn noch Vieles fehlt von den Bestandtheilen des Ganzen, das Ganze eben nicht ein Ganzes ist. Aber er fügt zugleich die Betheuerung hinzu, diese Vervollkommnung werde nicht ausbleiben; er weist hin auf den Geist der Wahrheit, den er ihnen senden werde, der werde sie in alle Wahrheit leiten. Er gibt die Gründe auch zugleich mit an, indem er das Bedürfniß einer Vervollständigung, also Vervollkommnung seiner Lehre ausspricht; und die Gründe sind derart, daß sie den scheinbaren Mangel in das Licht eines gänzlichen Vorzugs stellen. Der Herr hat noch viel zu sagen: so reich ist der Schatz göttlichen Wissens, aus dem er mittheilen kann, so wenig läßt er sich erschöpfen in kurzer Frist, so voll ist seine Seele von Erkenntniß der übersinnlichen Dinge, daß er fühlt, um das rein und klar auszusprechen, dazu gehören Jahrhunderte, Jahrtausende, dazu gehört eine Fülle von Zeit. Sehen wir andrerseits auf die, zu welchen er zu reden hatte, wie schwach sind sie! wie unfähig, das Große, Hohe in die Welt hinein zu verkündigen, das er ihnen anvertrauen möchte! „Ihr könnt es jetzt nicht tragen," ihr habt gar nicht das Auge, das di se Dinge sehen könnte, die mein Herz erfüllen; ihr könnt es nicht fassen; der Gesichtskreis, den ich euch eröffnet habe, ist euch noch gar zu neu in seiner euch bis dahin nicht vorgekommenen Weite; ihr könnt nicht sehen, was euch zu Füßen liegt, und also euch auch nicht den himmlischen Gesichtskreis vorstellen.

Was der Herr damals nicht konnte, verheißt er für die Zukunft: „Wenn aber jener, der Geist der Wahrheit, kommen wird, der wird euch in alle Wahrheit, leiten" oder vielmehr genauer übersetzt: „in die ganze Wahrheit." Da ist die Vervollkommnungs-Fähigkeit ausgesprochen, deren Bedürftigkeit er so eben in so rührender Weise anerkannte: der Geist der Wahrheit wird nachholen, was ich ungesagt lassen muß. Und das hat sich bewährt. Wenige Wochen, nachdem er es gesprochen, kam der Geist am Pfingsttage und begann von da an ein Werk der Erleuchtung, das uns jetzt noch blendet, wenn wir mit unsern matten Augen in das helle Licht der Erkenntniß in den Briefen der Apostel schauen. Wir würden uns aber gewiß täuschen, wenn wir annehmen wollten, mit der Erleuchtung der Jünger des Herrn sei die Erleuchtung ein für allemal abgeschlossen, die der Herr verheißen hatte. Die Erleuchtung reicht hinaus in alle Zeiten der Gemeinde des Herrn; für alle gilt es, daß der Geist der Wahrheit des Herrn, der von oben herabkommt, die Gemeinde in die Wahrheit leitet, um sie nach und nach fähig zu machen, die ganze Fülle dessen, was er mitzutheilen hat, zu tragen und zu fassen. Und daß der Geist noch lange nicht am Ziele ist, daß er am Werke der Vervollkommnung fort und fort zu arbeiten hat, das kann uns nicht entgehen; denn wahrlich, wenn wir unsere christliche Erkenntniß nehmen, das kann nicht die vervollkommnete sein, sonst könnte sie nicht so vereinzelt hergehen neben unsern andern jetzigen Erkenntnissen. Das müßten nicht verschiedene Dinge sein, Christum erkennen und die Welt erkennen; und statt die Widersprüche zwischen ihnen, müßten wir den Einklang zwischen beiden vernehmen.

## 2.

Doch die Hauptsache wird für uns sein, von der Art, wie die Vervollkommnung der Lehre Jesu geschieht, uns eine richtige Vorstellung zu machen. Worin diese Vervollkommnung allein bestehen kann, das sagt uns freilich schon die einfache Betrachtung der Sache selbst. Es handelt sich um Vervollkommnung der Lehre Jesu, also schlechterdings nicht etwa darum, von Jesu abzukommen und über ihn hinauszugehen, sondern um eine Weiterführung, Entwicklung und Vollendung dessen, was der Herr als den unverrückbaren Grund der Erkenntniß ausgesprochen hat. Vervollkommnung heißt nicht etwa Aufhebung, Verwerfung, Verderbung, Zerreißung und Zerstücklung; es heißt Vollendung eines Angefangenen durch Fortführung der

seiner Natur entsprechenden Entwicklung. Wo also das Hohe, Geheimnißvolle der Lehre Jesu, das, was man vor der Hand nicht verstehen und begreifen kann, sollte bei Seite geschoben werden, da kann von einer Vervollkommnung nicht die Rede sein; wo man einzelne Bestandtheile seiner Lehre fortwerfen würde, da ist nicht daran zu denken. Die Vervollkommnung kann nur darin bestehen, daß alle Bestandtheile auf das gewissenhafteste zusammengefaßt, und zwar lebendig zusammengefaßt werden, in ein lebendiges, gliedliches Ganzes, einerseits in sich selber, andrerseits mit allen andern menschlichen Erkenntnissen. Wo etwa eine Herabstimmung, eine Abschwächung der Lehre Jesu die angebliche Vollendung wäre, davon wenden wir uns ab. Wo etwa die Kunst darin bestände, unsere eigenen Vorstellungen Jesu unterzuschieben, da ist nicht Vervollkommnung. Wo man etwa unternähme, die Abhängigkeit, in der wir uns von Jesu befinden, auch in Beziehung auf Erkennen und Denken, wegzuwerfen, uns in eine freiere, wie man sie nennt, das heißt ungebundene, willkührliche Stellung zu ihm zu begeben, da ist keine Vervollkommnung. Wo die Richtung darauf geht, die ganze christliche Lebensansicht ihres tiefen Gehaltes zu berauben, um sie freilich dann recht handgreiflich und verständlich zu machen, da ist Verderbung.

Aber wie sollen wir uns die wirkliche Vollendung näher vorstellen? Das Erste, was der Herr hervorhebt, ist, daß er Den nennt, durch welchen sie geschieht. „Wenn aber jener, der Geist der Wahrheit kommen wird, der wird euch in alle Wahrheit leiten.“ Der Geist der Wahrheit, von dem er an andern Stellen sagt, daß er ihn senden werde vom Vater als den Tröster, den Beistand:*) dieser Geist der Wahrheit, der heilige Geist Jesu Christi selbst ist es allein; also in der That Jesus selber durch seinen heiligen Geist. Das muß nun überall die Stellung der Menschen zu ihm sein, daß sie Werkzeuge dieses Geistes sein wollen, ihm sich öffnen, hingeben, daß er in ihnen wirke, walte. Wo dagegen irgend ein Mensch sich auf sich selber stellt, meint sich auf die eigene Vernunft und Kraft stellen zu wollen, der hat die rechte Stellung verloren. Freilich, wir müssen *dabei sein*; nicht ohne die Vermittlung unserer eigenen Vernunft und Kraft kann er sein Werk ausrichten; aber *er* richtet es aus. Und daß nun dieser Geist der Wahrheit wirklich die Lehre Christi vollende, daß seine Lehre das Werk Jesu Christi fortführe, zeigt der Text auf's deutlichste. „Denn er wird nicht von sich

---

*) Joh. 14, 16. 26; 15, 26.

selbst reden, sondern was er hören wird — nämlich von mir — das wird er reden, und das Zukünftige wird er euch verkündigen." „Von dem Meinen wird er es nehmen." Also nicht etwas Fremdartiges, sondern das Eigenthum Jesu selbst ist es, wodurch der Geist der Wahrheit die Lehre Jesu vollkommen macht. Es ist nichts neues, was er hinzufügt, sondern er entfaltet nur das Vorhandene: das thut er, und nichts anderes. Beachten wir auch, wie der Herr sagt: „Was zukünftig ist, wird er euch verkündigen," das heißt: Der Geist der Wahrheit wird euch auch den künftigen Entwicklungsgang meiner Sache deutlich machen. Der Gang der Entwicklung meiner Sache, der sich durch Jahrtausende hindurchziehen wird, ist jetzt in völligen Nebel gehüllt; ihr könnt jetzt nicht erkennen die langen, wundervoll verschlungenen Wege, durch die mein Reich zu seinem Ziele gelangen wird. Das müßt ihr freilich lernen, und das wird er euch verkündigen, auch nicht Alles auf einmal, sondern langsam, wie die menschliche Schwachheit es erfordert; und so wird dieser Geist der Wahrheit die Christenhoffnung von Geschlecht zu Geschlecht von neuem beleben. Ja das hat die Geschichte bewährt; das ist zu allen Zeiten ein Hauptmerkmal gewesen der Erleuchtung durch den heiligen Geist, daß er die Christenhoffnung, die Hoffnung der ewigen zukünftigen Herrlichkeit immer strahlender und klarer in den Seelen der Gläubigen hat aufgehen lassen. Und wenn Jemand will die Lehre Jesu vervollkommnen, und weiß nichts von der Christenhoffnung und will uns bloß in den Staub herabziehen, so weisen wir ihn ab und sagen: Dein Geist ist nicht der Geist der Wahrheit.

Der Herr faßt, was der Geist thun wird, in dem Einen zusammen, er werde Christum verklären. Darin faßt sich die Vervollkommnung zusammen. Er wird das Bild Christi immer herrlicher, erhabener, anziehender uns vor Augen stellen, und auch immer deutlicher, klarer, handgreiflicher und anschaulicher; das beides hängt unter sich zusammen. Daß dieser Jesus Christus immer tiefer und klarer sich vor unsern Augen gestaltet, daß wir seine Züge immer besser nachbilden können, das ist das Werk des Geistes der Wahrheit. Und nun mag man kommen und sagen, man wolle die Lehre des Herrn vervollkommnen, während man ihn klein und räthselhaft macht! Ein solcher Kleiner kann nicht das gethan und geredet haben, was dieser Große redet. Nein, vervollkommnen heißt es, wenn man ihn in seiner ewigen, göttlichen Klarheit und Herrlichkeit in den Vordergrund hervorzieht.

Wenn wir die wirkliche Vervollkommnung der Lehre Jesu durch den

heiligen Geist ins Auge fassen, dann dürfen wir auch nicht übersehen, daß der Herr zugleich die Methode beschreibt, nach welcher dieselbe geschieht. „Er wird euch in alle Wahrheit leiten," oder buchstäblicher: den Weg weisen. Also eine Wegweisung, eine erziehende Leitung soll es sein. Nun ja, so ist es. Nicht durch bloße Enthüllung von Erkenntnissen, nicht durch bloßes Lehren für sich allein, sondern durch Erziehen wird die Wahrheit Jesu in ein immer helleres Licht gestellt. Und wer sich dem nicht unterziehen will, wer da meint, mit klügelndem Verstande es thun zu können, der kennt noch nicht die Art, wie Jesus lehrt. Nur durch Erneuerung des christlichen Lebens kann die Vervollkommnung geschehen; das gilt von jedem Einzelnen wie von dem Ganzen des menschlichen Geschlechts; und hier können wir es inne werden, daß in Allem dem nicht etwa Zauberei ist, daß vielmehr das Uebernatürliche hier ganz natürlich zugeht.

Wie ist es nun? wollen wir uns darüber verwundern, daß die Lehre des Erlösers einer Vervollkommnung fähig und bedürftig ist? Nein, gewiß nicht. Richtig verstanden geben wir es zu; aber richtig verstanden erkennen wir in dieser ihrer Vervollkommnungsfähigkeit in der That nur eine neue Offenbarung seiner unvergänglichen Herrlichkeit, nur einen neuen Beweis dafür, daß das Wort des Herrn ewig bleiben wird, wie er geredet hat: Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte vergehen nicht. Amen.

Lied 364, 5: Erhalte mir, o Gott, dein Wort.

---

## XLII.

# Das Verhältniß zwischen Wissen und Thun im Christenthum.*)

Lied 532, 1–4: Mir nach! spricht Christus, unser Held.

### Text: Joh. 13, 17.

So ihr Solches wisset, selig seid ihr, so ihr es thut.

Die Lehre des Herrn Jesus ist, wie jede rechte Lehre, dazu gegeben, daß sie Erfolg habe. Daß wir uns hieran ausdrücklich erinnern, ist gewiß

*) Gehalten am Sonntag Sexagesimä, den 19. Februar 1854.

nicht überflüssig, und es kann uns nicht wundern, daß die Betrachtungen der Lehre Jesu, die uns in den letzten Stunden beschäftigen, ihrer Ausübung gegolten haben. Das ruft uns der Herr in unserm Texte ausdrücklich zu, daß das Wissen seines Willens um des Thuns willen da sei. Freilich spricht er in diesen Worten nicht von allem christlichen Thun überhaupt; sondern sie sind gesprochen bei dem Fußwaschen, welches er am Abend vor seinem Leiden mit den Jüngern vornahm, wonach er sagte, er habe ihnen damit ein Beispiel gegeben, damit sie sich untereinander thun sollten, wie er ihnen gethan habe. Darauf sagte er: So ihr Solches wisset, selig seid ihr, so ihr es thut. Aber es gilt dieses in weiterem Umfange von dem gesammten Wissen des Christenthums; und in solchem allgemeinern Sinne hat er es auch sonst ausgesprochen. Wer wüßte nicht, wie er am Schlusse der Bergpredigt Den, der sein Wort höre und nicht thue, einen thörichten Mann nennt welcher sein Haus auf Sand baue.*) Das kann von allem Wissen im Christenthum gesagt werden, daß es nur, wenn es auf das Thun berechnet ist, einen festen Grund hat; wie auch Jakobus sagt: „Seid Thäter des Wortes, und nicht Hörer allein, damit ihr euch selbst betrüget."**) Wenn also unser Text uns hieran erinnert, so führt er uns überhaupt auf das Verhältniß zwischen Wissen und Thun im Christenthum. Dieses Verhältniß ist nicht so ganz einfach, und fast immer hat man das eine dem andern untergeordnet, bald dieses jenem, bald jenes diesem. Aber wir wissen, das läßt sich nicht so halten; das Untergeordnete, Gedrückte strebt wieder auf, es macht sich frei. So lasset uns denn dieses gemeinsam erwägen; unsere Betrachtung dieses Gegenstandes wird auf drei Hauptpunkte hinauslaufen; wir werden sagen:

1. Vom Wissen ist es freilich bis zum Thun noch ein weiter Schritt im Christenthum.

2. Gleichwohl gibt es doch im Christenthum zum Thun desselben keinen andern Weg als den des Wissens desselben.

3. Zu diesem Wissen des Christenthums gelangt man aber nicht anders als mittelst der Einübung Dessen, was man vom Christenthum weiß.

## 1.

Der Herr spricht das Wort mit schwerem Ernste. Er hat den Jüngern gesagt, was zu thun sei, wie sie in seine Fußtapfen treten möchten;

---

*) Matth. 7, 26. **) Jak. 1, 22.

aber er fühlt, sie sind noch lange nicht in seinen Fußtapfen, es gibt noch einen weiten Weg vom Wissen zum Thun. Er sieht: aus dem Wissen folgt noch gar nicht mit Nothwendigkeit das Thun selbst bei diesen Jüngern. Das lehrt uns ja auch unsere eigene Erfahrung. Wir begegnen uns alle Tage darauf, daß wir wohl wissen, daß wir etwas thun sollen, und es doch nicht thun. Es ist ja in allen den Dingen, die man in irgend einem Sinne eine Kunst nennen kann, vom Wissen dieser Kunst bis zum Können derselben, woran sich das Ausüben schließt, noch ein weiter Weg. Eben diese Dinge nennt man Künste im weitesten Sinne des Wortes; und ich meine, wenn irgend etwas eine Kunst ist, so wird es das Christenthum sein. Offenbar, je höher eine Kunst ist, desto schwerer; und das Christenthum ist doch unter allen die höchste und schwerste Kunst; seine Aufgabe überragt die aller andern, in ihr ist zusammengefaßt, was es von hohen, göttlichen Aufgaben gibt. Man wird sagen, diese Betrachtung gehöre nicht in eine evangelische Gemeinde; wenn wir von Aufgaben, Forderungen des Christenthums redeten, so machten wir aus ihm ein Gesetz, da es doch Gnade, Evangelium sei. Aber darum, weil das Christenthum Verheißung, Gnade ist, hört es nicht auf, Forderungen, Aufgaben zu stellen. Sagen wir vielmehr: Eben darum ist es Gnade, damit es auf dieser Grundlage Forderungen stellen könne, wie sie Gottes würdig sind.

Aber übersehen wir nun auch nicht, daß gleichwohl dieser Weg durchgemacht werden muß. Das sagt der Herr eben so bestimmt: „So ihr Solches wisset, selig seid ihr, so ihr es thut." Selig werden könnt ihr nicht durch das Wissen der Dinge, es sei denn, daß ihr von diesem Wissen überschreitet zum Thun derselben. Und nicht wahr, selig sein und Christ sein ist gleichbedeutend, so gewiß das Christenthum gleichbedeutend ist mit dem Evangelium der frohen Botschaft; wer kein seliges Kind Gottes sein will, kann kein Christ sein. Ja das ist auch kein Zweifel: wer Alles das thäte, was das Christenthum fordert, der wäre ein seliger Mensch. Aber ebenso einleuchtend ist es, daß, wo dieses Thun fehlt, das Wissen des Christenthums niemals Seligkeit gibt, weder der Welt im Ganzen noch dem Einzelnen. Das wäre doch keine Seligkeit, wenn wir uns sagen müßten: Du weißt, was der Herr will, und thust es nicht; dieser innere Zwiespalt wäre keine Seligkeit.

2.

Aber wie wollen wir nun diese Kluft überschreiten? Darauf müssen wir uns Antwort geben, sonst ist alles Klagen und Jammern vergeblich.

Wie gelangen wir über diesen Zwiespalt hinaus und vom Wissen vom Christenthum zum Thun desselben? Da liegt allerdings die Gefahr sehr nahe, daß wir vom Wissen uns abwenden möchten mit dem Gedanken, und meinen, das Wissen thue nichts zur Sache. Und doch kämen wir auf diese Weise auch nicht auf den rechten Weg. Was sollte uns zum Thun des Christenthums treiben, wenn nicht eben das Wissen vom Christenthum? Was sollte unser Leben in Bewegung setzen, wenn nicht eben dieses innerste Bewußtsein, das ergriffen ist von seiner Wahrheit, Gnade, Schönheit? Nein, gestehen wir es, bei diesem Ueberschreiten vom Wissen zum Thun wird das Wissen nicht müßig sein können.

So wird es denn darauf ankommen, daß unser Wissen das rechte sei. Ja das rechte, wirkliche, wahre Wissen muß es sein; von da aus geht es wohl. Wie sieht denn das aus? Sehen wir doch auf die Beschaffenheit desselben, und auf den Gegenstand, worauf es gerichtet ist. Wir kennen Alle zweierlei Wissen: das eine ist wahrhaft unser eigenes, das andere ist eigentlich nicht unser eigenes, es ist das Wissen des Menschen überhaupt. Ueberall, wo wir lediglich mit dem Verstande wissen, sind die Wissenden nicht eigentlich wir, sondern der Mensch überhaupt, und wir wissen das, was Jeder wissen soll. Erst wenn ich mich mit meinem eigenen Wissen unterscheide von dem Wissen eines Andern, dann ist es mein eigenes Wissen; und wenn wir so wissen, dann wissen wir eben nicht mit dem Verstande allein, sondern auch mit dem Gefühl, mit dem Herzen. So also müßte unser Wissen vom Christenthum beschaffen sein, wenn es ein wirkliches Wissen sein soll. Aber nehmen wir nun das Andere hinzu: ein wirkliches Wissen vom wirklichen Christenthum. Denkt euch den Menschen, der das Alles, was uns in Christo kund gethan, wirklich weiß, der Christum kennt als den, der er wirklich ist, also der in Christo Gott erkennt, so wie er in dem Sohn seiner Liebe sich geoffenbaret hat; — der in Christo Gutes und Böses erkennt, so wie es in ihm, im Lichte seiner Erscheinung, seines Wortes uns sich gezeigt hat; der das Gute kennt mit allen diesen eigenthümlichen Schönheiten und Reizen, mit all diesem Schmelz eines neuen himmlischen Lebens, und das Böse in dieser ganzen Häßlichkeit und Finsterniß des Todes, in dieser ganzen Verzerrung aller Züge, in der es in Jesu Lichte uns aus der Welt um Jesum her anschaut; — wer die Sünde so kennt, wie Jesus sie hat kennen und wissen gelehrt; — und weiter, wer Jesum kennt als den, den er sich zeigt, den eingeborenen Sohn vom Vater, in welchem Gott selbst unseres Geschlechtes geworden ist, als den Erlöser,

den Befreier von Schuld und Strafe der Sünde und aus der Gewalt und den Ketten der Sünde: wer das weiß, was weiß der nicht? wie muß der nicht aus dem Wissen ins Thun hinübergetrieben werden? wie wäre es möglich, daß ein solches Wissen nicht unmittelbar ins Thun hinübergetrieben würde? Ein solches Wissen pflegt nun zwar das unsere nicht zu sein. Wo es aber ist, da kann es nicht fehlen, daß es auch unmittelbar ins Thun übergeht. Der Apostel hat gesagt: „Wer da sagt: Ich kenne ihn, und hält seine Gebote nicht, der ist ein Lügner."*) Wo dieses Wissen ist, da ist das Können auch da mit unvermeidlicher Nothwendigkeit. Das Wissen des Christenthums und nicht bloß vom Christenthum ist zugleich ein Verstehen, ein Können des Christenthums.

3.

Aber damit sind wir freilich noch nicht am Ziele. Denn wie soll das geschehen, daß ein Wissen vom Christenthum auch ein Wissen des Christenthums wird, welches auch zugleich unser Können des Christenthums in sich schließt? Nun freilich, Eines haben wir: durch Gottes Gnade soll es geschehen, durch sie allein, und durch sie allein kann es geschehen; und wenn es dazu kommt, daß ein Wissen des Christenthums entsteht, welches zugleich ein Thun bewirkt: nichts anderes als Gottes Gnade soll dabei die Ehre haben. Aber wir müssen doch auch irgendwie dabei sein; Gott kann es nicht für uns thun, sondern in uns. Welcherlei Thun mag das nun sein, was dabei mit ins Spiel kommt von unserer Seite? In den andern Künsten ist auch das Wissen von der Kunst nicht sofort das Können derselben, sondern erst das Wissen der Kunst schließt ein Können und Ausüben ein. Daß nun ein Kennen zum Können wird, geschieht eben, wie der einfachste Handwerker sagt, durch das Einüben der Sache. Du mußt anfassen als Lehrling und einüben, was du bisher von dieser Kunst weißt. Und wenn wir fragen: Warum mag das der einzige Weg sein? — so wird er sagen: Ja in unsern Gliedern ist von vornherein etwas, was widerstrebt der Art von Thätigkeit, welche zur Ausübung erfordert wird; dieses Widerstreben muß gebrochen werden, und das geschieht eben durch die Einübung; und darum ist die Einübung durchaus nothwendig.

So ist es in den andern Künsten; und sollte in der großen Kunst des Christenthums nicht auch dieses es sein, was zur Gnade Gottes von unserer

*) 1. Joh. 2, 4.

Seite hinzukommt? Ja eben zu diesem Einüben gibt uns die göttliche Gnade und sie allein das Vermögen. Wenn es gelingt, ist es ihr zuzuschreiben; aber gethan muß es werden. Und da brauchen wir auch nicht erst zu fragen, warum das Einüben erforderlich ist. Weil eben in uns eine widerstrebende Macht ist, die dem Christenthum feindlich ist, und diese Macht gebrochen werden muß, auf dem Wege, auf dem überhaupt ein solcher Widerstand in unsern Gliedern überwunden werden kann. Das Christenthum findet den Menschen in einer Richtung, die ihm widerstrebt. Unser Bewußtsein ist in einer Richtung, die das Christenthum abstößt, statt es anzuziehen. Und ebenso unsere Thätigkeit: statt auf die Einwirkung des Christenthums einzugehen, sucht sie diese von sich abzuwehren, kehrt ihr den Rücken. Nun, das muß anders werden, damit es in uns hinein kann. Nur dadurch kann es anders werden, daß wir dieses Bewußtsein, diese Thätigkeit überwinden, dadurch daß wir, was zum Christenthum gehört, einüben. Und dann wird es mit einem Male anders. Die göttliche Gnade tritt jetzt in unsere Seele ein; wir sagen: Ach, es ist ja so sonderbar, daß wir das Christenthum so widersinnig, so geschmacklos fanden. Und unsere Thätigkeit, unsere Triebe und Kräfte werden in der Einübung dessen, was wir vom Christenthum wissen, durch die göttliche Gnade ganz anders gerichtet, nämlich hin auf das Christenthum; und nun spüren wir den Zug zu ihm, die Belebung der Kräfte im Sonnenlichte des Christenthums, nun fühlen wir, es wird Morgen, nun fangen wir an, das Christenthum zu können; und wenn wir es können, dann üben wir es auch aus.

Das ist der Weg, ein Weg von großer Allmählichkeit, der gar viel Zeit und deßhalb viel Mühe erfordert. Wer, der irgend eine menschliche Kunst gelernt, wüßte nicht, was für Schweiß es kostet, bis man nach und nach das, was man von ihr weiß, auch eingeübt hat? Wer kennt das nicht aus eigener Erfahrung? Darum ist es begreiflich, daß dieser Weg, der allein zum Ziele führt, uns gar übel gefällt. „So langsam, so mühselig soll es geschehen," sagen wir uns, „und doch ist es ein Werk der Gnade? Plötzlich, mit einem Male muß es gelingen, die Ketten zu brechen." O Geduld! So geht es nicht; das ist gar schön geträumt, aber das sind nicht Gottes Ordnungen; Gott ist kein Zauberer. Auf jedem andern Wege wäre die Sache eine große Täuschung. Wer es mit Ungeduld erzwingen will, wer nicht innerlich, Schritt für Schritt, auf dem Wege sittlicher Umänderung vom Wissen zum Thun gelangen will, erreicht das Ziel niemals. Der Weg ist sehr unansehlich, niedrig, ihr habt Recht, und unsere Eitelkeit möchte

einen andern Weg gehen. Aber das Andere, so schön und hoch es klingen mag, sind nur Luftsprünge, die mit schnödem Falle enden.

Und so sehen wir, es geht Alles ohne große Künste ganz natürlich zu, trotz dessen, daß es ein Werk der Gnade Gottes ist. Man weiß ja vom Christenthum; wer wüßte nichts davon? wer wäre in christlicher Gemeinde erzogen und hätte nichts gelernt davon? Nun, wenn du etwas davon weißt, so übe es ein! Daß dich niemals der Wahn befalle, als ob es irgend ein Wissen vom Christenthum gebe, das zu etwas anderm da sei, als durch Einübung gelernt zu werden! So wirst du sicher, wenn auch langsam gehen, und von Tag zu Tage mehr lernen vom Christenthum und mehr Stoff erhalten zum Lernen. Uebe es ein; der Tag wird kommen, wo du es ganz kannst; hier nicht, aber dort wird er kommen; und ein so herrlicher Tag kommt nie zu spät. Der Weg ist einfach; jedes Kind kann ihn finden, und kein Mensch kann sagen, daß er ihn nicht zu betreten vermöchte. Ein Jeder weiß etwas vom Christenthum, und über Jedem waltet die göttliche Gnade. Ein innerer Trieb, ein Instinkt waltet in uns vernehmlich genug, trotz des Widerstrebens des alten Menschen; dennoch waltet der innere Trieb, weil er ein göttlicher ist. Und wenn die Stimme des Gewissens übertäubt werden sollte, dann gibt es noch einen andern, der da redet: der ewige, heilige Geist Gottes, der Geist der Heiligkeit und Gnade bewirkt, daß das Gewissen laut reden kann und uns hinweisen auf den Weg, auf dem Jeder erfährt, wie wahr der Herr gesprochen: „So ihr solches wisset, selig seid ihr, so ihr es thut." Amen.

Lied 532, 7: So laßt uns denn dem lieben Herrn.

---

## XLIII.

# Von dem Widerspruch, den der Erlöser von den Sündern erduldet hat.*)

Eingangslied 65, 1. 2: Senke dich auf uns hernieder
Hauptlied 96, 1—3: Sei mir tausendmal gegrüßet.

**Text: Hebr. 12, 3.**

Gedenket an Den, der ein solches Widersprechen von den Sündern wider sich erduldet hat, daß ihr nicht in eurem Muthe matt werdet, und ablasset.

Unmittelbar vor dem vorgelesenen Texte hat der Apostel seine Leser ermahnt, sie sollten gegenüber von all den Glaubenszeugen die Sünde, die ihnen noch anklebe und sie träge mache, ablegen und auf der Rennbahn, die der Herr ihnen eröffnet, den Wettlauf anheben in ausharrender Geduld; und zu diesem Kampfe räth er ihnen an, aufzuschauen auf Jesum Christum, den Anfänger und Vollender ihres Glaubens, auf den leidenden und durch Leiden zur Herrlichkeit gekommenen Erlöser. Auch für uns möchte eine solche Ermahnung am Orte sein, und zumal in einer Stunde wie heute, da wir die gemeinsame Feier der Leidenszeit von neuem beginnen. Gewiß, diese Trägheit zu laufen müssen wir allzumal empfinden, wenn wir in der Fastenzeit Den betrachten, der den Kampf durchgeführt hat, ohne Trägheit zu verspüren und ohne sich einen Augenblick aufzuhalten auf dem Wege. Wie folgen wir nun auf eine recht angemessene, zweckmäßige Weise dem Rathe unseres Textes? Ich meine dieses: wenn wir aufschauen auf den Erlöser, um uns zu erwecken aus unserer Trägheit, aus welchem Gesichtspunkte sollen wir ihn in seinem Leiden betrachten, um die Erweckung aus unserer schläfrigen Mattigkeit zu empfangen? Der Verfasser unseres Briefes hat wohl gewußt, daß seinen Lesern diese Frage auch aufsteigen würde; und darum hat er bestimmt den Gesichtspunkt angewiesen, aus dem man den Erlöser anschauen solle. Eben in unserm Texte hat er es gethan: „Gedenket an Den, der ein solches Widersprechen von den Sündern wider sich erduldet hat.“ Also aus dem Gesichtspunkte, daß der Erlöser Widerspruch von den Sündern erduldet hat, räth er ihnen, ihn anzuschauen; dann würden sie in ihrem Muthe nicht matt werden. Nun,

*) Gehalten am Sonntag Invocavit, den 5. März 1854.

dieser Gesichtspunkt wird auch noch für die Christen unserer Tage der richtige sein. So lasset uns nun der Weisung unseres Textes folgen und unter Anrufung des göttlichen Beistandes mit einander reden von dem Widerspruch, den der Erlöser bei seinem Leiden von den Sündern erduldet hat. Wir wollen

1. uns an den Widerspruch erinnern, und
2. fragen, wozu uns die Erinnerung daran dienen soll.

1.

Ob der Erlöser während der Tage seines Fleisches ein Widersprechen von den Sündern wider sich erduldet, wird uns eigentlich nicht zweifelhaft sein können. Wohin wir auch den Blick werfen, überall tritt uns dieses entgegen. Der alte fromme Simeon hat ja schon gesagt bei der Darstellung im Tempel, er werde gesetzt zu einem Zeichen, dem widersprochen werde;*) und wohin der Herr sich wandte während seines öffentlichen Lebens, fand er Widerspruch, von den Einen, weil sie ihn nicht verstehen konnten und er ihnen ein Räthsel war, von den Andern, weil er ihnen nicht gefiel, nicht nach ihres Herzens Sinn war, in ihnen einen schmerzlichen, wehethuenden Eindruck hervorbrachte. Ebenso war der Gegenstand des Widerspruches wohl ein verschiedener, das Wort des Herrn und sein Thun; aber widersprochen wurde doch beidem. Seinem Worte, diesem lieblichen Worte von oben wurde selbst von Denen widersprochen, welche die Lieblichkeit wohl erkannten. Selbst seine nächsten und treuesten Jünger widersprachen seinem Worte so tausendfältig, ungeachtet sie nicht von ihm lassen konnten, ungeachtet sie wußten, er hatte Worte des ewigen Lebens. Die wunderbare Mischung von Hoheit und Einfachheit verstanden sie nicht. Daß von den höchsten Dingen in Menschenrede gesprochen werden konnte, verstanden sie nicht. Sie vernahmen wohl den lieblichen Ton; aber was der Ton zu ihnen redete, vernahmen sie nicht. Und namentlich das, was ja den Hauptinhalt aller seiner Reden ausmachte, sein Zeugniß von sich selbst als Dem, der mit dem Vater in ununterbrochenem Verkehr stehe, dem der Vater Alles zeige, den er lieb habe, war ihnen unverständlich. Das war auch ihnen, die ihn lieb hatten, ein Räthsel, daß Der, den sie im Fleische vor sich hatten, sollte in Wahrheit eins sein mit dem unsichtbaren, ewigen Gott. Und die Andern hatten noch mehr Vorwand, sich zu

---

*) Luk. 2, 34.

ärgern an seinem Worte, da sie es nicht verstanden und nicht verstehen konnten. Das kurzsichtige Auge meinte: Wer mag das Alles glauben, wenn er auf sich sieht und auf die sündigen Menschen um sich her?

Mit dem Thun war es auch nicht anders. Er hat Großes und Herrliches gethan, Werke der Macht und der Liebe. Aber selbst seine Freunde widersprachen seinem Thun und Lassen, so wenig sie auch zweifeln konnten, er sei von Gott gesandt; denn das that er nicht, was sie erwarten konnten und wozu er doch (so urtheilten sie ganz richtig) die Macht wohl gehabt haben würde, die kein Anderer haben konnte, wenn er nur wollte. Ein Messias nach ihrem Sinn zu werden hatte er die Macht; aber er wollte es nicht werden, und da schien es ihnen um so unbegreiflicher, wie er das nicht ausführte, was Gott als den eigentlichen und letzten Zweck mit seinem Volke vorgehabt. Die Feinde aber hatten noch andere Dinge auszusetzen. Die Werke der Liebe, welche seinen Weg bezeichnen, waren nicht nach ihrem Geschmack, und noch weniger die Freiheit, mit welcher er alle Satzungen der Menschen hinter sich lassend unverrückt dem Gebote des himmlischen Vaters folgte. Sie meinten vielmehr, und allerdings mit einem gewissen Schein von ihrem Standpunkte der Verblendung aus, er sei ein Gotteslästerer, ein Frevler, er maße sich die Macht an. Und wir wissen, wie dieser Widerspruch sich je länger desto mehr steigerte und zu der Entwicklung seines Lebens führte, deren Gedächtniß wir nun von neuem feiern. Wir wissen, wie der Widerspruch, der zunächst nur halb verstohlen von den Lippen kam, zur ruchlosen That überging. Wundern mag uns das nicht; nichts konnte natürlicher sein. Wie dieser Jesus war, so mußte seine Stellung in der Welt ihn mit der Welt in den größten Widerspruch bringen. Der Heilige Gottes tritt in die Welt, in der die Sünde den höchsten Punkt ihrer Entwicklung erreicht, den Gipfel ihrer Macht erstiegen hat. Er tritt in die Welt mit rückhaltlosem Zeugnisse wider die Sünde; und jedes Wort, jede That, ja jeder Blick ist ein Zeugniß wider die Sünde. Wie soll die Welt, die so in Sünde befangen ist, anders als mit Todesfeindschaft ihm entgegentreten? In demselben Verhältniß, in welchem das Zeugniß wider die Sünde sich klarer in ihm gestaltet, muß die sündige Welt ihm den Tod schwören.

Aber konnte das Widersprechen, das er erfuhr, ihn irgendwie aufhalten in seinem Lauf, ihm Hemmungen bereiten, die er überwinden mußte? So stellt der Text doch die Sache dar. Daß ihm ein solches Widersprechen bittere Schmerzen bereitete, daran zweifelt Keiner. Wem sollte das nicht

wehe thun, wenn ihm als Boten der Gnade und Wahrheit Gottes Widerspruch wird in dieser Eigenschaft; wenn das Geheimniß von der heiligen, erbarmenden Gnade Gottes laut in die Welt gerufen und Jedem zugerufen und gesagt wird: Auch dir gilt es; — und nun erfolgt nichts als Widerspruch, als unwilliges Abweisen und feindlicher Gegensatz! Aber hier handelt es sich darum, ob dem Herrn der Widerspruch auf der Bahn, die ihm geordnet war, ein hemmender, ein hindernder sein konnte. Die Möglichkeit dazu lag freilich vor; oder vielmehr, wenn wir uns in die Stellung des Herrn versetzen wollen, ein unermeßliches Hinderniß stellte sich ihm in dem Widerspruche der Menschen entgegen. Denn seine Aufgabe war, der Mittler zu werden zwischen Gott und den sündigen Menschen, dadurch daß er mit seinem himmlischen Vater in unbedingte Einheit trat. Wenn er nun zu einem solchen Mittler sich bereiten wollte, was gehörte dazu? Auf der einen Seite diese unbedingte Einheit zwischen sich und dem Vater zu vollziehen, das war auch bei ihm ein Werk des Glaubens; und auf der andern Seite diese unbedingte Einheit zwischen sich und seinem Geschlechte zu vollziehen, das war auch für ihn ein Werk der Liebe, der unbedingten Hingebung. Und wenn die Welt zu Allem dem, was er von seiner Einheit mit dem Vater aussprach, höchstens höhnisch den Kopf schüttelte, wenn sie, statt an ihn sich anzuschließen, um von diesem Propheten die Wahrheit zu nehmen, von diesem Könige sich regieren zu lassen, statt Alles dessen das Gegentheil that, und in Folge davon die ganze Gestalt seines Geschicks sich immer trauriger, scheinbar erfolgloser wandte; wenn das Reich der Welt in den Vordergrund trat und sich zusammenrottete wider ihn und den Rathschluß seines Vaters: hatte er es bei solchem Widerspruche leicht, zu halten an dem Glauben? Und wenn er als Bruder zu Brüdern trat und ihnen seine Liebe anbot, und zwar Allen ohne Unterschied, sie daran erinnerte, daß sie Eines Geschlechtes seien; wenn er seine Wundermacht anwendete, um zu helfen, und nun die Antwort auf alle diese Hülfe ein kaltes Abwenden und Verhöhnen war und endlich das Kreuz als die letzte, entscheidende Antwort; — wenn er diese Erfahrung machte, war es da leicht, Liebe zu halten? Uns wenigstens wäre es nicht leicht gewesen. Er freilich wird es gefühlt haben, daß in der That nichts Fördernderes gegeben werden konnte vom Vater, als diese Prüfung zu überwinden; und so war es freilich für ihn kein Hinderniß. Widerspruch, ja der trat ihm entgegen, wollte ihm den Weg versperren; aber er erduldete ihn, überwand ihn im Erdulden. Und wie dieses zusammenhängt, darüber gibt uns

der Text Aufschluß: „Gedenket an den, der solches Widersprechen von den Sündern wider sich erduldet hat.“ Damit gibt er uns den Gesichtspunkt an, aus dem der Herr selbst den Widerspruch ansah. Wir könnten den wirklichen Sachverhalt nicht treffender bezeichnen. Was dem Herrn widersprach aus der Welt, war die Sünde und nichts anderes; und was die Welt mit Haß wider ihn erfüllte, war die Sünde. Was eben von der Sünde unerfüllt war in der Welt, im menschlichen Geschlechte, war für ihn; und wenn es sich auch nicht klar auszusprechen wußte, es wußte, er sei es, in dem man allein Befriedigung finden könne. Aber in demselben Maße, in dem man sündig war, widersprach man. Nicht das Maß von Gelehrsamkeit gab hier den Ausschlag, nein, die Beschaffenheit des Herzens, die größere oder geringere Verdunkelung des Herzens. Und ebenso war es mit der Würdigung seines Thuns und Lassens. Nicht etwa die, welche die Kühnsten, die Umsichtigsten waren, konnten sich am ehesten in sein Thun finden; nein, hier waren es die Thörichten und Unweisen, die Unmündigen, denen er ein Herz gab, wenn auch nicht ihn zu verstehen, doch sich zu ihm hingezogen zu fühlen und ihn zu lieben. Davon war auch der Herr selbst aufs innigste durchdrungen: in seinem eigenen Herzen vernahm er keinen Laut des Widerspruches gegenüber von allem dem Großen, was er zu glauben hatte, und den Aufgaben der Liebe, die sich ihm stellten; in seinem Herzen bestätigte Alles diese himmlische Mittheilung und Aufgabe, aber von außen her vernahm er den Widerspruch.

Wie ist es nun? Erschwerte ihm das den Kampf? Wenn wir nach uns urtheilen wollten, so müßten wir dieses allerdings annehmen. Wir wären gereizt worden von solchem Widerspruch, und recht gereizt worden, weil er aus der Sünde kam; und damit wäre denn die Klarheit unserer Seele, ihre Ruhe, ihr stiller Friede getrübt und gestört worden, und es wäre uns schwer geworden, die stille Ruhe unsers Innern aus der Tiefe der Seele wieder zu erlangen, in der der Glaube wieder zu sich selbst kommt und erstarkt. Dann aber hätten wir wohl gemerkt, daß der gereizte Muth nichts vermag, daß Liebe nur da möglich ist, wo Alles, was Leidenschaft ist, schweigt; wir hätten wohl gefunden: das macht es uns nur noch schwerer, unsern Kampf in Liebe zu führen, daß uns von Sündern widersprochen wird. So aber war es beim Herrn nicht. Er wußte mit voller Klarheit: die Sünde und sonst nichts ist es, was da dir entgegentritt; und das war ihm wohl begreiflich; die Sünde, wußte er, kann nicht anders reden. Aber weil sie so redet, wußte er, muß ich ihr entgegentreten; so

wie sie sagt: Du bist nicht der Sohn Gottes, so gewiß muß ich sagen: Ich bin es. Er mußte sich sagen: Die Sünde in den Brüdern ist es, die dich verfolgt. Kann die Sünde die Liebe verstehen? Aber die Sünde ist nicht die Menschheit, sie ist die Verzerrung des menschlichen Geschöpfes; und das menschliche Geschöpf soll deine Liebe verstehen. Sie wissen nicht, was sie thun. — So hat der Herr in seinem Innern gedacht, und eben darum galt für ihn der Widerspruch nichts, sondern bestätigte ihm nur von neuem, er sei der Sohn des himmlischen Vaters.

## 2.

Aber zu welchem Ende ist denn das Widersprechen der Sünde geschehen? „Auf daß ihr nicht in eurem Muthe matt werdet, und ablasset." Nun ja, das soll die Wirkung sein! Sind wir denn überhaupt in ähnlicher Lage mit Jesus? — denn das wird doch die Voraussetzung sein, wenn anders das Gedenken an ihn, der den Widerspruch erduldet hat, uns soll zur Stärkung dienen. Erdulden auch wir Widerspruch von der Sünde? In demselben Maße haben wir gewiß solchen Widerspruch zu erdulden, in welchem wir dem Herrn angehören, wirklich seinen Fußtapfen nachfolgen. Das wird eines jeden Christen tägliche Erfahrung sein. Mit unserm Glauben und unserer Liebe, wenn wir anders irgendwie etwas von Christi Liebe und Glauben haben, stoßen wir immer auf Widerspruch. Und wenn wir uns besinnen, was uns unsern Christenlauf erschwert, uns namentlich vor allem andern die Lust und Freudigkeit daran verdirbt, so werden wir uns sagen: das macht uns so matt, daß, so oft wir es versuchen, den Glauben und die Liebe zu beweisen, wir Widerspruch erfahren. Unser ganzes Glauben und Lieben paßt nicht in die Welt, in die Verhältnisse und Meinungen der Menschen. Man sagt: Das würde freilich ein schöner Glaube sein, aber er findet keinen Anknüpfungspunkt in der Welt; er wird vielleicht einmal jenseits im Himmel seinen Platz haben! Und wenn wir Andern die Liebe mittheilen und im christlichen Sinne Liebe üben wollen: o diese Art zu lieben versteht die Welt auch nicht, sie meint, das gehöre nicht in die jetzige Welt, da sei ein viel zu hoher Maßstab angelegt.

Sollen nun solche Erfahrungen uns nicht muthlos machen? Ach ja, das geschieht gar zu leicht. Aber eben darum sagt unser Text: Gedenket

an Den, der ein solches Widersprechen von den Sündern wider sich erduldet hat. Ueberlegt euch einmal recht ernstlich und genau das Widersprechen, das er von den Sündern erfahren hat und vergleichet damit das, was ihr von ihnen erfahrt; dann werdet ihr wieder Muth fassen, euch eurer Mattigkeit schämen und euch aufraffen. Ja da müssen wir uns schämen, daß wir das überhaupt ein Widersprechen nennen, müssen uns im innersten Grunde der Seele wieder aufraffen. Der Herr hat den Widerspruch erduldet, er, der noch nicht aus Erfahrung sagen konnte, wohin es führe, nämlich zur Herrlichkeit; wir aber sollen ihm nur nachfolgen, aus dessen Liebe wir sehen, wohin es führt, wenn man das Widersprechen erduldet. Und wir sollten nun meinen, es müsse uns nicht vielmehr ein Sporn sein zur Beschleunigung auf der Bahn des Christenthums?

Indessen allzu muthvoll wollen wir doch nicht sein. Die Sache, von der wir reden, hat noch eine andere Seite, bei der freilich etwas Anderes herauskommt. Wir haben bisher nur auf das Widersprechen geachtet, worin wir freilich im Verhältniß zum Herrn weit im Vortheil sind. Aber die Sache hat noch eine Seite, bei der wir sehr im Nachtheil sind; und das liegt darin, daß bei ihm das Widersprechen ein Widersprechen bloß von den Sündern war; was aber unserm Christenthum in der Welt widerspricht, sind nicht bloß die Sünder. Nicht wahr, wenn wir auf unser eigenes Christenthum sehen, das wir in Wort und That in die Welt hineinstellen, da kann auch ein verständiger Sinn zum Widerspruch sich veranlaßt sehen. Denn da ist mit dem Göttlichen und Heiligen so manche Thorheit und Beschränktheit, so manche Unlauterkeit vermischt. Uns fällt es nicht so auf; aber der Welt fällt es ins Auge. Wollen wir da den Widerspruch etwa kurzweg abweisen, ihn gar nicht dulden? Nein, da müssen wir den Widerspruch hören, uns einlassen auf seine Prüfung, zu sehen, ob er nicht doch wirklich guten Grund hat. Da müssen wir uns freilich auf viele Erwägungen und Ueberlegungen einlassen und können nicht, wie der Herr, sagen: Das ist die Sünde, das brauche ich nicht zu hören. Wir dürfen das nicht; es könnte Gottes eigene Rede sein, die gegen uns spricht.

Dazu kommt noch, daß der Widerspruch, der von außen kommt, auch in uns selber liegt. Beim Herrn rief in seinem Innern Alles Ja und Amen, der Widerspruch kam bloß von außen; bei uns aber erheben sich alle die Regungen des eignen Unglaubens bei den Anstößen des Unglaubens

von außen und alle die Regungen der eigenen Lieblosigkeit und Feindseligkeit bei der Feindseligkeit, die wir von außen erfahren.

Wo ist nun der sichere Ausgang? Wo finden wir wirklich Rath in dieser Verlegenheit gegenüber dem Widerspruch der Sünde? Dahin müssen wir es bringen, daß wir bloß den Widerspruch von der Sünde von außen zu erfahren brauchen und sagen können: Die Welt mit ihrem Widerspruche soll verstummen. Das aber geht nicht anders als dadurch, daß wir dem Herrn ähnlich werden, uns gestalten lassen durch seine Gnade, sowie er selbst gestaltet ist. Das ist es, wozu uns ja der heutige Tag von selbst ermuntert; zu Füßen Jesu wollen wir uns setzen, seine Art, seinen Sinn lernen, und zwar lernen wie man alle Dinge lernt, nicht bloß mit dem Verstande, sondern mit dem Herzen; und das wollen wir niemals vergessen über dem geschäftigen Treiben in dem Kampflaufe des Lebens. Das lasset uns namentlich in diesen stillen Wochen der Fastenzeit thun, wo der Herr uns in seiner ausgesprochensten Gestalt entgegentritt, mit den Zügen, die ihn eigentlich charakterisiren, in seiner ganzen vollendeten Erlösergestalt. Ja so wollen wir auf ihn sehen, auf diesen Anfänger und Vollender unseres Glaubens, und in dem Widerspruch, den er erfahren hat, ihn ins Auge fassen als Vorbild, das auch an uns soll Wahrheit werden in seinem ganzen Ernst und seiner ganzen Strenge: dann wird es uns gelingen, nicht mit einem Male, aber mehr und mehr wird es uns gelingen, daß auch wir gegenübertreten dem Widerspruche der Welt gegen das, was uns allein heilig ist, unsern Glauben an Christum, und sagen: Wohlan, widersprich, Welt; ich habe meinen Herrn, dem glaube ich, an ihn halte ich mich; und seine Stimme in jedem Augenblick zu vernehmen und seinen Trieb jeden Augenblick in meinem Herzen zu empfinden, das ist mein Beruf, und nicht mich hemmen zu lassen durch euern Widerspruch. Amen.

Lied 96, 4: Dich will ich umfangen halten.

## XLIV.

# Das Gebet: Ich bin Dein, hilf mir! beim Jahreswechsel.*)

Lied 514, 1—3: Ich hab' in Gottes Herz und Sinn.

**Text: Psalm 119, 94.**

Ich bin Dein, hilf mir.

Unser Gemüth ist in diesen Tagen natürlich noch mit dem Jahreswechsel beschäftigt, er klingt noch in uns nach. Wir haben Alle einen Schritt in ein neues Jahr, einen neuen Lebensabschnitt gethan und haben das Gefühl, daß die Rücksicht hierauf heute noch nicht bei Seite gelassen werden darf. Und das hat mich zur Wahl des eben verlesenen Textes bestimmt. „Ich bin Dein, hilf mir", so betet der Psalmist. Das ist ein rechtes Neujahrsgebet, das vielleicht Manchem unter uns am Tage des Jahreswechsels auch über die Lippen geht. Lasset uns denn hiebei stehen bleiben; der Gegenstand unserer andächtigen Betrachtung sei das Gebet:

„Ich bin Dein, hilf mir."

Wir wollen, so Gott uns Gnade gibt,

1. uns den Inhalt dieses Gebetes deutlich machen, und
2. uns fragen, ob es uns auch geläufig ist.

1.

Unser Gebet zerfällt, wie wir unmittelbar sehen, in zwei Theile. „Ich bin Dein," ruft der Psalmist, und fügt hinzu: „hilf mir." Er vergegenwärtigt sich zuerst sein Verhältniß zu seinem Herrn und Gott, wie das ja der natürliche Anfang jedes Gebetes ist, daß wir das Verhältniß, das zwischen Gott und uns stattfindet, unserer Seele klar und eindringlich machen. Indem der Psalmist sein Verhältniß zu Gott sich vergegenwärtigt, findet er keinen angemessenern Ausdruck dafür, als: „Ich bin Dein." Ihr fühlt wohl, es liegt mehr als *ein* Gedanke in diesem kurzen: „Ich bin Dein." Die vielerlei Gedanken, die darin liegen, bilden gewissermaßen

*) Gehalten am Sonntag nach Neujahr, den 4. Januar 1852.

eine Stufenreihe. „Ich bin Dein,“ du bist es, in dessen Besitz und Gewalt ich mich befinde; nur von dir sehe ich mich abhängig, in deiner Hand, in deiner Gewalt allein, in keines Menschen Hand; dein bin ich ganz nach Seele und Leib, mit dem Höchsten in mir und dem Niedrigsten an mir, auch mit meinem Willen; denn ich bin in deiner Hand. Das Gute, das Vollbringen dessen, was ich nur wahrhaft wollen kann, und auch das Wollen liegt in deiner Hand. In deinem Lichte schaue ich dich und nur aus deiner Kraft kann ich dich suchen. „Ich bin Dein!“ keine Macht hat über mich Gewalt als dein Wille, in deiner Hand liege ich und ruhe. So erschreckend dieser Gedanke zuerst klingen mag, er ist wahrlich kein erschreckender, sondern ein beglückender. Ganz in die Hand Gottes gelegt sein und von ihm allein abhangen, das ist erschreckend für Den, der ihn nur als den allmächtigen und zürnenden kennt, in Heiligkeit und Gerechtigkeit. Der Sänger des alten Bundes kennt aber auch den Gott allgegenwärtiger Weisheit und Liebe, den Gott der Heiligkeit, der zugleich der Gott der Gnade ist; und so sich zu wissen in der Hand Gottes, der die Gnade, Liebe, Heiligkeit ist, kann nicht schmerzlich sein; es gibt nichts Süßeres, Seligeres, als aus der Hand alles Zufalls sich gerettet zu wissen und in der Hand dieses Gottes gebettet zu sehen. „Ich bin Dein,“ sagt der Psalmist, wie das ganze Israel dein ist; denn du hast mich in deiner Hand, dein Heiligthum bin ich; du bist mein Schöpfer, du bist mein Erlöser; du hast das Volk dir erwählt zum Volke deines Eigenthums, dem ich angehöre; ein Bürger Israels bin ich durch dich. Darum kann ich nur dir zugehören, meine Bestimmung kann nur sein, dir zu dienen zu deinen Zwecken, dir allein, keiner Kreatur, auch mir selber nicht; du allein bist der Herr, alle Andern sind Diener, keinen wirklichen Herrn kann ich haben als dich. Das ist meine natürliche Bestimmung, sagt der Psalmist, aber sie ist auch eine unendlich selige, gnadenvolle Bestimmung. Allen andern Menschen gegenüber dadurch frei zu sein, daß man Gottes Diener ist, den großen, ewigen, herrlichen Gotteszweck zu seinem Zweck zu machen, ist gnadenvolle Freiheit. Und wenn unser Herz von Liebe erfüllt ist und dem Nächsten zu dienen sucht, dann wird es uns doch bald klar, es gibt dazu keinen andern Weg, als Gott zu dienen, es gibt keinen anderen Weg, den Nächsten wirklich zu lieben auf verständige Weise, als den, daß man nicht auf den Nächsten sieht, sondern auf den Schöpfer. Wenn man Gott ganz zu dienen sucht, dann dient man auch jedem andern guten Zweck.

Aber der Sänger geht einen Schritt weiter. „Ich bin Dein," darin liegt mehr noch als die Anerkennung des oberherrlichen Verhältnisses Gottes; es ist mit so süßer, kindlicher Liebe gesprochen. „Ich bin Dein," sagt er; ja ich weiß, denn ich erfahre es täglich, daß du mich als dein Eigenthum betrachtest; ich erfahre, daß du für mich sorgest in Allem, was ich bedarf, daß du so gern mit Freude mein Herz erfüllst, und je mehr ich auf dich blicke, desto mehr Freude und Gnade auf mich herabströmt. „Ich bin Dein," ja ich bin dein Kleinod, dein Augapfel; dir gehöre ich zu als Kind, als meinem Herrn und Vater; dein Herz schlug für mich, auch als das meine noch nichts von dir wußte.

Ihr fühlt es wohl, wie nun noch ein kleiner Schritt übrig ist zu einem letzten Sinne des Wortes des Psalmisten. Es ist nicht nur Betrachtung seines Verhältnisses zu Gott; er spricht es auch als den Entschluß seines Willens, den innersten Rath seines Herzens aus: „Ich bin Dein," dir will ich zugehören, dir mich überlassen ganz und gar, dir gehört mein Herz, mein Vertrauen, meine Liebe, meine Hoffnung. „Ich bin Dein, hilf mir, denn ich suche deine Befehle," denn so fährt unser Text fort, und unmittelbar vorher hat er gesagt: „Ich will deine Befehle nimmermehr vergessen." Da erfahren wir den vollständigen Sinn des Wortes: „Ich bin Dein": ich gehöre dir zu, deinen Willen zu thun ist meines Lebens Freude, meine Befriedigung. In diesem Sinne ist Alles, was wir sonst noch als den Inhalt dieses Wortes ansehen, zusammengefaßt: ich bin dein durch den Entschluß meines Herzens, der sich dir hingibt einmal für immer.

Wir werden uns nicht wundern, wenn diese Betrachtung unmittelbar in ein Gebet übergeht. Es könnte Alles dieses etwa das Herz des Sängers stolz gemacht haben, daß er im Bewußtsein, Gott anzugehören, stolz sein Haupt erhöbe; aber er demüthigt sich tief vor Gott, er weiß bei sich keinen Rath, fühlt, daß er in sich keinen Halt hat und daß Gott ihm helfen und seine Hände über ihn halten muß; und darum streckt er seine Hände aus zum Gebet; Herr, hilf mir, seufzt seine Seele. Warum doch sucht der Sänger Hülfe? wogegen bedarf er der Hülfe? Er spricht in unserem Psalm es aus, daß er Hülfe sucht gegen seine Widersacher; er sieht sich umgeben von Feinden, in einen Kampf gestellt, in welchem er keinen Rath weiß. Von außen und von innen kommt der Kampf an ihn. Er sieht nicht, wie er sich hindurchretten, den Sieg behalten werde; da ruft er: Hilf mir, ich kann mich nicht retten; du mein Vater nimm dich des verlassenen Kindes

an, hilf ihm von der Gewalt des Bösen in seinem Herzen und dem Bösen in der Welt; meine Feinde sind deine Feinde, meine Sache ist deine Sache. Er fühlt, daß nirgendwo Hülfe ist; er fühlt, daß wenn ihm alle Güter der Erde gegeben werden, ihm damit doch nicht geholfen wäre. Du allein kannst mir helfen, ruft er, und du hilfst mir auch, das weiß ich gewiß (denn es ist der Ton der höchsten Freudigkeit); ich bin dein Diener, deine Sache treibe ich, deine Ehre gilt es, deine Herrlichkeit; nicht mich betrifft es, dich allein. So gewiß ich Dein bin, hilfst du mir; ich darf nur bitten, so bist du da mit deinem kräftigen Arm; hilf mir, und ich preise deine Gnade.

2.

Haben wir also versucht, uns den Inhalt dieses Gebetes deutlich zu machen, so lasset uns nun fragen, wie es denn mit uns steht, ob auch wir es vor Gott bringen, dieses kurze, einfache Gebet; denn wahrlich, es kann kein kürzeres geben als dieses: „Ich bin Dein, hilf mir!" und es kann kein einfacheres geben, denn es ist der Grundriß alles Betens überhaupt. Und ob uns dieses Gebet geläufig ist, das werden wir kaum zu einer andern Zeit sicherer beurtheilen können als eben beim Beginn eines neuen Jahres. Diejenigen Vorstellungen von Gott, welche dem Psalmisten vorschweben bei seinen Worten, legt uns doch der Jahreswechsel ganz besonders nahe. Die Vorstellung von der unendlichen Hoheit Gottes, seiner unbedingten Oberherrlichkeit über uns kann uns nie näher treten als zu dieser Zeit. Wenn wir zurückblicken auf unser eigenes Leben und sehen, wie da immer Gott gewaltet hat, wie die höchste Weisheit und Allmacht in allen Dingen allein den Ausschlag gab und menschliche Zwecke vereitelt hat, o da kleidet der Gedanke sich in die Worte ein: Ich bin Dein, hilf mir. Dein Zweck ist es allein, für den ich leben soll; die Zwecke, die ich setzen möchte dir gegenüber, kommen nicht zum Ziele; dir allein gehöre ich. Und wer könnte bei dem Jahreswechsel zurückblicken, ohne zu sagen: Ja auch ich habe es erfahren, ich bin Gottes; Gott hat sich mir bewiesen als mein Vater, er hat mich geleitet, und lauter Absichten der Liebe waren es, die an mein kleines Leben sich knüpften! Doch Keiner kann dabei stehen bleiben, Jeder muß noch den weitern Fortschritt machen und sagen: Ich will nun auch sein Kind sein, auf ihn vertrauen, ihn lieben mit allen Kräften, mich ihm überlassen. Sind das nicht die Gedanken, die uns Allen jetzt unwillkürlich entgegentreten? Und daß nun diese Gedanken in das

Gebet übergehen, ist doch auch wohl das Allernatürlichste; denn daß wir Gott angehören, ohne seine Hülfe nichts vermögen mit all unserem Thun und Lassen, merken wir deutlich; das Gefühl unserer Sündhaftigkeit und Ohnmacht drängt sich uns auf das Lebendigste auf. Wen dieses Gefühl überfällt, der muß ausrufen: Ich bin Dein, du kannst mir helfen und willst mir helfen; wie oft hast du geholfen, o Herr; hilf wieder, hilf weiter! Ich sollte meinen, nichts wäre natürlicher für ein Christenherz als diese Bitte beim Eintritt in das neue Jahr. Für ein Christenherz ist sie noch viel natürlicher als für den Sänger des alten Bundes, weil es unendlich mehr geschützt ist gegen den Wahn, daß man sich fürchten müsse vor Gott. Und dennoch, meine Freunde, wenn wir aufrichtig sein wollen, wie Viele mögen unter uns sein, die nicht so gebetet haben! Ach, sie haben vielleicht im eigentlichen Sinne des Wortes überhaupt nicht gebetet! Nicht daß sie nicht an Gott gedacht und einen Seufzer ausgesprochen hätten. Jeder hat wohl gedacht: Ach, wie Vieles ist in meinem Leben, wobei ich wünsche, o wollte Gott, es wäre anders! Aber das können wir doch nicht ein eigentliches Gebet nennen; es ist ein Gefühl dabei, welches das eigentliche Gebet nicht aufkommen läßt, das Gefühl der Furcht vor Gott, ein Mißtrauen in seine Macht und Güte, vielleicht ein Stolz, welcher uns verhindert, vor Gott auf die Kniee zu sinken. Was das auch ist, was uns zurückhält, es ist kein Gebet, es bleibt bei einem bloßen Wunsche, der Gott gegenüber aber etwas Thörichtes, Beleidigendes ist.

Doch die Allermeisten werden gebetet haben, sie werden auch gebetet haben: Dein Wille geschehe, ich bin Dein, hilf mir; und doch nicht so wie der Psalmist und nicht mit derselben Freudigkeit. Wenn wir in seiner Weise das Gebet aussprächen am Neujahrstage, dann müßten wir auch mit seiner Freudigkeit erfüllt werden und mit voller Freudigkeit das Tagewerk wieder aufnehmen, müßten Gott loben und danken: „Ja wir sind sein, uns kann nichts fehlen; was uns auch für Last aufgelegt werden mag, durch ihn soll uns nichts zu schwer sein; er mag walten, es ist jetzt nicht mehr unsere Sorge, wie wir durchkommen.“ Wo ist Jemand, der mit voller Ueberzeugung, mit der Fülle des Vertrauens so sprechen kann? Und wenn nun kein Einziger mit voller Freudigkeit es gethan hat, so fragen wir, worin der Grund liegt. Er liegt in dem unauflöslichen Zusammenhange der beiden Glieder unseres Textes. Nur der kann das: „Hilf mir“ beten, der mit voller Ueberzeugung sagen kann: „Ich bin Dein.“ Daran wird es gefehlt haben, daß wir dieses noch nicht vollkommen

nachzusprechen vermochten. Das sprechen wir wohl dem Psalmisten nach: „Herr, ich bin Dein, du hast mich in deiner Gewalt, dir gehöre ich von Rechtswegen," soweit gehen wir Alle mit dem Psalmisten; aber gehen wir auch weiter? sagen wir auch: „Ich bin dein Kind durch den heiligsten Entschluß meines Lebens, deinem Dienste ganz geweiht, deinem Rathe ganz überlassen?" O hieran fehlt es bei uns noch gar sehr. Wo ist dieses Bewußtsein der Liebe Gottes, unserer persönlichen Gottesgemeinschaft, und dann der Entschluß: Ich bin Dein, du allein sollst über mich verfügen? Denn wo noch die Gewißheit von der Liebe Gottes fehlt, da ist es ja nicht möglich, daß wir uns ganz an ihn hingeben; und wo die ganze Hingebung fehlt, da kann die persönliche Gewißheit der Liebe nicht sein; darum hängt Beides mit einander zusammen, und wir müssen für Beides Sorge tragen mit allem Ernst. O lernen wir es einsehen, daß wenn wir wirklich wollen mit dem Psalmisten sagen: „Ich bin Dein, hilf mir," wenn wir wollen ein wahrhaft freudiges Neujahr haben, die persönliche Gewißheit von der Liebe Gottes uns erfüllen muß, von ihr, die uns in der Vergebung unserer Sünden gewiß wird, bei der er Alles uns gibt in seinem Sohne; und dann die unbedingte Aufrichtigkeit und Lauterkeit unseres Herzens gegenüber von ihm, die unbedingte Aufrichtigkeit des Entschlusses, ihm anzugehören ganz und gar. Ja das ist es, was wir bedürfen, ein Herz, das in Christo seine Liebe erkennt und das nichts Anderes will, als ihm angehören, ihm dienen, von ihm sich lieben lassen. Das schenke der Herr uns Allen! Amen.

Lied 514, 8: Wie's Gott gefällt, so muß es sein.

---

# XLV.

# Einer ist euer Meister*)

Lied 326,1—4: O Lehrer, dem kein Lehrer gleich.

## Text: Matth. 23, 8.

Einer ist euer Meister, Christus, ihr aber seid alle Brüder.

Der Abschnitt des Kirchenjahres, an welchem wir stehen, die Zeit zwischen dem Feste der Erscheinung des Herrn und der Fastenzeit, ist bestimmt zur Erinnerung an die prophetische Wirksamkeit des Herrn, an seine Wirksamkeit als Lehrer. Wenn wir uns nun die Einzigkeit dieser Stellung des Herrn zur Anschauung bringen wollen, so ist kein Text dazu geeigneter als das eben vorgelesene Wort. Aus diesem Gesichtspunkte habe ich dasselbe zum Texte für unsere heutige Betrachtung gewählt; in diesem Sinne lasset uns also auch bei ihm verweilen; das Wort des Herrn: „Einer ist euer Meister, Christus, ihr aber seid alle Brüder", sei jetzt der Gegenstand unserer Aufmerksamkeit; und zwar wollen wir diese Betrachtung so einrichten, daß wir

1. uns daran erinnern, wie Großes der Herr hierin sich selbst beilegt,
2. welche herrlichen Verheißungen und Aussichten er uns darin eröffnet, um uns
3. zu erinnern, welche schweren Forderungen er damit an uns richtet.

1.

Wir hören das Wort: „Einer ist euer Meister", oft so leichthin und finden es natürlich; und doch sind gar Viele, welche es nicht so natürlich finden sollten. Alle, denen der Herr nichts Großes ist, sollten über dieses Wort entrüstet sein; wer an Christus nicht glauben will, sollte es ihm nicht zugestehen. Fragen wir uns zunächst: Wer sind denn Diejenigen, als deren alleinigen Meister er sich darstellt? Zunächst war es zu den Jüngern gesprochen, zu Denen, die an ihn glaubten; und da kann es allerdings nicht befremdlich erscheinen, daß er sagt: Einer ist euer Meister, Christus; unter euch darf Keiner sich Meister nennen. Aber offenbar greift die Rede des Herrn weiter hinaus. Eben diese Jünger sandte er ja hinaus

*) Gehalten am 2. Sonntag nach Epiphanias, den 18. Januar 1852.

zu allen Völkern, um alle Völker zu seinen Jüngern zu machen. Viel weiter also greift der Herr; so weit dem Raume und der Zeit nach, als die Botschaft seiner Apostel geht, geht sein Wort: „Einer ist euer Meister.“ Für alle Nationen, für alle Zeiten nimmt der Herr es in Anspruch, der alleinige Meister zu sein; so weit es eine Christenheit gibt, kann es gar nicht zweifelhaft sein, daß er der Meister sein soll; so weit es eine wirkliche, lebendige Entwicklung, so weit es einen wirklichen Fortschritt des Geistes, eine Civilisation gibt, so weit will das Wort des Herrn in jedem Augenblick greifen; in den edelsten Gebieten des menschlichen Daseins will er der alleinige Meister sein. Er spricht es auch nicht etwa als einen bloßen Wunsch aus, sondern als eine Sache, die sich von selbst versteht, mit innerer Nothwendigkeit: ich bin es, muß es sein, werde es sein. Und in welchem Augenblicke spricht der Herr es aus! Nach dreijähriger Wirksamkeit, da er dem Tode entgegen geht, wo er seine Wirksamkeit auf Erden überschauen und die Summe von Allem, was er ausgerichtet, zusammenrechnen kann, da er den Weg zum Kreuze antritt: da ruft er in alle Zeiten und Völker hinein: Ich will euer Meister sein. Ja wir müssen wohl überrascht sein, ein solches Wort in solchem Augenblicke zu vernehmen; und wenn er es nicht wäre, würden wir sagen, es sei Beschränktheit Dessen, der es ausspricht. Die kleineren Geister meinen ja immer, sie seien über Alles Meister, aber die größeren, edleren sind davon frei. Doch wir sehen, hier kann es nicht Beschränktheit sein; er hat den weitesten Gesichtskreis, sein Auge dringt durch alle Himmel; und wenn jemals Einer für die Eigenthümlichkeiten der Menschen ein zartes Verständniß hatte, so war er es. Er war es, der die Spuren der Weisheit und Liebe, die der himmlische Vater in die höchsten, eigenthümlichsten Züge eines Geschöpfes gelegt hat, erkannte. Stolze Anmaßung war Dem fremd, der sagte: Ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig. Es gibt aber auch einen Schlüssel hiezu; er liegt in dem, was Jesus von seiner Einheit mit dem Vater spricht. Er ist eins mit dem Schöpfer und ewigen Meister; darum ist er allein der geborene und berechtigte Meister.

Es würde zu weit führen, wenn ich darauf hinweisen wollte, wie er nicht ins Leere gesprochen, sondern durch die That Wort gehalten hat. Seit achtzehn Jahrhunderten ist er der Meister, unter beständigem Widerspruch ist er unbestritten der Meister; sein bleibt der Sieg in jedem Kampf; und je verworrener die Dinge stehen, desto sicherer ist zu sagen, daß er dabei seine Hand im Spiele hat. Seit achtzehn Jahrhunderten haben, so

weit es eine Christenheit gab, alle edlen Geister an ihm als ihrem Polarstern und Führer gehangen. Dieser Meister ist nicht verbraucht worden; sein Stern ist immer heller aufgegangen; und wenn es hier und da schien, als seien wir über ihn hinaus, so hat sich der Irrthum bald ergeben. Und in der Gegenwart werden wir diese Erfahrung von neuem machen; Alles was etwa wie eine Entthronung aussieht, wird sich zeigen als eine neue Herrlichkeit. Nur die alte Gestalt wird abbröckeln; aber wenn sie zerbrochen sein wird, wird sein Bild in neuer Wahrheit vor uns stehen, seine Herrlichkeit uns anleuchten, und wir werden von neuem erfahren, daß er der Meister ist, und daß die, welche da glauben seine Widersacher zu sein, nur die Werkzeuge seiner Verherrlichung sind. Und wo wäre ein menschliches Herz, das sein Bild schaute und nicht den Zug der Sehnsucht und des Verlangens nach ihm empfände? Hier ist Einer, der dem Herzen sein kann, was sonst Niemand, sagen seine Gegner selbst; auch unter ihnen sind gar Viele, denen er das Herz genommen hat, und die nur klagen, daß sie nicht den Weg zu ihm finden können.

2.

So kühn und so mit Recht und Grund nennt der Herr sich Meister; er darf es sagen. O wohl uns denn! Hier eröffnet sich uns eine köstliche, herrliche Aussicht. So gibt es doch einen allgemeinen Meister; so gibt es in der großen Welt des Geistes Einen, um den sich Alle schaaren, und auch die, welche am weitesten auseinandergehen, und namentlich im höchsten Gebiete, in dem der Frömmigkeit. Und gerade heute, wo die geistigen Bestrebungen so lebendig sind und auf der andern Seite so auseinander gehen, wo auch die Edelsten oft auf entgegengesetzte Seiten gehen, in solchen Tagen ist es tröstlich zu sagen: Ja es gibt trotz dessen Einen, der über Alle Meister ist, es ist Ein Hirt und so auch Eine Heerde. Ja überlassen wir uns dem wohlthuenden Gedanken, daß unter allen Verwirrungen des geistigen Lebens Eine unverbrüchliche Ordnung ist, Ein Meister trotz allen kleinen Geistern, die sich gern zu Meistern aufwerfen möchten, Einer, zu dessen Füßen Alles ist. Der Gedanke ist um so erfreulicher, je mehr wir von der Jüngerschaft die anziehendsten Vorstellungen haben. Unter uns Menschen ist es keineswegs eine so schöne Sache, Jünger sein; hier aber haben wir eine Jüngerschaft, deren Hoheit und unsterbliche Freiheit uns entzückt. Seht doch den Meister, vergleicht ihn mit allen Meistern! er ist der ganze Mensch; er versteht jeden einzelnen Menschen, ist unseres Gleichen wie kein

Anderer und Eins mit dem ewigen Vater. Da fällt alles Demüthigende der Jüngerschaft fort; da haben wir einen Lehrer mit göttlicher Weisheit, göttlicher Erziehungskraft ausgerüstet, der die Kraft des Geistes in sich trägt und Geist mittheilen kann, der zugleich ein Führer ist, das Leben des Zöglings in seiner Hand hat, den Jünger führen kann äußerlich und innerlich. Da ist ein Meister der uns erzieht, nicht bloß in die Schule setzt, eine Jüngerschaft, die durchaus etwas Freies, Selbständiges hat. Bei Menschen ist mit der Jüngerschaft immer eine Abhängigkeit verbunden, aber hier nicht; und je länger man in der Schule Jesu ist, desto mehr fällt auch der Schein der Unfreiheit weg. Darum ist hier die volle Selbständigkeit; der Meister bringt seinem himmlischen Vater uns unmittelbar nahe, damit wir uns nach ihm bilden; und sich nach Gott bilden, das führt den Verlust der Eigenthümlichkeit für kein Geschöpf nach sich. Er ist es, der bei Jedem erkennt, was er nach seinem wahren Wesen sein kann. Macht den Versuch, gebt euch dem Meister hin als Jünger, erprobt es, ob ihr die Selbständigkeit verliert oder nicht vielmehr immer freier werdet!

Wenn es sich so mit der Jüngerschaft Jesu verhält, so sehen wir auch, wie unser Verhältniß zu einander dadurch eine so schöne Gestalt erhält. Es liegt uns schwer auf dem Herzen, daß die Menschen auf dem Gebiete des Geistes und namentlich der Frömmigkeit so wenig selbständig sind, daß der Eine von dem Andern abhängig ist. Es soll ja hier jeder Mensch fest auf seinen Füßen stehen, nicht ein Unterschied zwischen Lehrer und Schüler sein, sondern Alle sollen Schüler Christi sein. Es ist so schmerzlich zu denken, daß grade in Beziehung auf dieses Wissen nicht Gleichheit stattfindet, und der Eine als Gelehrter dem Andern als Ungelehrtem gegenübersteht; und wahrlich die Gelehrten fühlen es am meisten, wie sie darüber oft die brüderliche Liebe und Gleichheit verlieren. Nun wohlan denn, freuen wir uns, daß unser Text uns sagt, nach des Herrn Sinn brauche es nicht so zu sein. „Einer ist euer Meister, Christus, ihr aber seid Alle Brüder.“ Vor dem göttlichen Ansehen dieses einen Meisters verbleicht das menschliche Ansehen aller der kleinen Geister; vor ihm, dem gegenüber Alle Jünger und Brüder sind, wie Jeremia sagt: „Keiner soll den Andern lehren und sagen: Erkenne den Herrn; sondern sie sollen mich Alle kennen, beide klein und groß“*); sie werden sich freuen, daß Keiner mehr ist als der Andere; sie sind Alle von Gott gelehrt.**) Ja auch diesem Gedanken

---

*) Jer. 31, 34. **) Joh. 6, 45.

wollen wir uns hingeben, uns freuen, daß eine Gleichheit zu Stande gekommen ist, die so sehr den innersten Kern betrifft und alle äußere Ungleichheit abstreift, wollen uns freuen des seligen Bewußtseins der Gleichheit in Dem, der Aller Meister ist.

Nun wäre es noch übrig, uns an die ernsten Forderungen zu erinnern, welche der Herr in diesem Worte an uns richtet. Doch das würde zu viel für unsere heutige Betrachtung sein, wie wollen es ein ander Mal näher erwägen. Lasset uns denn, da wir heute die schöne, herrliche Seite dieses Verhältnisses kennen gelernt haben, schon jetzt unsern Entschluß fassen und sagen: Ja dieses Wort gefällt uns wohl, er soll unser einiger Meister sein und wir untereinander alle Brüder! Amen.†)

Lied 326, 8: Ach laß, o himmlischer Prophet.

---

# XLVI.

## Wie der Erlöser sein Leiden ansah.*)

Eingangslied 69, 1. 2: Laß mir die Feier deiner Leiden.
Hauptlied 65, 1—4: Senke dich auf uns hernieder.

**Text: Luk. 12, 49. 50.**

Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden; was wollte ich lieber, denn es brennete schon? Aber ich muß mich zuvor taufen lassen mit einer Taufe; und wie ist mir so bange, bis sie vollendet werde!

So sind wir denn durch die Gnade unseres Gottes wieder in eine heilige Passionszeit gekommen. Danken wir dem Herrn, daß er uns diesen Segen von neuem zugewendet; bitten wir ihn, daß er uns auch segne im vollen Sinne des Wortes. Wer sollte es nicht wünschen, daß ihm diese Zeit eine gesegnete sei, in der er mit seinem Herzen seinem Herrn näher kommt, sein Leben dem Dienste seines Herrn unbedingt weiht! Wenn uns aber dieses am Herzen liegt, was wird uns nöthiger sein, als uns ihn zu vergegenwärtigen, den großen Leidenden, durch dessen Leiden wir frei

---

†) Die sich hieran anschließende zweite Predigt über denselben Text s. oben S. 12.
*) Gehalten am Sonntag Invocavit, den 29. Februar 1852.

geworden sind? Was wird nöthiger sein, um die ganze heilige Leidensgeschichte recht zu verstehen, als daß wir uns die Herzensstellung der handelnden Person lebendig vergegenwärtigen, einen Blick thun in des Leidenden Gemüth und, wenn auch nur von ferne, zu verstehen suchen, wie ihm dabei zu Muthe war, was ihm auf dem Herzen lag bei der Uebernahme des Leidens? Wenn das dem Christen ein Bedürfniß ist beim Beginn der Passionszeit, so dürfte kaum ein Wort dazu geeigneter sein, als der vorgelesene Text. Da vernehmen wir ja aus dem Munde des Herrn selber, was wir erfahren möchten; er thut sein innerstes Herz auf, zeigt uns in wenigen, erhabenen Worten, wie er das ihm bevorstehende Leiden ansieht. Dazu lasset uns denn unsern Text unter Anrufung des Herrn benutzen. Möge er selbst nach Anleitung dieses Textes uns zu verstehen geben,

**wie er, unser Erlöser, sein Leiden ansah.**

Es sind zwei Punkte, welche in dieser Beziehung uns hier an die Hand gegeben werden; wir lernen,

1. daß der Erlöser sein Leiden ausdrücklich auf den höchsten Zweck seiner Erscheinung bezog, und
2. wie er sein Leiden als die durchaus unumgängliche Bedingung der Erreichung seines Zweckes ansah.

1.

Wir wissen wohl, wie schwer es den Zeitgenossen des Erlösers wurde, sein Leiden auf den Zweck seiner Erscheinung in bestimmte Beziehung zu setzen, wie ihnen das, daß er litt, in Widerspruch zu stehen schien mit seinem Beruf. Daß er der Messias sein sollte und gleichwohl leiden, ging ihnen nicht ein; und wir wissen, wie viel Mühe die Jünger hatten sich damit zu befreunden. Sein Beruf schien das Herrschen zu sein, nicht aber, was dem Anschein nach der Gegensatz ist, das Leiden. Und mehr oder minder geht es ja uns nicht anders. Auch bei der Vorstellung, die die Meisten unter uns von dem Erlöser vor allem zu haben pflegen, ist sein Leiden gewöhnlich sehr untergeordnet; und sie sehen es so an, daß ihm allerdings Leiden zugestoßen seien, aber das sei nur zufällig geschehen, und wenn eine Nothwendigkeit des Leidens vorläge, so läge sie nur in der Unempfänglichkeit des jüdischen Volkes und dem verdorbenen Sinne der Zeitgenossen. Aber so nicht der Herr. Zu dem höchsten Zweck seines Daseins setzt er sein Leiden ausdrücklich in Beziehung, und nicht in zufällige,

sondern in nothwendige Beziehung. Aber wie das zugeht, begreifen wir nur, wenn wir die Vorstellung, die er von seinem Berufe hat, mit der seiner Zeitgenossen vergleichen. Ach das ist ein so dürres und kahles Wort, „er sollte der Messias werden"; und wenn auch Gedanken von überschwänglicher Herrlichkeit hineingelegt wurden, so blieb es doch ein eitles Wort, voll Seifenblasen widersprechender, nichtiger Gedanken. Wir haben nun eine inhaltsvollere Vorstellung von seinem Beruf und seiner Bestimmung; aber so inhaltsvoll sie sein mag, an die, welche er in seiner Seele trug, reicht sie nicht heran. Und wenn wir diese von ferne nur verstehen wollen in ihrer ganzen Fülle, so ist kein Wort dazu geeigneter als dieses. Ja wenn wir seine Bestimmung so fassen wie hier, werden sich unsere Gedanken anders gestalten, und der Zweck seiner Erscheinung und sein Leiden als das Mittel dazu werden sich enger zusammenfinden.

Es ist ein hohes Wort, das man nicht gern nachspricht, weil man es nicht versteht: „Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden." Machen wir einen schwachen Versuch, es uns verständlich zu machen. Der Herr sieht sich gegenüber der Erde, der ganzen Erde, dem ganzen Menschengeschlechte, dem steht er gegenüber in seinem Bewußtsein, er auf der einen und sie auf der andern Seite; und er erschrickt nicht vor diesem scheinbar furchtbaren Verhältniß. Als den Gegenstand, auf den er seine Wirksamkeit richten soll, sieht er die ganze Menschheit. Sie ist der Gegenstand der Wirksamkeit dieses Armen, der nicht weiß, wo er sein Haupt hinlegen soll; aber er schrickt nicht zurück. Und wie erscheint ihm diese Menschheit? Sie erscheint ihm als eine rohe Masse, mit der noch eine Umwandlung vorgehen muß, die noch einmal in den Schmelzofen geworfen werden muß, um dem ewigen Gedanken des Schöpfers näher zu kommen. Als eine solche rohe Masse erscheint sie ihm, und — gehen wir näher auf das Einzelne ein — als eine Masse, die unrein ist, ausgebrannt und geläutert werden muß; die noch starr, unlebendig, todt und hart ist, die erweicht, erwärmt und in Fluß gebracht werden muß; die noch ungestalt ist und ins Feuer geworfen werden muß, damit sie die Gestalt annehme, die ihr im ewigen Gedanken ihres Schöpfers bestimmt ist; die noch unverklärt, ungeistig, grobsinnlich ist, die verklärt, vergeistigt, zur Unvergänglichkeit gebracht werden muß. Und mußte sie etwa ihm nicht so erscheinen? müßte nicht die jetzige Menschheit zum großen Theil ihm eben so erscheinen? wie vielmehr die damalige, die noch nichts erfahren hatte von seinen Wirkungen! Ja, was ihm in's Auge fiel, war Unreinigkeit, Befleckung

mit der Sünde im tiefsten Innern; kalt, todt, regungslos mußte sie ihm erscheinen mit seinem Herzen voll Liebe, die Welt in ihrer Lieblosigkeit und Feindseligkeit, die Welt mit ihrer Zerspaltung in so viele Nationen, die einander feindselig gegenüber standen und bloß das Verhältniß zwischen Unterdrücker und Unterdrückten kannten, die Welt im Kreise der einzelnen Völker lieblos bis in den innersten Schooß der Familien; als ungestalt auch, denn was waren das für Gestalten, welche die menschliche Bildung und Gesittung dem Zustande der Völker aufgedrückt hatte! in sich selbst unhaltbare Gestaltungen, die keine Hoffnungen für die Zukunft einflößten, sondern nur Verzweiflung eines völligen Untergangs; wo der Geist auch aufblitzte, er wurde gleich verschlungen von den Kräften der Finsterniß; nicht lebte die freudige Hoffnung, daß wenn das sinnliche Dasein vorüber sei, ein anderes beginne, welches erst das eigentlich geistige sei, nichts von Allem dem war darin. Und so mußte er in ihr eine solche sehen, die aus der Sinnlichkeit hervorgehoben werden mußte auf die Stufe des geistigen Lebens.

Wenn sie denn einer solchen Umschmelzung bedurfte, wo sollte dieses Feuer herkommen, und wer sollte es hineinschleudern? in welchem Herzen sollte es brennen, und welcher Arm ausreichen, um aus dem eigenen Herzen es hineinzuwerfen in die Welt, um nach und nach das Werk der Reinigung, Gestaltung, Verklärung zu vollbringen? Nun ja, der Herr steht der Welt gegenüber mit dem Bewußtsein, das Feuer in sich selbst zu tragen, und das Vermögen zu haben es hinauszutragen und an eine Stelle niederzulegen, da es sicher, wenn auch noch so langsam, die ganze Welt durchglühen, umschmelzen, verklären müsse. Wäre ein Anderer auf diesen Gedanken gekommen, wir würden ihn einen Wahnwitzigen, einen Gotteslästerer nennen; aber sehet ihn an, der dies sagt, er ist fähig, das Feuer hinauszuwerfen aus seiner eigenen Brust. Ja in seiner eigenen Brust trägt er eine solche Kraft, in vollem Lichte strahlend, die Idee seines himmlischen Vaters, den Gedanken Gottes als der heiligen Liebe, die die Sünden der Welt vergibt, der nichts widerstehen kann, weil sie die Liebe der vergebenden und herzgewinnenden Heiligkeit ist. Dieser Gedanke leuchtet in der Seele des Herrn, er ist es, in dessen Lichte er alles Andere sieht. Das ist das Feuer, welches Jesus in seiner Brust trägt und freilich nur er darin trägt. Aber meinet ihr nun, das Feuer sei nicht gewachsen der Aufgabe, könne die Menschheit nicht erwärmen, läutern, gestalten, verklären? O wenn dieses Feuer wirklich ein menschliches Herz ergreift mit dem

Glauben an Gott als die heilige Liebe, wenn dieser Glaube in ihm Leben wird, dann allerdings schmilzt die Unreinigkeit der Sünde ab, wird das Starre lebendig, Alles gestaltet sich; das Herz, das ganze menschliche Dasein verklärt sich zu einem Dasein unvergänglichen Lebens. Nur darauf kommt es an, daß dieses Feuer herauskomme aus seiner Brust, in das Innerste der Menschheit hineingelegt werde; und hat er dazu auch das Vermögen? Jener Gedanke ist in ihm ein lebendiger Gedanke, er lebt in ihm als Kraft der ewigen Liebe; sollte es ihm denn an Vermögen fehlen, ihn aus sich hinauszutragen in die Herzen der Menschen? Die Liebe kann es; das ist die eigenthümliche Herrlichkeit der Liebe, daß sie mittheilt, und daß, wenn sie reine Liebe ist, es ihr nie fehlen kann an Erfolg. So gewiß er heilige Liebe ist, vermag er auch den Gedanken der Liebe hinausströmen zu lassen in die Welt, daß er dort Wurzel schlage und Alles durchdringe. Das meint der Herr, wenn er sagt: „Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden;" und wie ihm das anliegt, fügt er in den weitern Worten hinzu: „Was wollte ich lieber, denn es brennete schon?" Ja diese Liebe, welche es vermag, drängt ihn auch es mitzutheilen; und wie wir so rührend sehen, das ist sein Schmerz, daß auch die nächsten Jünger von diesem Feuer so wenig merken. Er möchte es hell auflodern sehen, und kaum sieht er noch die ersten Fünkchen. Darüber seufzt er, und das mag er dem himmlischen Vater vorgetragen haben in einsamem Gebet. Freilich in der größten Geduld erkennt er, daß es nur langsam entbrennen könne, und erst dann, wenn er eine Taufe bestanden; die Taufe seines Leidens mußte er an sich vollziehen lassen, dann erst konnte es entbrennen.

2.

So sind wir denn zu dem zweiten Punkt unserer Betrachtung gekommen; wir sehen, wie der Herr den Zusammenhang zwischen seiner Leidenstaufe und dem Zwecke seiner Erscheinung als einen unauflöslichen Zusammenhang ansieht, wie er darin die unerläßliche Bedingung sieht, unter der das Feuer wirklich zum Zünden und Auflodern kommen kann. Das wird uns freilich widersprechend dünken; der Widerspruch wird durch unsere bisherige Betrachtung nur noch geschärft erscheinen. Wir haben ja gesehen, wie er es auf das allerumfassendste Wirken angelegt hat; und das soll bedingt sein durch Leiden? Wirken und Leiden scheint sich auszuschließen. Es war das auch die Ansicht der Jünger, der Zeitgenossen; aber seine

eigene Einsicht war ganz anders. Er mußte diese Taufe bestehen, wenn das Feuer entbrennen sollte, und diese Taufe war ihm auch eine wirkliche Leidenstaufe. Er war nicht etwa gefühllos, es war nicht etwa ein Leiden, das bloß in unsern Augen Leiden ist, über das er aber mit seinem himmlischen Dasein erhaben wäre; nein, er hat es tief empfunden wie Keiner; er spricht es ja in unserm Texte aus: „Ich muß mich zuvor taufen lassen mit einer Taufe, und wie ist mir so bange, bis sie vollendet werde!“ Ja, namentlich indem er sich vergegenwärtigte das in seiner Art völlig einzige sittliche Werk, welches ihm dabei oblag; es wird ihm bange, wenn er an die sittliche Schwierigkeit dieser Aufgabe denkt, in solchem Kampfe zu überwinden durch die unbedingt freie und freudige Hingebung; es wird ihm bange, und er spricht es frei und unbefangen aus. Es war ein wirkliches Leiden, das er als die Bedingung der Erreichung seines Zweckes ansah; und immer kommt er wieder darauf zurück, daß er nur siegen könne, wenn er aus dem Leiden als Sieger hervorgehe. „Es sei denn,“ sagt er, „daß das Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe, so bleibt es allein; wo es aber erstirbt, so bringt es viele Früchte.“ *) Er hat es wohl gewußt und den innern Zusammenhang durchschaut. Was war denn erforderlich, wenn das Feuer zünden sollte? Es gehörte dazu Zweierlei: die Flamme des Feuers mußte in ihrer ganzen Klarheit offenbar werden; und das Herz der Menschheit mußte geöffnet werden, damit die Flamme darin niedergelegt werden könne; und in beiden Beziehungen gab es kein Mittel als die Leiden Dessen, der es niederlegte. Das Feuer heiliger Gotteserkenntniß, das in seiner Brust brannte, mußte in seiner ganzen Wahrheit und Klarheit offenkundig werden; und anders konnte dieses nicht geschehen, als wenn die Probe gemacht war, daß auch viele Ströme Wassers das Feuer nicht auslöschen konnten, daß Alles vergeblich seine Macht versuchte an diesem heiligen Glauben, an dieser Liebe, und daß das Feuer sich ausgießt unabhängig von allem andern; und deßwegen mußte es sich losreißen lassen aus der sinnlichen Hülle und dann aus dem Grabe erstehen als unabhängig vom sinnlichen Tode und von aller Vergänglichkeit. So geschah es im Tode und in der Auferstehung des Herrn; und damit eröffnete sich auch das Herz der Menschen. Es mußte eine Regung ohne Gleichen geschehen, es mußte das Bewußtsein der Menschheit ergriffen werden durch das wunderbare Schauspiel, wie Jesus in unerschütterlichem Glauben und

*) Joh. 12, 24.

unbeweglicher Liebe sich selbst für die Sünder dahingab und in seiner Hingebung glorreich hervorging aus den Banden des Fürsten des Todes, als Sieger über Alles, was nicht aus dem Quell entströmt, aus dem dieses Feuer selbst stammt.

Ja es liegt in der Natur der Sache, daß der Herr nur durch Leiden das Feuer entzünden konnte. O möge er nur nicht vergeblich gekommen sein, das Feuer anzuzünden in der Welt! Wir wissen ja, wie er suchte das Feuer seines eigenen göttlichen Lebens in die Menschheit zu legen, es zu entzünden und die Menschen zu verbinden zu einem großen Feuermeer. Das war die Absicht, in der er sein eigenes Leiden übernahm; ihn verlangte danach, daß sein Feuer nicht bloß auf seinem Altare brennen sollte, sondern auf dem der ganzen Menschheit. Das war es, was seine Seele erfüllte, und das mögen wir Alle erfahren in dieser Passionszeit, und namentlich auch heute Diejenigen, welche zum Tische des Herrn gehen, und ihm die rechten Dankopfer darbringen für sein Leiden, seinen Tod und Sieg. Wir wissen, wie wenig es ausreicht, Gelübde zu machen, deren Haltung nicht gewiß ist; aber das können wir geloben, daß wenn er kommt, sein heiliges Feuer in die Seele zu legen, wir es aufnehmen und bergen, daß es Alles durchdringe, Herz, Seele und Leib. Ja das wollen wir versprechen; und er nimmt solches Versprechen an. Wir haben seine Zusage, daß es ihm ein freudiges, süßes Opfer ist, daß er kommen will, daß es an ihm nicht fehlen wird. So möge er denn auch jetzt kommen! Amen.

Lied 65, 5: Ja, du heilige Gemeinde.

---

# XLVII.

# Ueber das Wort des sterbenden Erlösers: Es ist vollbracht.*)

Eingangslied 92, 1—3: Schwing' dich auf gen Golgatha.
Hauptlied 88, 1—4: O Haupt voll Blut und Wunden.

## Text: Joh. 19, 30.

Da nun Jesus den Essig genommen hatte, sprach er: Es ist vollbracht; und neigte das Haupt und verschied.

Zu der heiligen Begebenheit, welche die Kirche am heutigen Tage feiert, suchen wir ganz natürlich ein auslegendes Wort; und wir können es verständiger Weise bei keinem Andern suchen, als bei Dem, welcher selbst die handelnde Person ist in dieser größten und heiligsten Begebenheit, bei ihm, dem am Kreuz verscheidenden Heilande. Da finden wir nun aber in den Worten, die ihr eben vernommen habt, auch die volle Erklärung zu Allem dem, was heute in lebendiger Erinnerung wieder vor unsere Seele tritt. „Es ist vollbracht", dieses Wort ist zugleich der erklärende Schlüssel zu dem Augenblicke seines Lebens, in den es fällt, zu dem Augenblicke seines Todes. Gewiß, wie in diesem Worte sich der ganze Inhalt der Charfreitagsgeschichte zusammenfaßt, so auch die Charfreitagsstimmung einer christlichen Gemeinde. „Es ist vollbracht", ja das möchten wir heute Alle einander zurufen aus dem innersten Grunde unseres Herzens. „Es ist vollbracht", Gott werde Lob und Preis dafür, und Dem, durch welchen er es vollbracht, dem Lamme, das erwürget ist! So lasset uns bei diesem Worte stehen bleiben unter Anrufung des göttlichen Beistandes. Suchen wir

1. den Sinn und die Bedeutung, welche dieses Wort im Munde des sterbenden Erlösers hat, zu erkennen, und sodann
2. es auf unserer Seite ihm gläubig nachzusprechen als unser Charfreitags-Bekenntniß.

Er selbst wolle uns dazu nahe sein und seine Nähe uns fühlen lassen!

### 1.

„Es ist vollbracht," so spricht der Herr, neigt sein Haupt und verscheidet. Was ist denn vollbracht? fragen wir natürlich; und auf diese

*) Gehalten am Charfreitag den 9. April 1852.

Frage wird eine völlig einfache Antwort sich nicht geben lassen. Der Gegenstand dieses großen Wortes ist so reich umfassend, daß wir nur durch eine Mehrheit von Antworten auch nur nothdürftig die Frage beantworten können. Da blicken wir denn freilich am allernatürlichsten vor allem in den Zusammenhang unseres Textes hinein. Der Text sagt: „Da nun Jesus den Essig genommen hatte, rief er: Es ist vollbracht"; und dieses bezieht sich auf das Vorhergehende zurück. Da heißt es: Als Jesus wußte, daß schon Alles vollbracht war, auf daß die Schrift erfüllet würde, sagte er: Mich dürstet; und da gaben ihm mitleidige Kriegsknechte Essig. So liegt es denn allerdings nahe, bei diesem Worte zunächst zu denken an das Wort der Schrift, die Weissagungen der Schrift, überhaupt an den göttlichen Rathschluß von der Erlösung der Welt, wie er Jahrhunderte hindurch schon den Gläubigen vor Augen gehalten war. Aber diese Antwort ist doch augenscheinlich noch nicht erschöpfend. Was war denn in diesen Weissagungen verkündigt? Nun eben die Erlösung der sündigen Welt, die Erlösung in ihrem ganzen Umfange, von der Sünde mit allen ihren Folgen und also auch allen ihren Uebeln. Auf dieses große Werk werden wir also eben so sehr das Wort zu beziehen haben: „Es ist vollbracht;" — ja das Werk der Erlösung, das Werk, das er immer als seine ihm eigenthümliche Lebensaufgabe betrachtete und auch in den letzten Stunden seines Zusammenseins mit den Jüngern darstellte als das, was ihm der Vater aufgegeben, und das er vollständig vollbringen wollte, vollständig, indem er sich hingab, auf daß wir geheiliget würden in der Wahrheit. Das wußte er und darum sprach er: „Es ist vollbracht". Es war vollbracht; wir wissen ja, daß er in dieser Gewißheit auch dem Schächer am Kreuze Seligkeit zusagte, und zwar als unmittelbar bevorstehend, wenn er zu ihm redete: „Heute wirst du mit mir im Paradiese sein".*) Und nehmen wir endlich noch ein Drittes hinzu, das der Sache nach wesentlich dazu gehört; auch die eigene persönliche Vollendung und Verherrlichung des Erlösers war vollbracht; und auch an diese denkt er jetzt. Fügt er doch unmittelbar zu diesem Worte das andere hinzu: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist".**) Es ist vollbracht, der Kampf hat ein Ende, die Siegerkrone ist erlangt, und er, der gehorsam war bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz,***) ist nun erhoben zur Rechten der Majestät, und ihm gegeben ein Name, der über alle Namen ist. Er ist erhoben zu himmlischer Herrlichkeit,

*) Luk. 23, 43. **) Luk. 23, 46. ***) Phil. 2, 8.

und der Bau dieser Herrlichkeit, den er in den Tagen seines Fleisches unter Mühen und Arbeit begonnen, ist vollbracht.

Lassen wir uns dieses genügen, um auf den Inhalt hinzudeuten, den dieses Wort im Munde des Herrn hat; aber übersehen wir nicht, daß in dem Augenblicke, in welchem er es ausspricht, es ja ganz auffallend ist. Wenn wir uns in seine Lage zurückdenken, der als Missethäter ans Kreuz geheftet sein Leben aushauchte, da muß es uns auffallen. Das Wort des Triumphs, in welchem der tiefste Schmerz und die tiefste Qual der Seele in Jubel ausbrach, kann uns nicht passend erscheinen. Da würden wir vielmehr ein Wort der Klage, wo nicht der Anklage erwartet haben: „So ist denn alles Arbeiten umsonst, und Schmach ist das Ende Dessen, der seinen himmlischen Vater verherrlichen wollte. So habe ich denn vergeblich vertraut dem Worte der göttlichen Weissagung, vergeblich gewartet, daß es sich erfüllen solle, vergeblich gerungen mit den Sünden meiner Brüder, sie loszureißen aus der Gewalt der Finsterniß, vergeblich gearbeitet, ungeachtet ich mit allen Kräften gearbeitet, ungeachtet ich bis aufs Blut gehorsam und treu geblieben. So habe ich umsonst gearbeitet, das elende Leben zu verherrlichen, den Ausgang zu einem wahren, ewigen, des Menschen würdigen geistigen und himmlischen Lebens für meine Brüder zu suchen." So möchten wir etwa den Erlöser haben reden lassen, nicht aber ihn rufen lassen: „Es ist vollbracht." Jetzt freilich, achtzehn Jahrhunderte nachher zurückblickend auf Golgatha, sagen wir, so thöricht auch damals dem Anscheine nach der Erlöser geredet, er habe doch wahr geredet, denn die Geschichte habe sein Wort bewährt. Jetzt freilich können wir es anerkennen, und ärgern uns nicht an jenem Worte; aber vergessen wir nicht, wie viel dazu gehörte, um damals also zu urtheilen: „Es ist vollbracht". Das Wort war damals schon wahr; aber welch ein Geist und Sinn gehörte dazu, damals es auszusprechen! Es ist ja buchstäblich wahr, daß die Weissagungen der Schrift vollendet waren, als er verschied; aber welch ein Auge gehörte dazu, damals es zu wissen! Verstanden denn die Zeitgenossen die Weissagungen der Schrift so? Vor seinem reinen Auge war aber schon damals Alles licht im Worte der Weissagung. Nun wer geistlich richten und es geistlich verstehen konnte, mußte freilich das darin finden; aber auch nur wer mit ganz andern Begriffen zur Schrift hintrat als Israel, nur wer aus sittlichen Gesichtspunkten hinzutreten und es verstehen konnte, konnte wissen, daß der Rath Gottes von unserm Heil erfüllt sei. Es war buchstäbliche Wahrheit schon damals, daß es erfüllt war, daß alle Sünde vergeben,

Schuld, Strafe und Gericht von der Menschheit genommen war, wenn sie es anders so wollte, daß alles Uebel und die höchste Spitze alles Uebels, der Tod, gebrochen war; aber wer konnte es verstehen als der, dem das Auge des Geistes geöffnet war, der von dem sittlichen Gesichtspunkt aus eindringen konnte in den Gedanken einer Erlösung und Versöhnung mit Gott, in der uns Alles gegeben sei, nicht bloß Vergebung, sondern auch Heiligung. Das vermochte er, aber auch er allein; und wie einzig groß er darin ist, können wir heute sehen. Es war buchstäblich wahr, daß er verherrlicht war; wenige Tage nachher zeigte es sich vor den Augen seiner Jünger; aber Niemand, und auch er selbst nicht, konnte es sehen mit dem sinnlichen Auge, nur mit dem Auge des Geistes; und mit dem sah er ja, er der die himmlische Herrlichkeit in ihrem Zusammenhange mit der sittlichen Reinigung erkannte.

2.

So müssen wir denn wohl, indem wir aus seinem Munde das Wort: „Es ist vollbracht" vernehmen, diesem Worte gegenüber anbetend vor ihm niedersinken, ihm die Ehre geben und Preis von Ewigkeit zu Ewigkeit. Aber nicht das allein, nein, wir müssen mehr thun, wir müssen das: „Es ist vollbracht" ihm aus dem Munde nehmen, es von seinen Lippen im Glauben auf die unsrigen nehmen und ihm nachsprechen als das Bekenntniß der christlichen Gemeinde am Charfreitag. Gewiß, es ist das die natürliche Folge davon, daß wir an ihn glauben. Glauben wir an ihn, wohlan, so müssen wir auch glauben, daß das Wort Wahrheit ist: „Es ist vollbracht". Ja das sagt heute vor ihrem Gott die christliche Gemeinde mit dem vollsten Danke: Es ist vollbracht; das Abendmahl des Herrn ist bereit, der Tisch gedeckt, welcher Leben gibt Jedem, der da hungert und dürstet; wir haben nichts mehr zu sorgen, nur zu empfangen, zu genießen, was er bereitet hat. Das Wort der göttlichen Weissagung ist im Wesentlichen nicht mehr ein uns in die Zukunft weisendes; worauf unsere Väter so lange geharrt, wir haben es jetzt. Gedanken des Friedens sind nicht nur, wie es von Ewigkeit her war, lebendig und kräftig in unserem Gotte; nein, sie sind erfüllt, das Heil ist erworben, das Werk vollbracht; und wenn wir glauben, so sind wir schon erlöst. Er hat seinen Lauf vollendet, den wir unsern König und Heiland nennen, er lebt und regiert, und Alles ist in seiner Hand. Ja so gewiß wir an ihn glauben, so gewiß muß das unser heutiges Bekenntniß sein. Wir fühlen es wohl auch, daß es keine gleichgültige Sache ist, ob wir dieser Pflicht nachkommen. Wahrlich, der muß doch glücklich sein, der aus voller Ueberzeugung dies bekennet. Wer über

sich Gedanken eines ewigen Friedens weiß, die schon wirksam eingedrungen sind in sein eigenes kleines Dasein, wie wird der noch murren über dieses Dasein? Wer die Schuld von seiner Seele genommen weiß und frei aufblicken kann zu seinem Gott als ein zu Gnaden angenommenes Kind, der ist glücklich, wie er auch sonst gestellt sein mag, ihm kann nichts das Glück benehmen. Wer da weiß, daß ihm der Herr Macht gegeben über die Sünde, und daß er aus der Kraft, die ihm gegeben, die Sünde, auch wo sie am furchtbarsten auftritt, von sich weisen kann, der wird glücklich sein, auch unter den heißesten Kämpfen, der weiß, daß dieser sein treuer Freund, sein liebender Heiland es ist, von dem Alles abhängt.

Gewiß es ist ein seliges Bekenntniß; wohl dem, der es sprechen kann! Denn das verhehlen wir uns doch nicht, so süß es ist, es ist doch schwer. Ja heute etwa, hier in versammelter Gemeinde dünkt es uns so schwer nicht. Vielleicht sagt Mancher unter uns: Wer kann es denn lassen? wer kann am Charfreitag ein anderes Bewußtsein in seiner Seele tragen? Aber wer weiß denn nicht, daß es nicht immer so ist? Solche Gefühle sind unhaltbar und flüchtig genug; heute lodern sie vielleicht in uns auf, aber es bedarf nur weniger Tage und Stunden, so sind sie oft schon erloschen. Darum lasset uns gerade heute bedenken, wie schwer dieses Bekenntniß ist. Es darf nicht nur der flüchtige Eindruck sein; nein, es muß uns natürlich werden, darauf gilt es zu denken; und wir müssen gestehen, daß es sich nicht anders erreichen läßt, als wenn wir das göttliche Auge des Herrn gewinnen, nur dann werden wir diese Ueberzeugung bethätigen bei Andern und uns selber und durch die wachsende Erfahrung sie an uns bewähren. Ja es soll unser innerstes Bewußtsein werden für unser ganzes Leben: Es ist vollbracht, in ihm und durch ihn, der sein Haupt neigte am Kreuz. Diese Ueberzeugung und die ihr entsprechende That zum bleibenden Charakter unseres ganzen Lebens zu machen, ist die Aufgabe, die der Charfreitag stellt. O stellen auch wir uns diese Aufgabe; stellt namentlich auch ihr sie euch, die ihr heute zum Tische des Herrn tretet, gelobet ihm, euer ganzes Leben soll durchdrungen sein von dieser Ueberzeugung, bis auf den Charfreitag auf's Neue für uns Alle der Ostermorgen kommt und das Licht aufgeht für unsere Herzen. Er, der gerufen: „Es ist vollbracht,“ er, der vollbracht Alles, was zum göttlichen Wandel und Leben dienet, er wird auch uns nun das Vollbringen der Gelübde geben, die wir heute an seinem Altare niederlegen. Amen.

Lied 88, 8: Ich danke dir von Herzen.

---

## XLVIII.

# Ueber das Wort: Doch wenn des Menschen Sohn kommen wird, meinest du, daß er auch werde Glauben finden auf Erden? *)

Eingangslied 27, 1—3: Gott sei Dank in aller Welt.
Hauptlied 342, 1—4: Wir warten dein, o Gottes Sohn.

### Text: Luk. 18, 8.

Doch wenn des Menschen Sohn kommen wird, meinest du, daß er auch werde Glauben finden auf Erden?

Die eben verlesenen Worte des Herrn sind auch ein Adventstext. Sie weisen uns hin auf die Wiederkunft des Herrn in Herrlichkeit, sein Reich zu vollenden, auf die Zukunft des Herrn, an die wir ja gerade in der Adventszeit mit der größten Sehnsucht denken, wenn wir zurückblicken auf seine erste Ankunft und nicht vergessen, wie viel noch daran fehlt, daß wir ihres vollen Segens uns erfreuen. Aber meinen wir nicht, es sei ein kleinlauter Adventstext, ein Wort des Zagens und der Muthlosigkeit, das wir hier zu unserer Ueberraschung hören: „Wenn des Menschen Sohn kommen wird, meinest du, daß er auch werde Glauben finden auf Erden?" Ja in der That, so scheint es auf den ersten Anblick; aber das muß uns eben eine Aufforderung sein, dieses Wort genau ins Auge zu fassen, und dann wird auch der Schein bald zerrinnen. Darum lasset uns unter Anrufung des göttlichen Beistandes dieses Wort mit einander betrachten; und zwar soll unsere Betrachtung den Weg einschlagen, daß wir

1. uns überzeugen, wie dieses Wort nicht ein Wort der Muthlosigkeit ist, das uns in unserem Glauben irre machen könnte, sondern
2. ein demüthigendes, ernstes, das uns strafen und warnen soll.

Der Herr schenke uns sein Licht zu dieser Betrachtung und lasse unser Herz den Stachel ihres Ernstes empfinden!

1.

Es liegt uns wohl gar nicht fern, wenn wir das Wort des Textes aus des Herrn Munde vernehmen, uns laut oder im Stillen zu fragen,

---

*) Gehalten am zweiten Sonntag des Advents, den 5. December 1852.

ob nicht hier einmal der Herr eine schwache Stunde gehabt, in der sein Glaube sich verdunkelt habe. Ja wenn wir die Sache menschlich ansehen, kann uns eine solche Vorstellung gar nicht unwahrscheinlich erscheinen. Gewiß, es sollte viel sagen, wenn er, der Anfänger unseres Glaubens, an sein Werk unverrückt glauben sollte. Er hatte ein Werk übernommen, dessen Last ihn zaghaft machen konnte, vollends bei dem Widerstande, den es fand. Erlöser der Menschheit zu werden, — o wer nur ein wenig den Vorstellungen nachdenkt, die in diesem Worte zusammengefaßt sind! Erlösung von der Sünde, Ueberwältigung der Sünde, dieser stärksten aller Mächte, welche dem Menschen je schaden können, Erlösung einer ganzen Welt, Zerstörung jenes furchtbaren Gebäudes, das der Fürst dieser Welt durch so viele Jahrtausende hindurch gebaut, Zerreißung aller der tausend Fäden der Sünde, mit denen die Menschheit umflochten: wie will das ein armer Menschensohn, der nicht hat, wo er sein Haupt hinlegen soll, nichts als die Gewalt seines Herzens, seiner heiligen göttlichen Liebe, gegenüber dieser Welt vollbringen? Er hatte wohl Helfer bei dieser Arbeit, er hatte eine kleine Schaar von Jüngern und Gläubigen sich erlesen; es sind ja die Seinigen, von welchen er weiß: Keine Macht im Himmel und auf Erden wird sie aus meiner Hand reißen;*) aber welch kleines Häuflein von Schwachen, die bei jedem Schritt straucheln und nicht einmal ein ordentliches Verständniß seines Zweckes haben! Ja es scheint wohl menschlicher Weise, daß es dem Herrn sehr nahe lag, Zweifel in Beziehung auf das Vollbringen seines Werkes in sich zu nähren; wir wenigstens werden es sehr natürlich finden mit unserem schwachen, unlautern Glauben, die wir alle Tage erfahren, wie unser Glaube angefochten wird und auch wankt. Wir werden es vielleicht sogar im Geheimen wünschen; wenigstens in aller Derer Herzen wird ein solcher Wunsch sich regen, welche, mehr oder minder klar sich dessen bewußt, im Grunde genommen von Herzen wünschen, daß sie doch mit gutem Gewissen loskommen könnten von diesem heiligen, strengen Herrn. Denen ist jede Gelegenheit willkommen, da sie sich selber sagen könnten, wo er gezweifelt, könnten auch sie zum Glauben nicht angehalten werden. Meinen wir nicht, die Zahl dieser Menschen sei so gar klein, namentlich nicht, daß unter denen, die sich in ausgesprochener Weise zum Herrn bekennen, solche Herzensstellungen nicht vorkommen. Wer müßte sich nicht tausendfältig sagen: Was dich an Jesum hält, ist einem großen

---

*) Joh. 14, 28. 29.

Theile nach die Furcht, in seinem Gerichte nicht zu bestehen, und nicht die Liebe zu ihm, die ihn als den Allerebelsten der Menschen erkennt. Und Solche sind nur zu sehr geneigt zu meinen, es sei hier eine zagende Muthlosigkeit ausgesprochen.

Es wäre aber sehr schlimm, wenn es sich wirklich so verhielte. Was wäre dann nicht für uns verloren? — Mit einem Worte, der Heiland. Wie hoch auch unsere Verehrung, unsere Liebe zu diesem Jesus bleiben möchte, unser Erlöser könnte er nicht sein, wenn er nicht unverbrüchlich Glauben gehalten hätte auf jedem Schritte seines Lebens. Er wäre nicht mehr der Reine, Sündlose, er könnte nicht der Mittler sein zwischen dem heiligen Gott und der sündigen Menschheit. Wir freilich nach unserem natürlichen, menschlichen Urtheil sind wohl sehr geneigt, solche Fehltritte auf alle Weise zu entschuldigen und für gering zu achten. So ist nun aber einmal gerade unter uns Evangelischen unsere Ueberzeugung von der Erlösung beschaffen, daß wir sie als eine sittliche That betrachten müssen, und sie nur so in unsern Augen als That der Erlösung gilt. Es wäre doch wahrlich sehr schlimm, wenn wir das Wort des Herrn auf jene Weise recht verstanden hätten. Aber wir sind in diesem Falle durchaus nicht. Lasset uns das Wort näher ansehen, um uns davon zu überzeugen. Der unmittelbare Zusammenhang zeugt am allerdeutlichsten dafür. Es folgt unmittelbar auf das Gleichniß vom ungerechten Richter, das der Herr aufgestellt, und aus welchem er die theuere Verheißung zieht, Gott werde seine Auserwählten, die Tag und Nacht zu ihm rufen, nicht im Stiche lassen, sondern erretten; „ich sage euch, er wird sie erretten in einer Kürze.“ Und auf dieses Wort fährt er fort: „Doch wenn des Menschen Sohn kommen wird, meinest du, daß er auch werde Glauben finden auf Erden?“ Eben in einem Augenblicke fährt unser Text fort, da der Herr auf's Feierlichste seine Gewißheit davon betheuert, daß Gott die Auserwählten retten werde; und bei solcher Gewißheit kann ihn doch wohl kein Gedanke der Furcht anwandeln. Der hier spricht, hat sich eben erst dargestellt, wie er gewiß ist, daß Gott Erlösung schaffen werde seinen Auserwählten durch ihn, den er in die Welt gesandt.

Nun ja, könnte nun der Eine oder der Andere sagen, das ist allerdings gewiß, daran hat der Herr keinen Zweifel aussprechen können, daß er als der allgemeine Richter der Welt, als der König der Erde wiederkommen und sein Werk vollenden werde; aber die Art und Weise, wie er es ausspricht, ist sie nicht geeignet, uns zweifeln zu lassen, ob wir nicht in

einem zu großen, zu ausgezeichneten Sinne den Gedanken von seiner Erlösung verstehen? Wir pflegen immer an die Erlösung der Menschheit und nicht bloß der einzelnen Menschen zu denken. Ich meine, wenn wir von Erlösung in Christo reden, so ist unser Gedanke nicht bloß der, daß Einzelne gerettet werden aus der großen Gesammtzahl der Andern, so hoffen wir auch, unser Geschlecht als Ganzes solle Gegenstand einer Erlösung, einer Reinigung von der Sünde, einer Verklärung und Verherrlichung sein; unsere Hoffnung geht so weit, daß die menschlichen Zustände überhaupt rein werden von der Sünde, und dem Bilde dessen, was sie sein sollen nach ihrer ursprünglichen Bestimmung, je länger desto mehr ähnlich werden. Nun aber könnte Jemand auf Grund unseres Textes entgegnen: Davon ist nichts zu lesen im Worte des Textes; von der Errettung der Auserwählten spricht der Herr, daß er Einzelne werde sicher hinaus führen durch alle Drangsal und Noth in seine Herrlichkeit, nicht von einem Reiche, das er in irgend einem Sinne auf Erden erbauen wolle, sondern nur von einem himmlischen. Es ist wohl der Mühe werth, daß wir bei dieser Vorstellung einen Augenblick verweilen; denn sie ist ausgebreiteter unter den Menschen, als wir uns vielleicht sagen. Es ist dies eine Vorstellung, die gerade auch unter den gläubigen Christen gar nichts weniger als selten, sondern vielleicht ihre eigenste ist, daß der Herr zwar der Erlöser der Einzelnen ist, aber nicht der Erlöser dieses menschlichen Daseins. Allerdings, Einzelne holt er heraus aus dem Verderben, zieht sie wie Feuerbrände aus dieser argen Welt und bringt sie in Sicherheit; aber die irdische Welt selbst bleibt wie sie ist, auch nachdem er zur Rechten des Vaters seinen Sitz genommen; die menschliche Geschichte geht für sich, ohne sich um den Herrn zu kümmern, ihren Weg dahin, ihrer kann er nicht Herr werden; die allgemeine Entwicklung des Daseins, wie sie durch die Weltgeschichte sich durchzieht, liegt außerhalb des Bereiches seiner Macht. Nur insofern ist er ihrer mächtig, als sie zuletzt seiner Macht nicht widerstehen kann, als er am Ende der Tage sie unter sich beugen wird. — Ist das wirklich die christliche Anschauung von der Geschichte des Reiches Gottes auf Erden? oder viemehr, ist dann Christus der Erlöser der Menschen, wenn er die menschliche Geschichte nicht in seine Hand nehmen kann, daß sie seine Dienerin werde, wenn er der Menschheit als eines Ganzen niemals Herr wird, insofern er sie erlöst: ist er dann wirklich der Erlöser? Wenigstens ist er es nur der Einzelnen, und auch der Einzelnen kann er es nicht sein; denn kann so der Einzelne für sich allein wahrhaft gerettet und selig werden? kann er Befrie-

digung finden anders als im Zusammenhange mit der Menschheit, der er angehört durch unverbrüchliche Bestimmung des Schöpfers? Nein, wenn der Erlöser nicht auf Erden sein Reich durchführen kann, dann ist es ein Wahn, wenn wir meinen, ein ewiges himmlisches Reich sei uns gesichert.

Aber wie? steht denn von diesem Allem in unserm Texte auch nur ein Wort? Wer da weiß, wie der Herr sonst geredet, kann doch nicht auf den Gedanken kommen, in unserm Texte etwas lesen zu wollen, was mit den andern Aeußerungen des Herrn in Widerspruch steht. O nein, der Herr will mehr sein als der Retter einiger Auserwählten, er will der König aller Könige sein, der Retter und König eines Ganzen, der Menschheit, die Gott nicht schuf als eine zerstreute Zahl einzelner Wesen, sondern als ein großes lebendiges Ganzes, einen Körper, an dem die Einzelnen Glieder sind. Das will er; und Jedem, der die Augen aufthut, wird es offenbar werden, daß, was er thun will, er auch kann. Sollen wir glauben, seit achtzehn Jahrhunderten habe Christus nur einzelne Seelen gewonnen, die Menschheit aber habe noch immer nicht in seinen Dienst genommen, nicht gerettet werden können? Wohl ist es wahr, sein Reich ist nicht von dieser Welt, und der Boden, wo es seine Stätte hat, ist nicht diese Erde; aber die Steine, aus denen der Bau besteht, müssen auf Erden gestaltet werden und können es nur auf Erden, weil es auf sittlichem Wege geschehen muß; die Bürger des Reiches müssen auf Erden geboren werden, auf der Grundlage der sittlichen Verhältnisse; und in seiner Vollendung kann dieses Reich hier auf Erden nur geboren werden, wenn die Verhältnisse dieses Daseins, die sittlichen Verhältnisse unseres Geschlechts ihre Vollendung erreichen und so umgestaltet werden zum neuen himmlischen Leben in Gott.

## 2.

Wenn nun dieses Wort nicht so angethan ist, um es als ein Wort der Muthlosigkeit anzusehen, nun was ist es dann? Ein demüthigendes, ernstes Wort. Eben im Zusammenhange mit dem vorhergehenden Gleichnisse tritt seine wahre Meinung hervor. Der Herr hat zwar vorher gesagt, Gott werde seine Auserwählten retten in einer Kürze; „doch," setzt er hinzu, „wenn des Menschen Sohn kommen wird, meinest du, daß er auch werde Glauben finden auf Erden?" Er nimmt jene Kürze nicht zurück; mit diesem Worte aber weist er nun darauf hin, daß die Kürze nicht so kurz sein könne als unsere menschlichen Gedanken, daß jene Kürze Hand in Hand mi Gottes Gnade gehen müsse. Weil die Menschen unendlich langsam im

Glauben sind, darum muß Gott so langsam sein in der Vollziehung seiner Thaten. Ach, wenn Gott den Menschen nur die kurze Zeit lassen wollte, die unsere voreiligen Wünsche ihm vorschreiben möchten, was würde dann aus der Menschheit werden! wie klein würde dann die Schaar der Gläubigen sein! Es ist eine traurige, schmerzliche Nothwendigkeit für Gott, zu zögern, langmüthig zu zögern, aber es ist eine Nothwendigkeit; und so sehr sind die Menschen unempfänglich, daß auch bis zum jüngsten Tage hin die Unempfänglichkeit nicht enden wird, daß auch, wenn des Menschen Sohn kommen wird, die Menschen nach wie vor das Auge des Glaubens geschlossen haben. Was der Herr hier sagt, hat er ja an andern Stellen auf's Ausführlichste dargelegt: die Unempfänglichkeit für den Glauben werde mit solcher entsetzlichen Folgerichtigkeit sich gleich bleiben, daß sie auch in den letzten Tagen noch an das Irdische geheftet sein werden; es werde sein wie in den Tagen Noahs, die Menschen werden immer noch pflanzen und bauen, essen und trinken, freien und sich freien lassen;*) ja in jenem, wir müssen sagen gemeinen Sinne werden sie auch dann verharren, wenn man meinen sollte, Alles müsse bereit sein zu seiner Wiederkunft; ja die Feindseligkeit gegen ihn werde sich sogar noch steigern. Das sind die Gedanken des Herrn, es sind demüthigende, ernste Gedanken, die uns aber nicht irre machen können im Glauben an ihn; denn das sehen wir, getäuscht hat er sich nicht über die Zukunft seines Reiches und seiner Wirksamkeit auf Erden. Er hat sich nicht etwa glänzende Vorspiegelungen gemacht, sondern das Wahre vorausgesehen; er hat sich nichts anderes gedacht als ein unendlich langsames Vorschreiten seines Werkes, beständige, immer von neuem sich wiederholende Unempfänglichkeit für den Glauben. Daß unsere alte Natur sich gleich bleiben werde vom Tage der Geburt bis zum Tage seiner Wiederkunft, hat er sich nicht verborgen.

Aber wie uns das Wort des Herrn nur befestigen kann im Glauben an ihn, so oft wir etwa geneigt wären zu klagen über die tiefe Verderbniß der Christenheit um uns her und die Klage uns irre machen könnte im Glauben an die Wahrheit des Evangeliums und die Herrlichkeit des Erlösers, — so soll es uns auch strafen, wenn wir seufzen: Ach, daß der Herr mit seinen Offenbarungen endlich einmal Ernst machte, daß er doch hervorbräche mit seiner Herrlichkeit, seine Gerichte offenbarte und errettete seine Auserwählten! Es ist dieses uns ein sehr natürlicher Gedanke, ja es

*) Vgl. Luk. 17, 26 ff.

kommt uns oft sogar vor, als ob es ein christlicher Gedanke sei; wir thun uns etwas darauf zu Gute. O thun wir das nicht! In des Herrn Herzen sah es ganz anders aus. Kein anderer Gedanke war in seiner Seele, als die Nothwendigkeit, nicht zu eilen, sondern Langmuth zu üben gegenüber dieser unempfänglichen Welt. Wie mag es doch zugehen, daß dieser Gedanke uns nicht eben so nahe liegt? Ganz natürlich; wir denken nur an uns. Wir fühlen uns bedrängt von allen Seiten, wir fühlen, wie schwer es wird, Glauben zu halten, wie überall Feindseligkeit oder wenigstens Gleichgültigkeit zu sehen ist; wir möchten so gerne schon jetzt einem Reiche seliger Liebe in Christo angehören und können es nicht erwarten, bis all das Uebel von uns genommen ist und wir die Seligkeit genießen, die uns zugedacht ist. Aber wir denken eben nur an uns selbst, nicht an die Tausende und Millionen, denen er auch das Reich seiner Gnade zugedacht, sagen uns nicht, wie es ihnen werden würde, wenn er unsere heißen Wünsche erfüllte. Und das ist nicht etwa bloß eine Schwachheit des Verständnisses, die möchte noch hingehen, aber es hängt mit einer Lieblosigkeit zusammen. Trügen wir unsere Brüder alle so auf dem Herzen, wie der Herr sie auf dem Herzen trägt, dann würden wir uns freuen, daß Gott so gnädig, so langmüthig ist mit der Unempfänglichkeit der Menschen für das Beste.

Das ist die Strafe, und nun die Warnung! Ihr seht sie vor Augen. Es ist eine Warnung, uns nicht etwa zu verlassen auf die Gunst der äußeren Verhältnisse, die uns den Glauben an Christum erleichtert. Nämlich das ist ja ein ganz natürlicher Gedanke, daß wir uns sagen: „Wenn das Reich Christi in der Welt fortgeht, so muß es für die Menschen immer leichter werden, an ihn zu glauben: der Fortgang des Reiches Christi in der Welt ist ja zugleich eine fortgehende Offenbarung der Herrlichkeit, die er hat. Je mehr das geistige Leben im Menschen sich entfaltet, desto mehr werden wir auch die Mittel haben, den Herrn zu verstehen und das, was uns zuerst dunkel erscheint, endlich für uns klar zu machen; und so wird es in allen Beziehungen immer leichter, ein Christ zu sein.“ Das ist freilich richtig, aber es wäre eine sehr falsche Rechnung, darauf zu bauen. Es ist ganz wahr, was die Verhältnisse, in denen wir leben, betrifft: es ist uns jetzt leichter, zum Glauben zu gelangen, als es unsern Vätern war. Wir namentlich sind an einem Wendepunkt, wo von neuem die Augen der Menschen auf den Herrn gerichtet werden. Aber alle diese Gunst der Verhältnisse verbürgt uns noch gar nicht, daß wir zum Glauben kommen werden. Leicht ist es gar nicht, an ihn zu glauben. Der Herr weiß es auch; er

weiß, daß es bis auf den jüngsten Tag unendlich schwer und die Zahl Derer, die aus vollem Herzen an ihn glauben, klein sein wird. Das soll uns warnen, und wir bedürfen Alle solcher Warnung. Vergessen wir nicht, daß alle jene Erleichterungen der Mittel für unsern Glauben uns nichts helfen, wenn die rechte Gesinnung, das aufrichtige Herz fehlt, wenn wir geneigt sind, die Sünde zu lieben, in ihren Fesseln uns gefallen; dann lassen sich alle Erleichterungsmittel leicht verkehren in Hindernisse des Glaubens. Sie können gebraucht werden als Waffen wider den Glauben. Das Herz, das aufrichtige Herz entscheidet allein und wird bis zum Ende allein entscheiden. Darum aber wird der Glaube bis zum jüngsten Tage ein schwerer sein und nur Dem gelingen, der sich an Den wendet, welcher der Gegenstand des Glaubens ist. Wenn wir so uns strafen und warnen lassen, dann wird es uns gelingen, so daß, wenn er kommt, er auch bei uns treuen Glauben finden wird. Amen.

Lied 29, 10: Er kommt zum Weltgerichte.

---

## XLIX.

# Unser Trost wider die Trostlosigkeit.*)

Lied 481, 1—4: Was Gott thut, das ist wohlgethan.

### Text: Psalm 73, 1.

Israel hat dennoch Gott zum Trost, wer nur reines Herzens ist.

Wir sind noch immer der Zeit des Neujahrs nahe, in welcher sich unsere Gedanken unwillkürlich in die Zukunft drängen mit demjenigen Bangen, welches dem Menschen ja so natürlich ist und sein soll, wenn er der Zukunft gedenkt. Da sucht man denn mehr als sonst einen festen Halt, eine Erhebung, einen Trost, und zwar einen solchen, mit dem man sich getrost ins Leben hineinwagen kann. Nun wohl uns, es gibt einen solchen Trost, es gibt ihn für uns; davon habt ihr eben aus dem Munde des Sängers des alten Bundes, Assaphs, ein erhabenes und erhebendes Zeugniß gehört. Es gibt, sagt der Sänger, einen Trost, der aushält in allen Verhältnissen; wie die Lage der Dinge auch trostlos sich stellen mag, hat Israel

*) Gehalten am 1. Sonntag nach Epiphanias, den 9. Januar 1853.

einen Trost, hat Israel Gott zum Trost. Ihr kennt ja gewiß den bewunderungswürdigen Psalm, dessen Eingangsworte unsern Text bilden, und wißt, in welchem Zusammenhange die Worte, die ihn eröffnen, mit dem Folgenden stehen. Es ist ein Siegesausruf, der in den Worten sich Luft macht: „Israel hat dennoch Gott zum Trost". Nach einem schweren, herzzerreißenden Kampfe, den der Sänger in den folgenden Worten beschreibt, aber mit dem Bewußtsein, diesen Kampf zum Siege durchgeführt zu haben, in diesem überschwänglich freudigen Gefühl spricht er die Worte unseres Textes. Wenn der Sänger des Alten Bundes einen Trost kennt, der nicht im Stiche läßt mitten in der Trostlosigkeit selbst, dann muß es für uns, die Kinder des Neuen Bundes, doch wohl auch einen solchen Trost geben. In dieser Gewißheit lasset uns in dieser Stunde uns gegenseitig bestärken, indem wir unsere Aufmerksamkeit auf das Zeugniß unseres Textes richten.

**Unser Trost wider die Trostlosigkeit**

ist der Gegenstand, der jetzt vor Gottes Augen uns gemeinschaftlich beschäftigen soll, und zwar in der Art, daß wir

1. zusehen, welches denn die eigentliche Trostlosigkeit ist, um dann
2. uns aus unserem Texteswورte darüber belehren zu lassen, welches der Trost ist, der auch gegen diese Trostlosigkeit ausreicht.

Der Herr aber, in dessen Kraft und Nähe der heilige Sänger das Wort unseres Textes gesprochen, sei auch mit uns und unter uns!

1.

Wenn wir uns von dem Trost eine Vorstellung machen wollen, der auch unter den äußersten Proben aushält, so müssen wir vor allen Dingen fragen, welches denn diese äußersten und schwersten Proben sind; und es ist gewiß nicht überflüssig, diese Frage vor allem aufzuwerfen; denn wir können leicht bemerken, wie wenig die Menschen in dieser Beziehung übereinstimmen. Wir müssen also davon ausgehen, die falschen Vorstellungen, die in dieser Beziehung am meisten verbreitet sind, zu berücksichtigen. Gestehen wir nur ein, daß, was die allermeisten Menschen für die eigentliche Trostlosigkeit halten, diejenige Lage des äußern Lebens ist, in der der Mensch keinen oder doch beinahe keinen Ausweg weiß. Das ist es nicht, wovon Assaph redet und was wir bei ruhigem Nachdenken so ansehen können. Wir wollen nicht leugnen, daß der Druck des äußern

Lebens vielfach schwer empfunden wird, daß es Menschen gibt, die so hart getroffen sind, daß man ihnen wohl verzeihen mag, wenn sie ihre Lage für trostlos halten. Gleichwohl, so schwer auch diese Leiden sind, das sieht Jeder, trostlos sind sie nicht. Es gibt für einen solchen Leidenden reichen, süßen Trost, von solcher Süßigkeit, daß er sogar die Leiden angenehm machen kann. Menschlicher Trost vor allem steht ihm zur Seite, und der ist Gottlob! gerade in der Christenheit so groß, daß nur die es nicht wissen, die noch nicht Tröster gewesen sind. Nein, danken wir Gott, daß er zu allen Zeiten Menschen auszurüsten weiß zu Tröstern der Mitmenschen.

Wir werden aber auch nicht das Richtige treffen, wenn wir zurückgehen auf die eigentlichen Seelenleiden. Gewiß schneiden solche Leiden viel tiefer ein als jene äußern Leiden, ja sie können auf Augenblicke so tief herabdrücken, daß wir meinen, das Herz könne nicht weiter Widerstand leisten dem Drucke. Aber Gottlob! unsere eigene Erfahrung zeigt uns: trostlos sind sie auch nicht; auch hier ist Trost, — menschlicher Trost gewiß. Denn menschliche Theilnahme, menschliches Mitgefühl ist auch tröstlich; und wer wäre so einsam in der Welt, daß er nicht einen Freund hätte, dem er auch das tiefste Geheimniß seines Seelenleidens anvertraut und der ihm Trost gibt? Und wenn das nicht, so gibt es noch einen göttlichen Trost, zu dem alle Seelen Zugang haben und der eine solche Süßigkeit hat, daß die Thränen getrocknet oder verwandelt werden in Thränen der Freude.

Hier ist also auch nicht an Trostlosigkeit zu denken. Aber gewiß da, werdet ihr sagen, wo nun diese innern Seelenleiden dasjenige betreffen, was bei allen innern Leiden der eigentliche Gegenstand sein soll, nämlich die Sünde; wo das böse Gewissen in seiner ganzen Stärke wach geworden, wo eine menschliche Seele den heiligen Zorn Gottes über ihre Sünde fühlt und diesem gegenüber entweder nichts weiß von der Gnade Gottes, oder, wenn sie davon weiß, sie noch nicht begreifen oder nicht sich selber zueignen kann, wo Gott einer Seele nur in seiner Heiligkeit und Gerechtigkeit, nicht in seiner Gnade erscheint. Das ist doch wohl, wie es scheint, die volle, eigentliche Trostlosigkeit, ein Zustand, bei dem es einen Trost überhaupt nicht gibt. Gewiß, es ist ein furchtbares Ding; und wer es erfahren hat, weiß es. Aber trostlos können wir doch auch diesem Zustande gegenüber nicht sein. Zwar der menschliche Trost hat hier sein Ende; und auch der innigste Zuspruch des Freundes, ja selbst der Zuspruch aus dem göttlichen Gnadenworte, wenn er nur aus menschlichem Herzen kommt, kann hier nicht trösten. Und göttlicher Trost, wie sollte der in dieser Lage sich zeigen, da

ja eben der Blick in das Angesicht des heiligen, zürnenden Gottes die Trostlosigkeit herbeiführt? Und dennoch, auch wer nur die Furcht vor seinem Gotte kennt und keinen Ausweg findet, auch er muß noch einen Trost haben, denn einen Gott hat er noch. Er kann, wenn er auch der Liebe Gottes nicht gewiß ist, doch seinerseits ihn lieben und sich freuen, daß er da ist. Er hat noch die schöne, herrliche Welt Gottes; wenn er auch nicht ein Glied dieser Welt ist, sie ist da, sie hat Werth, ist etwas Herrliches, Schönes, wenn er auch darauf verzichten muß, sie zu genießen. Er hat noch Brüder, von denen er weiß, sie sollen freudig theilnehmen an allen Gütern, die Gott den Menschen gibt; und wer das sieht, kann noch nicht von völliger Trostlosigkeit reden. Ja wohl, er fühlt die Schwere der Strafe, und die züchtigenden Schläge Gottes dringen in das innerste Mark seines Daseins. Dennoch, selbst darin, daß er so gezüchtigt ist, liegt noch etwas Tröstliches; er kann sich sagen: Nun ich erfahre doch in der That, daß Gott vollkommen ist, nicht die geringste Nachsicht gegen die Sünde hat, daß es eine reine Heiligkeit gibt.

Hier aber ist der Punkt, wo es sich zeigt, worin die eigentliche Trostlosigkeit besteht. Ach wenn Gott die reine Heiligkeit ist, so liegt der Schluß unmittelbar nahe, daß für Den, der empfänglich dafür ist, noch Trost sein wird, noch ein Zugang zu Gott zu finden sein wird; er kann noch nicht verloren sein. Hat aber der Mensch den Gedanken Gottes in seiner Heiligkeit und Gerechtigkeit hinweggeworfen, dieses Kleinod von sich gethan, dann ist er trostlos; und das ist auch die Trostlosigkeit, auf die unser Text uns hinweist. Der Kampf Assaphs war ein Kampf wegen seines Glaubens; die Erfahrungen, von welchen er in den folgenden Worten spricht, hatten dunkle Schatten geworfen auf seinen Glauben an Gott, den heiligen, allwissenden, gerechten. Als er sah, daß es den Gottlosen so wohl ging, und sie in ihrem Hochmuth sprachen: „Was sollte Gott nach Jenen fragen? was sollte der Höchste ihrer achten?" — da ward er irre an seinem Glauben an Gott; denn es schien ihm, als gebe es keine Allwissenheit und keine heilige Gerechtigkeit mehr; und freilich, hätte er diesen Gedanken aufgeben müssen, dann wäre es um den Gottesgedanken geschehen. Das war es, womit er so lange rang, bis er endlich durchdrang mit dem freudigen Gefühl unseres Textes; und darum sagt er: „Israel hat dennoch Gott zum Trost, wer nur reines Herzens ist." Hat denn Assaph nicht Recht? Ist es nicht im Gefühl der innersten Wahrheit ausgesprochen, wenn er im weitern Fortgange des Psalms die wunderbar seligen Worte ausruft: „Wenn ich nur

dich habe, frage ich nicht nach Himmel und Erde; wenn mir gleich Leib und Seele verschmachten, so bist du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Theil!“ Wenn ich nur Gott habe, bin ich getröstet, und die Trostlosigkeit könnte nur sein der Verlust Gottes, der Verlust der Gewißheit, daß Gott ist, des zuversichtlichen Gottesglaubens. Ist dieser Glaube verloren, dann ist Alles finster und öde um und in uns, und diese ganze, weite Welt erscheint als sinnlos; wir haben keinen Trost, mögen wir auch noch so günstig gestellt sein in unserem äußern Dasein. Das ist es, was Assaph sprach und alle edeln Herzen ihm nachsprechen sollen. Wenn der Mensch Gott nicht hat, ist er trostlos; und wehe ihm, wenn er dann nicht trostlos ist! Ach es gibt Viele, die ohne diesen Glauben im Leben wandeln und meinen, er sei etwas ganz Ueberflüssiges, ja die eine Stärke darin suchen, gleichgültig zu sein gegen diesen Glauben. O wie müssen sie erröthen gegenüber dem Assaph; wie müssen sie ihre eigene Niedrigkeit und Leere empfinden gegenüber dem Sänger des Alten Bundes, der keinen andern Trost kennt als den Glauben an seinen heiligen, allmächtigen Gott!

## 2.

Aber nun, gibt es denn gegen diese Trostlosigkeit einen Schutz? Wir, meine Brüder, wir haben einen Schutz auch gegen diese Trostlosigkeit, wir sprechen mit Assaph: „Israel hat dennoch Gott zum Trost, wer nur reines Herzens ist.“ Nicht etwa so, als wenn wir die Gefahren nicht kennten, von denen unser Gottesglaube rings umgeben ist, als wenn wir nicht recht wohl wüßten, daß unser Glaube schwere Kämpfe zu bestehen hat, zumal in der gegenwärtigen Zeit. Wir empfinden wohl mit den armen Seelen, die um den Gottesglauben ringen. Wie wird er angefochten von allen Seiten her! Und was Assaph sah, das sehen wir auch noch: den scheinbaren Sieg des Bösen in unserm Herzen und — wenn wir es dort nicht so hoch anschlagen — in der großen Weltgeschichte. Aber so gefährlich das Alles ist für unsern Glauben an Gott, nichts desto weniger kann es ihn uns nicht nehmen, wenn wir die Mittel gebrauchen, die eben derselbe Gott uns in die Hand gegeben; und diese nennt der Text in aller Kürze: „Israel hat dennoch Gott zum Trost, wer nur reines Herzens ist.“ Israel, das ist gerüstet gegen solche Gefahren, das Volk, das im Besitze der göttlichen Offenbarungen ist. Allerdings wenn wir absehen wollten von den göttlichen Offenbarungen in dieser dunkeln Welt, dann möchten wir Keinen finden, der im Stande wäre, den Glauben festzuhalten. Urtheilt Assaph nicht

ebenso? In seinem Kummer war er, wie er selbst sagt, in das Heiligthum Gottes eingegangen und hatte dort das Ende der Gottlosen gemerkt. Es war das Heiligthum der Offenbarungen Gottes; und in der That, wenn der Israelit mit lebendigem Gefühl sein Volk und die Führungen seines Volkes betrachtete, so konnte er nicht umhin, festzuhalten, daß die Geschichte des Volkes im Großen und Ganzen angesehen ein gar nicht mißzuverstehendes Zeugniß für den Glauben an Gott war, so mußte er sich fragen: Wo kommt denn dieses Volk her in seiner ganz besondern Eigenthümlichkeit? wie kommt es in dieses Land Kanaan und in dessen Besitz? wie kommt es zu dem Schatze göttlicher Erkenntnisse, den es in seinen heiligen Schriften und durch die von Gott gesandten Propheten hat, den es selbst so wenig benutzt? wie kommt es zu diesen Hoffnungen auf eine herrliche Zukunft, die trotz der Erfahrungen der Gegenwart in ihm leben, und desto mehr, je trauriger die Gegenwart sich gestaltet? Nein, ein Israelit, der ruhigen, nüchternen Sinnes sein Volk und die Geschichte seines Volkes ins Auge faßte, konnte nicht daran zweifeln: es lebt der Gott, der diesem Volke sich offenbarte, der Gott der Heiligkeit und Allmacht. Und wir, die wir auch Israel sind, die wir die Vollendung der göttlichen Offenbarungen in Christo Jesu besitzen, könnten anders urtheilen als der Sänger des Alten Bundes? Ich wollte doch den verständig nachdenkenden Menschen sehen, der gegenüber der Offenbarung Gottes in Christo sagen wollte, der Gedanke Gottes sei ein Traum. Gegenüber von diesem Christus, der so ganz und gar durchdrungen ist von der Gewißheit seines Gottes, der in dieser Gewißheit und auf diese Gewißheit hin lebt, stirbt und aufersteht, ihm ins Angesicht zu sagen: Du täuschest dich, es gibt keinen Gott; was dir das Gewisseste ist, ist doch nur Traum, — das ist verständiger Weise nicht möglich. Diesem Christus gegenüber, in dem sich eine herrliche Welt himmlischer Wahrheit spiegelt, welcher ist das Abbild des himmlischen Vaters, — ihm gegenüber leugne, wenn du es kannst, daß Gott Wahrheit ist und keine Wahrheit anders als in ihm und durch ihn! Diesem gegenüber sprich nicht von unenthüllbaren Räthseln des menschlichen Daseins und der menschlichen Geschichte; sprich nicht: Ach, Gott kann doch nicht heilig sein oder wenigstens nicht allmächtig, sonst müßte es doch anders aussehen in der Welt! Das kannst du uns Allen gegenüber mit großem Scheine sagen; dem aber gegenüber, den wir Jesus Christus nennen, kannst und darfst du es nicht. Ihm gegenüber, dessen eigenes Leben uns einen Einblick eröffnet hat in die ewige himmlische Welt, der uns im Hinblick auf die ewige Welt Gottes hinter dieser sicht-

baren das letzte Räthsel unseres Daseins gelöst, ihm gegenüber mußt du eingestehen: Ja ich kann glauben an einen Gott der Heiligkeit, der Gnade und Allmacht, ich kann ihn festhalten, oder ich müßte aufgeben Alles, was edel in mir ist, wenn ich diesen Glauben wegwerfen wollte.

Ja es ist nicht möglich, dieser Offenbarung Gottes in Christo gegenüber zu erliegen im Kampfe. Es ist nicht möglich, — aber nein, wir müssen zurücknehmen, es ist doch möglich. Es gehört noch auf unserer Seite eine Bedingung dazu, die unser Text auch nennt: „wer nur reines Herzens ist." Zu Assaphs Zeit unterlagen auch Manche; der Sänger spricht davon, wie den Gottlosen Viele zugefallen seien; aber denen, die reines Herzens sind, muß es gelingen. Wer sind denn die, die reines Herzens sind? Ihr fragt ganz von selbst: Wo ist der zu finden, der diese Bedingung erfüllt? wer will einen Reinen finden unter den Unreinen? Und dennoch ist ein so schneidender Unterschied zwischen den menschlichen Herzen; so sehr sie alle unrein sind gegenüber Gott, es gibt doch solche, die Assaph rein nennt. Er meint die, welche aufrichtig, redlich sind, die wirklich Gott über Alles lieben um seiner selbst willen und nicht um irgend eines andern, selbstsüchtigen Zweckes willen, die wirklich reden können: „Wenn ich nur dich habe, frage ich nicht nach Himmel und Erde." Das sind die reinen Herzen, die auch jetzt noch immer erfordert werden, wenn wir den Kampf wollen zum Siege hindurchführen. Noch immer wird das erfordert, daß wir Gott suchen um Gottes willen, nicht um irgend eines Interesses willen, und wäre es auch etwa das unserer Beruhigung durch den Gottesglauben. Nein, so müssen wir sagen: Wenn ich nur dich habe, dann mache mich reich oder arm, lasse mich kurz oder lange leben, mache es wie dir's gefällt. Nur Solchen kann es gelingen in diesem Kampfe, denn nur sie allein kämpfen redlich und sie allein sind eben die reinen Herzen, von denen der Heiland sagt: Sie werden Gott schauen*); und so kann auch nur diesen Herzen Gott sich zu erkennen geben, sie innerlich überzeugen. Da können sie dann reden: Was wollt ihr mir von Zweifeln sagen, ob es einen Gott gibt? Ich habe ihn gesehen, ich sehe ihn alle Tage; ihm sei Preis von Tag zu Tage mehr!

Das sind die reinen Herzen, die Trost haben auch wider die Trostlosigkeit. O meine Freunde, sie sind selten, diese Herzen; aber es sind köstliche, edle Herzen. Was auch komme, so ist Gott ihr Trost und läßt sie nicht sinken; und darum sprechen sie mit dem Sänger in den letzten Worten

*) Matth. 5, 8.

unseres Psalms: „Das ist meine Freude, daß ich mich zu Gott halte und meine Zuversicht setze auf den Herrn Herrn, daß ich verkündige alles dein Thun.“ Amen.

Lied 481, 6: Was Gott thut, das ist wohlgethan.

---

## L.

## Daß der heilige Geist uns würdigen lehrt, was wir an Christo haben.*)

Eingangslied 155, 1—3: O heil'ger Geist, o heil'ger Gott.
Hauptlied 171, 1—4: O du allerhöchste Freude.

### Text: 1. Kor. 2, 12.

Wir aber haben nicht empfangen den Geist der Welt, sondern den Geist aus Gott, daß wir wissen können, was uns von Gott gegeben ist.

An dem heutigen Tage als dem letzten hochfestlichen Tage des Kirchenjahres ist es gewiß sehr natürlich, daß wir einen Blick zurückwerfen auf die Reihe der christlichen Feste, an deren Schluß wir durch Gottes Gnade angelangt sind. Bei diesem Blicke überrascht uns eine Fülle göttlicher Gedanken, göttlichen Segens, der uns bereitet ist. Wir sehen am Weihnachtsfeste mit einem Male, wie Gott Mensch, Gott unser Bruder, unseres Gleichen ist in allen Dingen außer der Sünde; wie er uns so nahe kommt, wie wir freilich nimmer hätten ahnen mögen, daß der Schöpfer dem Geschöpf nahe komme. Auf das Weihnachtsfest kommt ein anderes, welches freilich kein freudiges Ansehen hat, doch aber die höchste Gnade Gottes uns bringt, wenigstens die allernothwendigste. Charfreitag ruft uns zu, daß unsere Sünde, aller Welt Sünde versühnt ist, daß Gott Sünde versühnen kann und will auf Grund des ewig gültigen Opfers Christi. Daher verwandelt der traurige Ton des Charfreitags sich bald auch in den Jubelruf des Osterfestes, das uns verkündigt, wie dieser für unsere Sünden in den Tod gegebene Christus zu unserer Rechtfertigung auferwecket ist und Vergebung der Sünden nicht nur, sondern auch ewiges Leben in himmlischer Herrlichkeit erworben hat. Wenn diese Freude noch erhöht werden kann, nun so

*) Gehalten am Pfingstmontag, den 16. Mai 1853.

erhöht sie das Himmelfahrtsfest, welches bezeugt, wie dieser unser Heiland, unser Bruder, unser bester, treuester Freund uns in den Himmel vorangegangen ist, nicht nur um uns die Stätte zu bereiten, sondern auch uns zu vertreten in allen unsern Anliegen, so lange wir noch im Fleisch und in der Sünde wandeln, uns zu segnen von oben herab. Und nun als Krone, als Schlußstein des Ganzen feiern wir jetzt das Fest, welches uns daran erinnert, daß Jesus Christus, er der Eingeborene des Vaters, den göttlichen Geist, der sein eigenes Leben ist, nicht für sich allein behält, sondern uns schicken will reichlich, daß er uns schon jetzt durch den Geist die Kraft geben will, aller der reichen Güter, welche er uns erworben hat, uns wirklich zu bemeistern. Wenn wir Alles das überschauen, wer sollte nicht staunen über die Fülle der Gnade, die der Herr uns in diesem Jesus Christus geschenkt hat. Blicken wir aber in die Herzen der Christen, auch in unsere eignen, da finden wir doch eigentlich sehr wenig von dieser Freude, diesem Rühmen der großen Thaten Gottes, die an uns geschehen sind und von neuem an uns geschehen sollen. Man sollte glauben, sie seien wie andere Menschen auch und wüßten nichts davon, daß Gott so große Dinge an ihnen gethan, wüßten auch nur von dem, was sie jetzt mit sinnlichen Augen sehen und mit dem kurzen Blick ihres Verstandes berechnen. Ach, am Pfingstfeste muß uns das doch sehr mißfallen und die Frage entstehen: Wie kommt das? wie ist es möglich? Auf diese Frage gibt nun Pfingsten selbst die sehr einfache Antwort, und diese ist in den vorgelesenen Worten des Apostels auf das Klarste und Schärfste ausgesprochen. Wenn wir fragen: Wie kommt es, daß die Christen die Fülle des Segens, der in Christo ihnen in Gott geschenkt ist, so wenig würdigen? so sagt unser Text, der Grund davon liege darin, daß diese Würdigung nur durch den Geist Gottes selbst möglich sei, und eben dies ist es ja, was auch das erste christliche Pfingstfest auf das allerunzweideutigste gezeigt hat. Lasset uns denn in unserer gegenwärtigen Betrachtung bei dieser Wahrheit stehen bleiben, lasset es uns aussprechen:

**Es ist der heilige Geist, der uns würdigen lehrt, was wir an Christo haben.**

Wir wollen uns unter Anrufung des göttlichen Beistandes

1. von der Wahrheit dieses Satzes überzeugen, um dann
2. die Folgerungen zu beherzigen, welche er uns an die Hand gibt.

1.

Um uns von der Wahrheit dieses eben ausgesprochenen Satzes zu überzeugen, brauchen wir nur die beiden Hauptgedanken ins Auge zu fassen, die in unserm Texte vorliegen. „Wir,“ sagt der Apostel, „haben nicht empfangen den Geist der Welt, sondern den Geist aus Gott, daß wir wissen können, was uns von Gott gegeben ist.“ Da sagt er also Zweierlei; zunächst, daß der Geist der Welt nicht wisse und auch nicht wissen könne, was uns von Gott gegeben ist, nämlich in Christo; dann aber auch daß eben so bestimmt der Geist aus Gott wisse und lehre, was uns von Gott in Christo gegeben ist. Ist es denn nun wirklich so, meine Freunde? Weiß denn der Geist der Welt es nicht zu würdigen? Zur Zeit des Apostels würdigte er es nicht, und wir begreifen auch leicht, wie das zuging; bei dem allgemeinen Stande der Gedanken und Empfindungen in denjenigen Lebenskreisen, in welchen das Wort von Christo zuerst laut wurde, begreifen wir vollkommen, daß der allgemein herrschende Geist keinen Sinn hatte für das, was dieses Wort brachte, und es zurückwies als Thorheit. Aber ob auch achtzehn Jahrhunderte später unter uns, inmitten der Christenheit, es eben so ist, das ist die Frage, die für uns allein nur von Wichtigkeit sein kann. O wollte Gott, die Erfahrung strafte den Apostel Lügen! Aber sagt, wenn wir unsere Erfahrungen an uns selbst und Andern zu Rathe ziehen, müssen wir es nicht bestätigen? Wie Viele sind, die überhaupt nur von dem Geschenktsein, geschweige denn von dem Geschenktsein aus Gnaden, ohne Verdienst, etwas wissen wollen? Ueberhaupt, wie gehen die Christen der großen, unausdenklichen Mehrzahl nach durch dieses Leben hin? So etwa, daß man ihnen ansehen könnte, sie seien von Gott begnadigt, seien Kinder Gottes, welchen eine Vergebung ihrer Sünden nicht etwa bloß ins Ohr gesprochen, sondern im Herzen versiegelt sei, denen Kräfte des ewigen Lebens, eine Fülle des göttlichen Geistes zu Gebote stehe, und die Seligkeit, die überall da sich findet, wo Gemeinschaft mit Gott ist; sie seien solche Leute, welche die herrlichsten Verheißungen für die Zukunft hätten, welche warteten auf das Erbe, welches ihnen im Himmel behalten ist, wo sie mit dem Herrn Christo und dem Vater eins sein sollten? Nein, so sind nicht die Christen, die uns in der Erfahrung des täglichen Lebens begegnen. Wie arme, elende Tagelöhner gehen sie durch das irdische Dasein, mühselig und mit Sorgen schleppen sie sich von einem Tage zum andern dahin, unter der Last und Hitze des Tages seufzend und sich nach dem Feierabend sehnend, vor welchem sie im innersten Grunde des Herzens

doch wieder erzittern, wenn er naht. Und doch könnten sie reich gesegnete Könige sein nach allem dem, was ihnen dargeboten ist aus der Fülle der Gnade ihres Gottes. Auch wenn sie ein wenig über das gewöhnliche Mittelmaß des menschlichen Arbeitens, Sorgens und Genießens erhoben sind, sei es nun durch ihre Stellung in der Gesellschaft, sei es durch einen höheren Stand des Geisteslebens: was will doch diese Höhe bedeuten gegenüber der, die Gott in seiner Gnade dargeboten? Und wie armselig nimmt diese Höhe sich aus gegenüber der Würde eines einfältigen, aber wahren Christen! Wie schnell erbleicht jeder menschliche Adel vor dem Lichte des Christenadels! — Nein, es ist kaum zu begreifen, wie es so sein kann unter Christen. Sie fühlen auch selbst recht wohl, daß ihr Dasein ein elendes, nichtiges ist, und daß selbst wenn sie mit all den irdischen Gütern und Würden ausgestattet werden, nach denen ihnen gelüstet, sie doch ein nichtiges Leben führen würden; und andrerseits liegt ihnen der Christus mit Allem, was er von ewigen Gütern aus seinem Himmel bringt, so vor Augen: und dennoch, sie begreifen ihn nicht, fühlen ihre Armuth und wollen doch nicht reich werden, wo es nur darauf ankäme anzunehmen, was dargeboten wird. Wenn sie auch einmal auf Christus blicken — und sie werden so vielfach an ihn erinnert, daß sie müssen — wenn sie in der Noth des Daseins auch einmal auf ihn blicken: sie sehen doch in ihm nichts, was ihr Herz wahrhaft froh machen und das Gefühl, an diesem Christus etwas Großes zu besitzen, einflößen könnte. Sie sehen das reine, heilige Vorbild, vor dem sie sich allerdings beugen, von dem sie aber doch zugleich im Stillen denken, ob es nicht ein zu weit getriebenes Bild der Heiligkeit sei und es nicht am Ende Thorheit und Schwärmerei sei, wenn ein Mensch dergleichen, was sich wohl für einen Engel im Himmel schicken möchte, für sich zum Ziele setze.

Ja, wir sehen, die große Menge auch der Christen weiß nicht zu würdigen, was ihnen in Christo durch Gottes Gnade geschenkt ist. Und selbst diejenigen Christen, die recht wohl wissen, daß es etwas Großes, Ueberschwängliches ist, sollen wir sagen, daß sie es r e c h t würdigen? Dann würden sie nie vergessen, wie Großes, Ueberschwängliches ihnen in diesem Christo geschenkt ist. Wer das w a h r h a f t weiß, vergißt es nicht, es bleibt bei ihm im Vordergrunde der Seele; wo das aber nicht der Fall ist, da mögen geringe Anfänge des Würdigens da sein, die wirkliche Würdigung fehlt. Daß aber unter Denen, die mit Mund und Herz sich zu Christo bekennen und die Gnade Gottes in Christo würdigen, doch tausendfach

vergessen wird, wie groß die Gnade ist, das zeigt die Erfahrung beständig; denn wenn sie sündigen, müssen sie es vergessen haben; wenn sie zagen unter der Sünde, unter der Noth des Lebens, müssen sie es vergessen haben; denn wüßten sie, welche Gnade, welche Kraft, welche Verheißungen Jesus ihnen bringt aus dem Schooße des Vaters, nein, dann könnten sie nicht zagen.

Das ist die traurige Antwort, die uns noch immer die Erfahrung auf die Frage gibt: Wie ist es? weiß der Geist, der unter uns der eigentlich herrschende ist, zu würdigen, was wir an Christo haben? Ueberraschen kann uns diese traurige Antwort nicht. Daß dieser Geist das nicht wissen kann, ist ja deutlich genug; denn er hat überhaupt sein Auge nicht auf diese Dinge gerichtet. Es sind die Dinge des sinnlichen und selbstsüchtigen Genusses, die allein seine Aufmerksamkeit erregen, und von dem allein freilich bringt Christus nichts, dem allein tritt er entgegen; und er braucht nur von ferne seinen Blick auf ihn zu richten, so spüren wir sofort, daß er dem entgegentritt als abgesagter Feind. Das aber, womit Christus uns reich machen will, sind solche Dinge, die für den herrschenden Geist höchst gleichgültig und thöricht sind. Er bringt uns seinen himmlischen Vater und sagt: Wollt ihr Gott schauen, so schaut mich an; aber was kümmert das den Geist der Welt? Dieser weiß nicht, ob es einen Gott gibt. Der Herr bietet uns Vergebung der Sünden an, und zwar Vergebung, die nicht bloß so äußerlich an uns herantreten soll, sondern die er versiegeln will im Innern des Herzens. Aber der Geist der Welt, was soll der mit Vergebung der Sünde machen? Sünde ist ein Wort, das in seinem Wörterbuche nicht vorkommt. Fehler, Schwachheiten, ja die kommen vor, sind aber unvermeidlich nach seiner Meinung. Vergebung! — nun, was einmal geschehen ist, ist nicht wieder abzuwenden, die Folgen der Sünde, denkt er, sind nicht zu beseitigen, und ihnen muß man sich mit möglichster Geduld, das heißt mit möglichstem Stumpfsinn unterwerfen. Was soll Vergebung der Sünde sein? Für Den, der kein Verhältniß zu Gott kennt, gibt es natürlich auch keine Vergebung der Sünden, und Der kommt auch bald dahin, daß im Verhältniß vom Menschen zum Menschen keine Vergebung der Sünden und kein Bedürfniß der Vergebung ist. Gott und übermenschliche Dinge, das sind Dinge, von denen er nichts weiß; und wenn er von ihnen weiß, meint er, sie seien wenigstens nicht für dieses irdische Dasein; jetzt solle man nicht die Gelegenheit des Genusses versäumen, den man mit Händen greifen könne.

Anders urtheilt der Geist aus Gott, der heilige Geist. Von ihm sagt der Apostel: „Wir aber haben nicht empfangen den Geist der Welt, sondern den Geist aus Gott, daß wir wissen können, was uns von Gott gegeben ist.“ So beschreibt die heilige Schrift auch durchgängig den heiligen Geist als den, der uns erkennen lehrt, was uns in Christo vom Vater geschenkt ist. Das sagt ja der Herr selber, der heilige Geist werde ihn verklären*), er werde aus der dunkeln Beleuchtung, die er im Stande seiner Niedrigkeit hatte, ihn in das helle, volle, klare Licht des Himmels stellen. Weiter heißt es, Niemand könne Jesum einen Herrn heißen ohne durch den heiligen Geist**); und als das Geschäft des heiligen Geistes wird beschrieben, von diesem Jesus zu zeugen***), und weiter, er sei der Geist der Kindschaft, nicht wiederum der Furcht, wir hätten nicht einen knechtlichen Geist empfangen, sondern einen kindlichen Geist, der da rufe in unsern Herzen: Abba, lieber Vater; dieser Geist sei es, der Zeugniß gebe unserm Geiste, daß wir Gottes Kinder sind; und eben dieser Geist werde bei unserm Beten, wenn unser Herz nicht mehr unsern innersten Gedanken nachkommen könne, geschweige denn daß die Lippen es können, uns dann vertreten mit unaussprechlichem Seufzen; er werde offenbaren, was Gott bereitet hat Denen, die ihn lieben, was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat und was in keines Menschen Herz gekommen ist; und endlich, er werde uns sein ein Unterpfand des zukünftigen ewigen Lebens†).

Nun, wenn der Geist Alles das zu seinem Geschäfte hat, dann in der That lehrt er Alles, was wir in Christo haben. Wem das Alles zu Theil geworden ist, der muß sagen: Ja es ist überschwänglich, was der himmlische Vater in seinem lieben Sohne mir geschenkt hat und ewig von neuem schenkt; er hat Großes an mir gethan; ich darf stolz mein Haupt aufheben, als König dahinschreiten durch dieses arme, niedrige Leben. Der heilige Geist kann aber auch das Alles thun; in seiner Schule können wir wirklich lernen, was Gott uns gegeben; denn die Schule ist ganz eigner Art, und wenn wir wissen, wie es in dieser Schule hergeht, so begreifen wir bald, daß in ihr dem Menschen der Sinn aufgeht für alle die Dinge, die uns der Vater in seinem Sohne geschenkt hat. Er ist ja der heilige

---

*) Joh. 16, 14.
**) 1. Kor. 12, 3.
***) Joh. 15, 26.
†) Röm. 8, 15. 26; 1. Kor. 2, 9. 10; 2. Kor. 5, 5; Eph. 1, 14.

Geist, der uns auf den sittlichen Standpunkt stellt und uns für die Beurtheilung aller Dinge einen Maßstab an die Hand gibt, welchen der Geist der Welt nicht kennt, den Maßstab des Verhältnisses des Menschen zum Schöpfer. In Gottes Gesichtspunkt stellt er uns, und von da aus läßt er uns uns selbst erblicken, und da freilich lehrt er uns, was Heiligkeit ist und was Sünde ist, lehrt uns erkennen, daß Eines uns fehlt, aber mit diesem Einen auch alles Andere, nämlich die Heiligkeit, durch die allein zwischen Gott und dem Menschen ein seliges Verhältniß bestehen kann. Der heilige Geist straft die Welt, wie die Schrift sagt*), und das ist sein erstes Werk an uns. Er straft die Welt in uns; und weil er uns zu allernächst so straft, kann er uns dann tröſten, kann uns in die Erfahrung und den Genuß der Fülle ewiger Gnade, die Gott uns geschenkt hat, einführen. In dieser Schule können wir würdigen lernen, was wir an Christo haben; denn der Geist und er allein weiß es auf vollkommen unbedingte Weise. Er ist der Geist aus Gott; dieses hebt Paulus im Texte hervor, um deutlich zu machen, daß er offenbar macht, was uns von Gott gegeben ist. Ja, wie Niemand weiß, was im Menschen ist, ohne der Geist des Menschen, sagt er in den vorhergehenden Worten, also weiß auch Niemand, was in Gott ist, ohne der Geist Gottes. Er aber weiß es wirklich gewiß und zweifellos, und weiß es nicht etwa bloß gedächtnißmäßig, sondern mit der ganzen Lebendigkeit eines Wissens der unmittelbaren Anschauung und Erfahrung. Wenn also dieser Geist Zeugniß ablegt von dem, was Gott uns in seinem Sohne geschenkt hat, dann kommt es freilich zu einem lebendigen, unerschütterlichen Wissen, so daß wir würdigen die Gnade, die wir empfangen haben, für alle Ewigkeit.

## 2.

Wenn wir nun noch einen Augenblick bei der Frage stehen bleiben: Was folgt denn aus dieser Wahrheit für uns? — so lasset euch in der Kürze erinnern an das Beschämende und Aufmunternde, was sie uns nahe legt. Wenn wir nach diesem Maßstabe den Stand der Dinge in der Welt bemessen, wie wird er uns erscheinen? — ich meine den Stand der Herrschaft des heiligen Geistes in der Welt, der wir angehören, und in uns selbst. Diese Frage ist ja die natürlichste Pfingstfrage. Man kann nicht Pfingsten feiern, ohne zu fragen: Wie weit ist denn der heilige Geist, der

*) Joh. 16, 8.

vor achtzehn Jahrhunderten ausgegossen wurde, vorgedrungen? — und da sagt der Text: Du kannst und sollst es danach sicher bemessen, je nachdem du siehst, ob das, was die Menschen an Christo haben, von ihnen wahrhaft gewürdigt wird. Es ist diese Frage auch von allgemeinerem Interesse, als ihr etwa voraussetzt. Es gibt so Viele, die von dieser Frage gar nichts wissen wollen; ja wer wüßte nicht, wie Viele sich gewissermaßen damit brüsten, daß sie Kinder der Welt seien; und nicht fragen nach dem Geiste aus Gott. Aber habt ihr nicht auch die Erfahrung gemacht, daß wenn der Mensch dem Ziele des Lebens sich nähert, er anfängt anders zu denken über diese Dinge? Es möchte nicht leicht ein Mensch sein, der in den letzten Tagen der irdischen Pilgerschaft, unmittelbar im Angesichte des Todes mit Freuden bei dem Gedanken verweilte: Ich habe der Welt angehört, ich gehe den Weg alles Fleisches, die Welt verläßt mich, wohl mir, ich habe mit keinem Andern als mit der Welt zu thun. O nein, da kommen ganz andere Reden vor, da stellen sich Wünsche ein, von denen man vorher kaum gehört. Man sagt sich: Es muß doch schön sein, Beziehungen haben nicht nur des irdischen Daseins, sondern auch des überirdischen; wenn man doch einen Faden hätte zum Anknüpfen an den Schöpfer, der doch der Richter und Herrscher Aller ist! wenn man irgend einen Anknüpfungspunkt an das ewige Leben hätte, dem man doch aller Wahrscheinlichkeit nach entgegengeht! Diese Stimme wird zuletzt in den Meisten laut und sie ist die der Wahrheit getreue Stimme des menschlichen Herzens, dem die Augen wieder aufgehen über sich und über eine andere Welt, der wir angehören, über einen Gott, Schöpfer, Richter und Herr. Jene Frage ist also von sehr allgemeinem Interesse. Suchen wir sie nun nach dem Maßstabe der Textwahrheit zu beantworten, ach, dann hat es den Anschein, als wenn nur so viel Herrschaft des göttlichen Geistes vorhanden wäre, als wirkliche Würdigung dessen, was wir an Christo haben. Und doch, so gar eng und klein ist das Reich dieses Geistes nicht, wie es auf den ersten Anblick scheint. Man glaube ja nicht, daß alle Diejenigen, welche unser Bekenntniß, das wir von Christo ablegen, nicht hören wollen, ja mit einem gewissen Widerwillen von sich stoßen, daß alle die wirklich gar nichts von Christo haben. Sie *wissen* vielleicht nicht, was sie an ihm haben, sie haben davon höchstens ein dunkles Gefühl; wir aber haben nicht den Beruf, dieses dunkle Gefühl gering zu achten, sondern nur ihnen zu sagen, sie sollen es nicht dabei lassen, sie sollen es zur Klarheit erheben. Ist es nicht bei Tausenden von diesen so, daß sie in ihrem Herzen doch etwas von ihm

haben, ja daß dieser Jesus, für den sie keine Formel kennen und hören wollen, doch für sie zuletzt der letzte Anhalt ist für Alles das, was ihnen heilig, werth und theuer ist? Sie thun, als ginge Christus sie nichts an; aber belauscht sie doch einmal in den Stunden stiller Besinnung, tiefer Gemüthsbewegung, was es da eigentlich ist, worauf sich das Auge richtet. Nichts anderes als dieses heilige Christusbild, das Gott aufgerichtet hat in der Geschichte des Menschengeschlechts, und welches sich auch in das Herz eindrückt, das den Namen Christus nicht bekennt. Es ist der Gott, den Christus uns gezeigt hat, und den wir ohne Christum nicht kennen würden, an welchem auch solche Herzen einen Halt finden. Aber beklagenswerth ist es doch immer, daß die noch etwas an Christo haben, doch kein klares Bewußtsein davon haben und zu Denen, die ein Bewußtsein davon haben, in Gegensatz treten. Beklagenswerth ist es für sie und für Andere, denen sie das, was sie selber von ihm wissen, nicht mittheilen können, die sie nicht hinweisen können auf Den, der auch ihr Heiland ist. Die Andern aber, die Christum bekennen, ach sie werden, wenn sie nach dem Maße der Würdigung, das sie finden, den Stand der Herrschaft des Geistes bemessen sollen, bedenklich sagen: Was ist das für ein Wissen, das nur in flüchtigen Augenblicken sich findet, nämlich als wirkliches Wissen, nicht bloß des Verstandes und Gedächtnisses, sondern des Herzens, des Gefühls, als lebendiges kräftiges Wissen! Was für ein geringer Anfang der Würdigung dessen, was wir an Christo haben, wenn dieselbe nur vereinzelte, verschwindende Augenblicke des Daseins einnimmt!

Ja wir müssen es herzlich beklagen, daß von aller der Gnade doch so unendlich wenig Bewußtsein bei uns ist und wir sie so unendlich wenig gebrauchen. Ist es doch etwas unendlich Großes, was uns in Christo gegeben ist; wenn Jemand das leugnet, der streiche aus der Geschichte des Menschengeschlechts die Apostel und ihr Leben aus, er lösche das Andenken aller der wahrhaft Gläubigen aus, die in ihrem ganzen Leben bis zum letzten Athemzug Zeugniß davon geben, was sie an Christo haben! Es ist da und wir wissen es nicht und würdigen es nicht. Wie aber können wir nun dazu gelangen? Auf diese Frage, scheint es, gibt uns der heutige Text eine sehr demüthigende, wenig tröstliche Antwort. Der heilige Geist allein kann geben, daß wir Gottes Gnade in Christo würdigen; und so haben wir, kann es scheinen, wenig Hoffnung es zu lernen. Ein Pfingsttag wie der erste der Apostel wird doch für uns nicht zu erwarten sein; bloß mit überwältigender Kraft von oben her wird das nicht gelehrt

werden. Wird uns denn etwas Anderes übrig bleiben als ruhig abzuwarten, bis eine neue Ausgießung des Geistes kommt, und höchstens zu beten? Ja, allerdings wollen wir auch beten, daß Gott den Geist von neuem ausgießen möge in uns. Doch nein, so übel steht es nicht, darauf haben wir nicht zu warten; denn der Geist, der am ersten Pfingstfeste zum ersten Mal in die Welt hineinbrach in himmlischer Macht, ist seitdem in der Welt thätig; er hat an uns und um uns her sein Werk unausgesetzt getrieben, auch wenn wir noch nichts davon sahen. Es ist nicht umsonst geschehen, daß wir als Kinder das Bad der Wiedergeburt und der Erneuerung des heiligen Geistes empfangen haben, nicht umsonst, daß wir christlich erzogen sind und in christlicher Gemeinschaft gelebt haben. Nicht auf das Warten kommt es an, sondern nur auf das Pflegen desjenigen in uns, was der Geist schon vorbereitet; nicht auf gewaltsame Umwälzung von oben her, sondern auf stille Sammlung in uns selbst, auf treuen Gehorsam im Kleinen und Kleinsten gegen alles das, was der Geist fordert; wir sollen ganz still und ohne daß die Menschen viel davon bemerken können, in diese Schule des heiligen Geistes gehen, oder vielmehr in ihr mit mehr Treue als bisher unsern Platz einnehmen.

Es ist nichts Großes, was das heutige Fest fordert, nicht in dem Sinne nämlich, wie die Welt es meint, nichts Auffallendes, Außerordentliches, aber treuer, demüthiger, kindlicher Gehorsam; und das ist freilich groß. O darum schenke der Herr uns das, gebe er uns zu finden den Weg, der so nahe liegt und der darum, weil er so nahe liegt, so häufig übersehen wird; halte er uns an seiner Hand, daß wir nicht entrinnen der Schule des heiligen Geistes; öffne er uns Auge und Herz, daß wir endlich einmal ihn rühmen können mit ganzer Seele, wie es ihm gebührt! Amen.

Lied 152, 5: Weih' uns zu deinem Tempel ein.

# LI.

# Vom Gebet um Weisheit.*)

Lied 430, 1—3: Sollt' ich meinem Gott nicht singen?

## Text: Jak. 1, 5—8.

So aber Jemand unter euch Weisheit mangelt, der bitte von Gott, der da gibt einfältig Jedermann und rückt es Niemand auf; und es wird ihm gegeben werden. Er bitte aber im Glauben und zweifle nicht; denn wer da zweifelt, der ist gleich wie die Meereswoge, die vom Winde getrieben und gewehet wird. Solcher Mensch denke nicht, daß er etwas von dem Herrn empfangen werde. Ein Zweifler ist unbeständig in allen seinen Wegen.

Der eben vorgelesene Text hat von jeher einen ergreifenden Eindruck auf mich gemacht und mich festgehalten, daß ich in tiefer Bewunderung vor Gottes Wort und seiner Herrlichkeit stehen blieb; und ihr habt auch wohl dieselbe Erfahrung gemacht. Seht da, welch wunderbare Mischung von allen eigenthümlichen Zügen! Seht dieses Zarte, Rührende am Anfang unseres Textes, und achtet dann wieder auf den kühnen, zuversichtlichen Heldenmuth, der sich im Fortgange ausspricht, und endlich auf das scharf Einschneidende, tief Demüthigende, das er auch uns gewiß im Innersten der Seele zu empfinden gibt. Ja es kann unserer gemeinsamen Erbauung nur frommen, wenn wir bei den Worten unseres Textes näher verweilen. Wovon sie reden, sagt ihr euch selbst, vom Gebet um Weisheit; und davon lasset uns auch jetzt reden, unter Aufblick zu Gott und Anrufung seiner Hülfe. Wir wollen uns aber dabei auf die Betrachtung derjenigen Punkte beschränken, die unser Text uns vorhält. Wir werden also zu betrachten haben

1. den Beweggrund, durch welchen der Apostel uns zu diesem Gebete erweckt, sodann
2. den Gegenstand dieses Gebetes, und endlich
3. die Bedingung, unter welcher Gott dieses Gebet erhört.

### 1.

Das könnte euch vielleicht von vornherein nicht als die natürliche Ordnung erscheinen, daß wir vom Erweckungs- und Ermunterungsgrunde

---

*) Gehalten am ersten Sonntag nach Trinitatis, den 29. Mai 1853.

zu diesem Gebete anheben, ohne vorher seinen Gegenstand kennen gelernt zu haben. Und dennoch, unserm Texte gegenüber können wir nicht anders; denn wahrlich, wer den Text liest oder hört, dessen Herz muß zunächst bei den Worten verweilen, die eben den Erweckungsgrund zum Gebete bezeichnen: „Der bitte von Gott, der da gibt einfältig Jedermann und rückt es Niemand auf; und es wird ihm gegeben werden.“ Wir können nicht umhin, an diesen Worten zu allernächst uns zu erquicken, ehe wir den Weg fortsetzen. Es wird auch wahrlich nicht schaden, wenn wir diesem Gefühle freien Lauf lassen; dann werden wir der Sache, auf die dieses Gebet sich richten soll, eine ganz andere und ernstere Aufmerksamkeit zuwenden, als ohne diesen vorläufigen Eindruck unseres Herzens von Gott als Dem, zu dem wir beten können.

Wir sehen, der Apostel hat sich den Unterschied vergegenwärtigt, der zwischen dem Bitten von Menschen und von Gott besteht. Er weiß es so gut wie wir, wie schwer dem Menschen das Beten wird; aber er weiß auch, daß der Grund davon der ist, daß wir so viele Erfahrungen davon gemacht haben, welch eine harte Sache es um das Bitten ist bei den Menschen. Gewiß, der natürliche Stolz unseres Herzens, der in seiner Verblendung meint, er thue sich selbst zu viel, wenn er vor Gott sich niederwerfe mit Flehen, ist eine Quelle der Schwierigkeit; und dann der andere Umstand, die Scheu, mit unserem unreinen Herzen und Leben vor das heilige Auge Gottes zu treten, ist auch eine gar wichtige Quelle der Scheu zum Gebet; doch aber kommt auch diese andere hinzu, auf die der Apostel hindeutet, nämlich die schmerzlichen, entmuthigenden, verletzenden Erfahrungen, die wir den Menschen gegenüber mit unserm Bitten machen. Wir bitten die Menschen. Ach, was geben sie uns auf unser Bitten? Nun freilich, sie können auch nicht Allen geben, die sie bitten, denn ihre Macht ist auch beschränkt, sie müssen sich Einzelne auswählen aus der großen Schaar der Bittenden, denen sie geben auf ihr Bitten; und das ist an sich nicht zu tadeln; aber freilich die Erfahrung macht der Bittende nur gar zu leicht, daß unsere Auswahl nicht immer aus den würdigsten Gründen geschieht, daß sich da viel Voreingenommenheit und Parteilichkeit einmischt, daß gar nicht immer der Bedürftigste und Würdigste empfängt, der Geber häufig sich bestechen läßt durch Schmeichelei und Heuchelei. Wenn er nun aber doch empfängt, wie empfängt er dann? Einfältig geben nur gar wenige Menschen, und Keiner von Allen, die es thun, wird sich rühmen, daß er es thue. Wenn er nun empfängt, und empfängt nicht einfältiglich vom Geber, ach das thut

seinem Herzen wehe, gerade je edler sein Herz ist. Aber wir wissen ja Alle, was für viele unlautere Nebenrücksichten unser Geben begleiten! Wie oft suchen wir uns selbst damit und nicht Den, dem wir geben, und bedenken nicht, daß es dem Bittenden schmerzlich ist, wenn er als Gabe der Liebe hinnehmen soll, was nicht Gabe der Liebe ist, sondern der Eitelkeit, des Tugendstolzes; ja wenn wir als Gabe der Liebe nehmen sollen, was oft bloß gegeben wird, um uns in Abhängigkeit zu bringen, in die unwürdigste Art der Abhängigkeit, die nicht bloß den Stolz des Bittenden demüthigt, sondern auch ein richtiges Selbstgefühl verletzt! Das thut dem Bittenden auch gar wehe, wenn die Liebe gibt und doch zugleich der strenge Ernst der Lieblosigkeit durchblickt, der allerdings die Bitte gewährt, aber unter Vorhaltung der Unwürdigkeit des Bittenden, wenn eine solche, vielleicht ganz begründete, ernste Ermahnung sich gerade an das Werk der erbarmenden Liebe knüpft. Es wird gegeben, aber zugleich hingewiesen auf die lange Reihe von Wohlthaten, die dieser schon vorangegangen sind, auf die Größe des Opfers, die der Gebende bringt, um dem Bittenden zu helfen.

Soll das nicht wehe thun und dem Menschen, der solche Erfahrungen immer wieder von neuem macht, Scheu einflößen vor dem Bitten überhaupt? Das ist sehr natürlich; und wenn nun durch das, was wir bei Menschen erfahren haben, diese Scheu sich überhaupt einmal festgesetzt hat, soll uns dann das Bitten von Gott leicht werden? Sollen wir nicht sagen: Ach wenn die Menschen so oft versagen oder strafend und zürnend geben, die doch gar kein Recht oder so wenig Recht dazu haben, was wird geschehen, wenn wir Den bitten, der das vollste Recht hat, zurückzuweisen? Da kommt unser Text und will uns aus der Täuschung herausziehen. In diesem Sinne sagt er: O die ihr durch die Erfahrungen bei Menschen scheu geworden seid zu bitten, legt die Scheu Gott gegenüber ab! Was habt ihr für Gedanken von Gott? stellt ihr ihn euch nach Art der menschlichen Geber vor? Nein, das Gegentheil findet bei ihm Statt. Der Apostel sagt nicht ausdrücklich, daß die Beschreibung des göttlichen Gebens, die er vorlegt, abgesehen ist vom Bilde der göttlichen Liebe und Erbarmung in Christo; aber das wird sich bei uns bald von selbst verstehen, wir werden bald von selbst erfahren, daß diese das Original ist für seine Beschreibung. „Der bitte von Gott, der da gibt einfältig Jedermann und rückt es Niemand auf.“ Gott gibt Jedermann. Die Menschen können nur Wenigen geben und treffen dabei nicht immer die richtige Wahl; Gott kann sich nicht vergreifen in seiner Wahl, er gibt Allen, ja Allen die ihn wirklich bitten.

Es versteht sich von selbst, daß von Denen nicht die Rede ist, die mit den Lippen bitten, mit dem Herzen aber fern davon sind. Ja auch Denen gibt er freilich, die ihn nicht bitten, die gar nicht daran denken, daß sie einen Gott haben, bei dem der Bittende vortreten könne und solle. Auch ihnen gibt er, und was sie von ihm haben, das berührt uns hier nicht, davon ist hier nicht die Rede. Hier ist die Rede vom göttlichen Geben, welches Denen zu Theil wird, die Gott bitten; Denen gibt er Allen ohne Unterschied der Person, den Würdigen und Unwürdigen, auch Denen, welchen er schon viel gegeben, den großen Sündern und den großen Heiligen, wie die Menschen sie nennen, Allen ohne Ausnahme; auch Denen, die die Menschen von sich stoßen. Warum sollte er nicht? Er kann ja Allen geben, er ist unerschöpflich reich für Alle, und, was noch mehr sagen will, er kann Jedem auf eigene Weise geben, auch Denen, welche die Menschen als schlechthin unverbesserlich abweisen, auch ihnen auf eigene Weise; denn er hat in seinem ewigen Sinne einen Rath gestiftet, vermöge dessen er den Sünder, der zu ihm kommt, segnet; er hat seine Heiligkeit ein für allemal gesichert in der Versühnung durch den Tod Jesu Christi, auch beim Geben an den Sünder. Wo wäre also Einer, der es zu scheuen brauchte zu ihm zu treten mit Beten? — Gott gibt Allen einfältiglich, ohne Nebenrücksichten eigennütziger Art, um ihretwillen, nicht um seinetwillen; er gibt ihnen, denn er verliert für seine Person nichts dabei, entzieht sich nichts, indem er dem Geschöpfe gibt. Er gibt von ganzer Seele, aus lauterer väterlicher Meinung. Zweifelt ihr etwa daran, sagt ihr: Wenn Gott mir gibt auf meine Bitte, so will er mich damit zu sich locken, ich soll Vertrauen zu ihm fassen, ja ich soll demüthig vor ihm niederfallen und mich ganz in seinen Willen schicken; da sucht er doch etwas für sich bei seinem Geben? O ja, er sucht etwas dabei, doch eben nicht, daß ihm gegeben werde, sondern daß er geben könne, das ist allerdings die Absicht; und wenn ihr das Nebenabsichten nennt, dann gibt Gott nicht einfältiglich. Das ist aber die einzig wahre Einfalt, zu geben, damit man geben könne, nicht damit man solche Liebe erwecke, welche das Gegebene wiedererstatte, sondern eine Liebe, die ewig empfangen will und auch gern empfängt. — Gott rückt es Niemand auf. Wie hätte er doch Ursache dazu, uns seine Gaben aufzurücken! Wenn die Menschen uns mit stolzem Angesichte sagen: Hast du denn auch verdient, um was du bittest? — dann regt sich eine Stimme in uns zu sagen: Verdient habe ich es nicht, aber das ist deines Amtes nicht, mir als stolzer Richter es aufzurücken. Wenn aber Gott uns anre=

bete: Wie kommst du dazu, mich zu bitten? weißt du nicht, wie tief du meine Gaben herabgewürdiget hast? — wer von uns könnte da etwas entgegnen? Ja er könnte uns seine Gaben aufrücken, könnte sagen: Das ist allerdings auffallend genug, daß du noch ein Herz hast zu bitten, nachdem du deinen Vater so schnöde behandelt hast, daß du, nachdem du empfangen hast, immer wieder seiner Hülfe bedarfst, sein Herz mit Kummer beladest. Aber er ist die heilige Liebe und zugleich die unumschränkte Liebe; und darum kann er nicht also reden. Er macht es mit dem Bittenden wie der Vater mit dem verlorenen Sohne, kommt ihm entgegen, öffnet ihm seine Arme, drückt ihn an sein Herz und ruft die Knechte, daß sie das Beste für ihn bringen. Einen Gott, der es so hält mit Denen, die ihn bitten, sollten wir nicht gern bitten, ihm gegenüber nicht Muth und Vertrauen haben zu bitten?

2.

Nun aber ist es auch um so nothwendiger, daß wir uns bei unserm Texte genauer danach erkundigen, von welcher Sache er denn redet und sagt, daß wir sie diesem Gott in solchem Vertrauen vortragen sollen in kindlichem Gebet. Da könnte es auf den ersten Anblick scheinen, als würde unsere Freude im Grunde genommen sehr eingeschränkt. Es scheint, der Apostel spricht von einer Sache als Gegenstand des Gebetes, die von den Menschen außerordentlich wenig gesucht wird. „So aber Jemand unter euch Weisheit mangelt, der bitte von Gott." Ach da spricht er wohl von der kleinen Zahl der Menschen, denen das Suchen nach Weisheit ihr eigentlicher Beruf ist, die forschen auf dem Gebiete der Weisheit, die die Menschen weise nennen, und die sich selber auch weise nennen möchten? Wenn es so wäre, hätten wir Ursache, unsere Freude herabzustimmen; aber so ist es eben nicht. Zwar kann die Meinung die nicht sein, daß den sogenannten Gelehrten die Bitte um Weisheit von Gott nicht auch nöthig sei; auch das wollen wir nicht sagen, es sei nicht nöthig, sie daran zu erinnern; denn allerdings vergessen sie es gar zu leicht, während sie es doch mit Händen greifen können, wie nöthig auch ihnen diese Bitte ist. Die rechte Erkenntniß der Dinge wird doch wohl nur im Gebet können gefunden werden, sie wird nur von oben her kommen können, wenn anders sie eine gute Gabe ist. Ganz gewiß, was wäre das für eine Erkenntniß der Wahrheit, der die Erkenntniß Gottes fehlte, der diese nicht die Sonne wäre, die alles Andere beleuchtet; und wo soll diese Erkenntniß Gottes herkommen

in das menschliche Gemüth, nämlich als eine wirklich klare und deutliche, lebendige, gewisse, wenn nicht eben diese ewige Sonne selbst heraustritt aus den Wolken, hineinleuchtet in unser Bewußtsein, sich dort bezeugt als Das, um was wir bitten? Und wie soll das geschehen, wenn nicht der menschliche Geist in stiller Sammlung aufschaut zum ewigen Lichte und wartet, daß es den Schleier abthue und hineinleuchte in das Dunkel? Doch aber spricht der Apostel nicht davon; es ist eine andere Weisheit, von welcher er nach dem ganzen Zusammenhange redet. Ihr wißt ja, was vorangeht. Er hat angehoben mit den Worten: „Achtet es eitel Freude, wenn ihr in mancherlei Anfechtung fallet; und wisset, daß euer Glaube, so er rechtschaffen ist, Standhaftigkeit wirket; die Standhaftigkeit aber soll ihr Werk vollständig haben, auf daß ihr seid vollkommen und ganz, und keinen Mangel leidet.“ Da ist von ganz andern Dingen die Rede als von Büchern, es handelt sich um Kämpfe mitten in der Wirklichkeit des Lebens; er hat Christen vor Augen, denen unter den Anfechtungen um des Glaubens willen ihr Leben gar schwer gemacht wurde, die von allen Seiten zu kämpfen hatten mit Hindernissen, und in tausend Fällen nicht wußten, was sie thun sollten, um die Christenwürde nicht zu beflecken und die Wege Gottes nicht zu verfehlen. Mit einem Worte, er hat Leser vor sich, welche die sittlichen Angelegenheiten, die sie als Christen in diesem Leben zu treiben haben, in vielfach verschlungenem Gewirr vor Augen liegen sehen, und denen die Frage: Was soll ich thun? sich aufdrängt, welche die sittliche Weisheit nicht finden können zu einem christlich-würdigen Menschenleben. Diese Weisheit ist es, von der er spricht, die praktische Weisheit, die Lebensweisheit, aber die *christliche* Lebensweisheit. Ja der Gegenstand des Gebetes, zu dem der Apostel aufmuntert, geht uns Alle gleichmäßig an, so gewiß als alle Christen Menschen sind. Hat aber der Apostel nicht Recht, wenn er Den, der solcher Weisheit bedarf, darauf verweist, sie im Gebet von Gott zu suchen? Wo sollten wir sie doch sonst suchen? wer ist es doch sonst, der das Gewirr der sittlichen Verhältnisse, in denen wir stehen, mit Einem heiligen und Alles durchdringenden Blicke überschauen und zusammenrechnen könnte? Wenn wir auf Gottes Standpunkt selber treten und von da aus die rathlosen Dinge überschauen, da werden sie sich lösen, — auf Gottes Standpunkt, ich meine in Ansehung des Höhepunktes und der Reinheit. Darum räth der Apostel Dem, der in einer solchen rathlosen Lage ist, daß er seinen himmlischen Vater bitte, ihm darin zu rathen, nicht in irgend einem Buche nachsehe, sondern nur Gott bitte, daß er nach seiner Weis-

heit ihn erleuchten wolle. Wer zu seinem Gott so betet, dem sollte er die Weisheit nicht geben? Der soll hervortreten, der um diese Weisheit je in einzelnen Fällen Gott gebeten und nicht erhört ist, der soll hervortreten und Gott anklagen, daß er ihn im Stich gelassen! Aber das ist gar nicht die gewöhnliche Art unseres Betens; diese Dinge sind es gar nicht, um die wir eigentlich beten, wenigstens der Regel nach nicht. Frage dich doch: Was ist es, was dich gewöhnlich zum Gebete treibt? Die Noth, — doch nicht die sittliche Noth, sondern die des äußern Lebens. Du hast Bedürfnisse im äußern Leben, die du nicht befriedigen kannst, wenn auch nicht für dich, so doch für Andere; oder du hast Wünsche für dein oder Anderer Lebensglück im Herzen, mit ihnen trittst du vor das Angesicht Gottes. Das sind die gewöhnlichen Gegenstände des Betens, nicht aber die Weisheit, von der der Apostel redet. Es ist beschämend, daß wir so wenig um das Wichtigste, Dringendste, Höchste bitten. Ich habe mich oft gewundert, wie es kommt, daß die Menschen so wenig beten: jetzt wundere ich mich nicht mehr, denn diese allerhäufigste Gelegenheit zum Beten versäumen sie. Wahrlich, wenn wir uns gewöhnt hätten um diese Weisheit zu beten, so würde unser Leben bald ein zusammenhangendes Gebet sein, wir würden beten lernen, wie Jakobus es verstand, würden beten um die sittliche Weisheit, die uns lehrt unsern Weg gehen nach Gottes Wohlgefallen.

3.

Aber vergessen wir nicht, daß die Erhörung dieses Gebets von einer Bedingung abhängt, die der Text auf das Stärkste hervorhebt: „Er bitte aber im Glauben und zweifle nicht; denn wer da zweifelt, der ist gleich wie die Meereswoge, die vom Winde getrieben und erreget wird; ein solcher Mensch denke nicht, daß er etwas vom Herrn empfangen werde." Es ist der Glaube also, was Jakobus als Bedingung der Erhörung des Gebets nennt; und das ist auch freilich nichts Neues. Das wissen wir ja: Glaube ist die Bedingung alles Betens; ein Gebet ohne Glauben ist eine Verhöhnung Gottes; zu Gott beten ohne die feste Ueberzeugung, daß er ist und Gebete erhört, das heißt Gottes spotten; und sich an Gott wenden, an den man doch nicht ernstlich glaubt, auf die bloße Möglichkeit hin, daß er hinter den Wolken hervortrete und sich selbst entwürdige, das heißt Gott versuchen mit einem Zaubermittel. Wir dürfen uns nicht wundern, daß er ein solches Gebet nicht erhört; er kann nicht, weil es kein Gebet ist.

Aber woher kann man diesen Glauben nehmen, wenn man ihn nicht hat oder wenn man mehr davon haben möchte? Bei dieser Frage scheint unser Text uns im Stiche zu lassen, aber es ist nur Schein; denn der Glaube, den er als Bedingung fordert, ist nicht ganz allgemeiner Art, es ist eine besondere Art, wie dieses im Grundtexte deutlicher hervortritt. „Ein Mann von getheiltem Herzen," heißt es da am Schlusse des Textes, „ist unbeständig in allen seinen Wegen." Ein Mann von einem Herzen, das getheilt ist zwischen Gott und der Sünde, ja wenn der vor Gott tritt mit der Bitte um Weisheit, dann freilich kann von Erhörung nicht die Rede sein. Vergegenwärtigen wir es uns doch: der Apostel denkt an einen Mann, der allerdings von Gott Rath haben möchte auf seinem sittlichen Wege, aber doch nicht unbedingt entschlossen ist, den göttlichen Rath in dieser Beziehung zu befolgen, sondern einen Vorbehalt macht und etwa denkt: Ich könnte doch Gottes Meinung anhören; schaden kann es nicht, Einen mehr gefragt zu haben. Das ist der Mann von getheiltem Herzen, und wahrlich wir brauchen nicht lange nach ihm zu suchen, wir finden ihn mitten unter uns, und Jeder hat in seinem eigenen Innersten eine Stimme, die sagt: Ach ja, von Gott berathen werden in sittlichen Dingen muß eine schöne Sache sein; aber Gott will schlechterdings, daß ich von der Sünde scheide, und mit der Sünde brechen, ist schlimm; ich will einmal hören, was er sagt, und kapituliren so gut es gehen will. Das ist der Mann, welchem der Glaube fehlt, den der Apostel als Bedingung der Erhörung des Gebets fordert. Und soll Gott diesem Manne Weisheit geben können? Einem Solchen, der nur zum Schein betet, der einen Gott bittet, welchen er doch in gewisser Beziehung am liebsten gar nicht kennen möchte, von welchem ihm am liebsten wäre, wenn er ganz aus der Welt heraus wäre, der nicht unbedingt hören will, was Gott nach seinem weisen, heiligen Herzen ihm zu rathen hat, — dem soll Gott seine Wege zeigen? Nein, vor solchem getheilten Herzen verstummt Gott, einen solchen Mann läßt Gott in seinem Dunkel dahingehen, ob er nicht endlich einmal sich entschließt, ihm ganz zu gehorchen. Wenn aber das Herz Gott gegenüber ganz und ungetheilt ist, wenn der Glaube in diesem Sinne einmal da ist, dann kommt es auch leicht zu dem Glauben, den wir Glaubensgewißheit nennen können. Wenn in uns keine Neigung mehr ist, zu zweifeln an Dem, was Gott als heiliges Bild hingestellt, dann wirkt das göttliche Bild in seiner Reinheit, Schönheit und Erhabenheit sehr bald auf den edlen Grund, der in des Menschen Seele zurückgeblieben ist, und das Herz unterwirft sich dem Gott,

der überschwänglich freilich über all sein Vorstellen nnd Begreifen, aber in dieser Ueberschwänglichkeit lauter Gnade und Seligkeit ist.

Das also wäre die Bedingung, ohne die all unser Bitten um Weisheit nicht Erhörung finden kann, daß unser Herz Gott gegenüber aufrichtig ist, daß es in der That nichts anderes will als auf Gott hören, ihm unbedingt folgen. Wer die Größe und Schwierigkeit dieser Bedingung fühlt, der denke zurück an den Anfang unserer Betrachtung; wer sich sagt: Ich möchte wohl in solchem Glauben vor Gott treten mit der Bitte um die Weisheit, wenn es nur nicht so schwer wäre, — dem rufe ich zu: Bitte von Gott, der da gibt einfältiglich Jedermann und rückt es Niemand auf; schaue diesen Gott an, schaue seine unbedingte, heilige Liebe an; findest du es schwer, ihm dich zu ergeben mit ganzem, ungetheiltem Herzen, ohne Rückhalt? Nein, das ist nicht zu schwer; du findest es nur zu schwer, daß Gott der sein sollte, der uns entgegen kommt. Ich finde es auch schwer, das zu glauben, Gott aber kann uns glauben lehren; und das sei der Anfang aller Weisheit, um die wir bitten wollen, daß er uns glauben lehre an die Schrankenlosigkeit seiner heiligen Liebe in Christo. Amen.

Lied 430, 12: Weil denn weder Ziel noch Ende.

# LII.

# Die Kenntniß des Herrn der einzige Gegenstand, dessen wir uns rühmen sollen.*)

Lied: 440, 1—5: Ich freue mich, mein Gott, in dir.

## Text: Jerem. 9, 23. 24.

So spricht der Herr: Ein Weiser rühme sich nicht seiner Weisheit, ein Starker rühme sich nicht seiner Stärke, ein Reicher rühme sich nicht seines Reichthums; sondern wer sich rühmen will, der rühme sich deß, daß er mich wisse und kenne, daß ich der Herr bin, der Barmherzigkeit, Recht und Gerechtigkeit übet auf Erden, denn Solches gefällt mir, spricht der Herr.

Unsere akademische Gemeinde gedenkt am heutigen Tage unwillkürlich dessen, daß sie dem Schlusse ihrer Thätigkeit unmittelbar nahe ist; sie kann nicht umhin, einen Rückblick zu werfen auf das nun bald ganz abgelaufene Halbjahr und zu fragen, was es eingebracht hat. Worauf wir dabei unsern prüfenden Rückblick zu richten haben, weiß Jeder von uns im Allgemeinen gar wohl, daß wir nach Zweierlei zu fragen haben, einmal: Was hast du gewirkt in diesem nun verflossenen Zeitraum? und für's andere: Was hast du dir erworben? Diese beiden Fragen können nicht von einander gelöst werden; und wenn einem auch zunächst die eine vor die Seele tritt, die andere muß dennoch nachfolgen. Es ist wohl wahr, wir akademischen Lehrer werden die erste Frage zuerst aufwerfen: Was hast du gewirkt durch Gottes Gnade? und ihr Glieder der akademischen Jugend vor allem: Was haben wir mit den Arbeiten und Bestrebungen dieses Halbjahrs gewonnen, was haben sie uns eingetragen? — aber Keiner könnte wirklich etwas gewirkt haben, der nicht für sich eine Frucht gewonnen, und Keiner könnte eine Frucht gewonnen haben, der nicht etwas gewirkt hätte, für Andere um sich her oder auch für sich. Das sind ganz unvermeidliche Fragen heute für uns; aber ich denke, ihr Andern werdet solchen Erwägungen nicht fremd sein; denn ob es gerade ein akademisches Halbjahr oder irgend ein anderer Lebensabschnitt ist, das macht hier keinen Unterschied; und wer möchte nicht die Aufforderung benutzen, auf einen vergangenen Lebensabschnitt zurückzublicken? Nur auf Eines wird es uns

*) Gehalten am 11. Sonntag nach Trinitatis, den 7. August 1853, beim Schlusse des akademischen Halbjahrs.

dabei ankommen, und zwar uns Allen, auf die rechte Anleitung zu solchem Rückblick; denn wenn er Frucht bringen soll, bedürfen wir dazu eines leitenden Grundsatzes, einer Weisung in Ansehung desjenigen Punktes, auf den wir blicken, und, was sich dabei in christlicher Gemeinde von selbst versteht, diese Weisung wollen wir nicht anderswoher nehmen als aus dem Worte Gottes. Eben darum habe ich als eine solche jenes Wort des Propheten Jeremia genommen: Wer sich rühmen will, der rühme sich deß, daß er mich wisse und kenne, daß ich der Herr bin. Gewiß, bei dem prüfenden Rückblick, den wir in diesen Tagen Jeder auf seine eigene Weise in der Stille anzustellen haben, wird uns dieses Wort die rechte Leuchte sein. Darum lasset uns es einander zurufen; und möge er, der Herr selbst es uns aufschließen und seine Kraft an uns erweisen. Wir wollen unsere Betrachtung so einrichten, daß wir zwei Fragen aufwerfen und, so Gott Gnade gibt, beantworten:

1. Dürfen und sollen wir denn überhaupt uns rühmen? und sodann

2. die andere Frage, im Falle, daß die erste zu bejahen ist: Warum soll denn die Kenntniß des Herrn der einzige Gegenstand sein, dessen wir uns rühmen?

## 1.

Die erstere Frage ist wohl nicht überflüssig. Natürlich setzt der Text voraus, daß wir zu solchem Rühmen eine Befugniß haben; denn wenn der Herr durch den Propheten spricht: „Wer sich rühmen will, der rühme sich deß, daß er mich wisse und kenne, daß ich der Herr bin, der Barmherzigkeit, Recht und Gerechtigkeit übet auf Erden; denn solches gefällt mir", — so setzt er voraus, daß es erlaubt und in der Ordnung sei, daß wir uns rühmen; und das will euch vielleicht auf den ersten Anblick gar nicht einleuchten. Es ist wohl wahr, das Rühmen wird uns sehr leicht, wir sind von Hause aus daran gewöhnt. Der Mensch fängt das Rühmen an, ehe er noch lallen kann, und läßt es nicht, bis er zur Ruhe gelegt wird; es wechseln nur die Gegenstände. Es ist freilich etwas Anderes, dessen der Knabe sich rühmt, und der Mann, und worauf der hinsinkende Greis sich noch stützt; aber wir können es Alle von Hause aus. Aber wer weiß nicht, daß mit diesem Rühmen gar nicht etwas Gott Wohlgefälliges geschieht. Wie es um dieses Rühmen der Leute steht, das zeigt sich Jedem bald. An sich selbst thut man es gern; aber wenn Andere es thun, so erkennt man bald, wie die Gegenstände des Rühmens so eitel, so ganz und gar werthlos und

unhaltbar sind. Vor allem aber die Lieblosigkeit, die das Rühmen mit sich bringt, wer könnte sie verkennen? wie der Mensch, indem er sich rühmet, den Nächsten von sich stößt, als wäre er seiner nicht werth, und meint, sein Ruhm bestehe darin, alle Andern zu überflügeln. Freilich, wenn das allein das Rühmen ist, so begreifen wir nicht, wie der Herr voraussetzen kann, es gebe ein Rühmen, das vor ihm gelte. Dennoch gibt es in der That ein solches sich Rühmen. So ist es ja überhaupt mit den meisten Dingen: wir sehen nur Zerrbilder, und diese sehen uns gar unheilig an; aber wir fühlen dabei, es ist nur die Verzerrung einer an sich recht schönen Sache, was uns so anwidert. So auch hier. Das Rühmen, wie es gewöhnlich geschieht, ist nicht schön; aber es liegt ihm etwas zu Grunde, was tief gegründet ist in der menschlichen Seele, was Gott selbst uns anerschaffen hat und er nicht ausgerottet haben will, sondern gepflegt, gereinigt, geheiligt. Wie kommt es doch, daß wir so gern uns rühmen? Es geht hervor aus dem tief gefühlten Bedürfnisse — mit einem Worte — nach einem Selbstgefühl. Selbstgefühl, ich scheue den Ausdruck nicht; so häufig es uns auch in einer abstoßenden Gestalt entgegentritt, nichtsdestoweniger hat der Mensch das berechtigte Bedürfniß nach einem Selbstgefühl. O denke doch, wie wir in dieser Welt stehen! Frage dich doch: Bedürfen wir da nicht des Gefühls, daß wir in uns selber einen Halt haben, namentlich gegenüber der Welt, in die wir gestellt sind, gegenüber den einzelnen Menschen, die uns entgegentreten? Wir fühlen nicht Befriedigung, wenn wir nicht sagen können, daß wir eine Quelle haben, aus der uns Alles fließt, was zur Befriedigung wirklicher Bedürfnisse gehört, nämlich derjenigen, die wir als Menschen eigenthümlich voraushaben vor allen andern Geschöpfen und jeder einzelne Mensch im Unterschied von allen andern Menschen besonders hat. Wir fühlen, wenn wir nicht das Bewußtsein haben, einen Besitz in uns zu tragen, in welchem solche Befriedigung unserer Bedürfnisse uns gesichert ist, dann schwankt unser eigenes Dasein, wir sinken matt zusammen unter seiner Last. Wir haben das Bedürfniß eines Besitzes, der uns erst Werth gibt, weil er in sich selbst werthvoll ist, der unserem ganzen Dasein die Würde gibt. Es wäre thöricht, wenn wir uns dieses Bedürfniß deßhalb, weil es am häufigsten irre geht, versagen wollten. Nein, der Mensch muß sich selbst fühlen; und wenn er das thun will, muß er irgend einen Stützpunkt haben, auf welchen sich dieses sein Selbstgefühl gründet, muß die innere Freudigkeit haben, vermöge deren er gewiß ist sein Leben als ein würdiges zu führen, als

ein solches, das jedem andern gegenüber seinen Werth hat. Wo aber dieses Selbstgefühl einmal ist, da bleibt es nicht im Innern stehen, es bricht hervor in ein sich Rühmen, es breitet einen frischen Lebenshauch, einen süßen, erfrischenden Duft über das ganze Dasein aus. Es ist das so natürlich. Duftet doch die Blume, wenn sie in Blüthe steht! Nicht anders kann es mit dieser Freudigkeit sein; sie muß hervorbrechen, sich äußern, nicht in Hochmuth und Großsprecherei, sondern in stiller, demüthiger, bescheidener Freudigkeit des ganzen Thuns und Lassens, durch die dann ein solcher unwiderstehlicher Reiz über das ganze Leben ausgegossen ist. So muß es sein, und wo dieses nicht ist, wo diese Freudigkeit im Innern und Aeußern des Lebens fehlt bei einem Menschen, da fehlt das Beste, da taugt er zu nichts und taugt also auch selber nicht, kann Gott nicht gefallen und auch Gottes Werke nicht wirken. Bleiben wir also bei der Behauptung stehen: Es ist so, wir dürfen, ja wir sollen uns rühmen. Als Christen wird euch das wohl am wenigsten befremden können; ja ihr könntet fragen, wie ich doch bisher habe vergessen können, daß so viel von diesem Rühmen im Neuen Testamente steht. Wer namentlich die Briefe des Apostels Paulus aufschlägt, findet überall von diesem Rühmen so Vieles und Herrliches; und er selbst ist ein leuchtendes Beispiel eines Menschen, der sich rühmt auf die rechte Weise. Das ist ja der eigenthümliche Grundzug im Charakter der neutestamentlichen Frömmigkeit, dieser freudige Geist, der sie erfüllt und von ihr ausströmt auf Alles, was mit ihr in Berührung kommt.

2.

Aber nun ist die Frage: wessen dürfen und sollen wir uns rühmen? Wer sieht nicht, wie viel darauf ankommt; und je nachdem der Gegenstand unseres Rühmens ist, je nachdem wir unsern Standpunkt nehmen mit unserem Selbstgefühl, muß unsere ganze innere und äußere Lebensgestalt sich eigenthümlich bilden. Darum lasset uns diese Frage ja nicht übergehen. Der Text gibt uns auf dieselbe zunächst eine verneinende Antwort. „Ein Weiser rühme sich nicht seiner Weisheit, ein Starker rühme sich nicht seiner Stärke, ein Reicher rühme sich nicht seines Reichthums.“ Der Text stellt solche Gegenstände des Rühmens zusammen und verbietet sie uns, die keineswegs zu den allerschlechtesten Gegenständen des Rühmens gehören. Ach wenn wir auf das Rühmen der Menschen sehen, es sind in der Regel nicht bloß solche Gegenstände, welche der Prophet hier nennt, es sind die alleräußerlichsten Gaben der Natur, oft nichts als eine Kinderei, eine Thor-

heit, ja, furchtbar auszusprechen, oft ist es nichts als eine Sünde. Was aber der Text hinstellt als Dinge, deren wir uns nicht rühmen dürfen, sind an sich sehr ehrenwerthe Dinge: Weisheit, Stärke — worin auch die innere Stärke, die Energie des Charakters einbegriffen ist —, Reichthum, es sind Dinge, mit denen etwas ausgerichtet wird in der Welt, keine Nichtigkeiten; und dennoch, Gegenstände des sich Rühmens können sie ihrer Natur nach für Keinen sein. O wäre denn das wohl ein haltbarer Standpunkt für unser Selbstgefühl, daß wir die Weisheit suchen? Ist sie doch im besten Fall ein Stückwerk und ein Schülerwerk, und nicht bloß die Weisheit, die wir im engern Sinne so nennen möchten, das viele, ausgebreitete Wissen; denn mit der andern Weisheit, dem praktischen Verstande, der sicher und verständig angreift im Leben, ist es auch nicht anders. Und Stärke? Nun wenn wir an Stärke des Leibes denken, sie verblüht schnell, ohne daß wir es ahnen; aber auch die innere Stärke, die Willensmacht, die Kraft des Charakters, so thätig sie auch ist, ist doch nichts, worauf das Selbstgefühl sich mit Grund stützen könnte, sie bricht sich nach unserer Erfahrung; und wenn sie sich an keiner menschlichen Macht brechen könnte, so bricht sie sich doch, wie die Kinder der Welt sagen, am Schicksal, wie die Gläubigen sagen, an der heiligen, weisen Vorsehung Gottes; da muß alle Stärke sich brechen. Und Reichthum, — wer wüßte nicht, daß Rost und Motten ihn fressen und Diebe ihm nachtrachten; wer wüßte nicht, daß zwar Vieles in der Welt sich mit Reichthum erreichen läßt, aber für die Zwecke, die dem Menschen vom Schöpfer gesetzt sind, der Reichthum für sich allein gar unzuverlässig ist. Und nehmt vollends in Erwägung, daß ja die Dinge, von denen die Rede ist, wenn sie auch für dieses Leben irgendwie einen Stützpunkt darbieten, so doch nur für dieses Leben; und ein Mensch, dessen Auge nüchtern ist, muß sich sagen: Wehe deinem Selbstgefühl, wenn du für deine Berechnung keine Bürgschaft mehr hast für jene unausdenkliche Ewigkeit!

Was bleibt nun aber, dessen wir uns wirklich rühmen dürfen und sollen? Auf diese Frage antwortet der Text: „Sondern wer sich rühmen will, der rühme sich deß, daß er mich wisse und kenne, daß ich der Herr bin, der Barmherzigkeit, Recht und Gerechtigkeit übet auf Erden, denn Solches gefällt mir.“ Da hören wir, es gibt nur Einen Gegenstand, dessen wir uns rühmen können und dürfen, dieses nämlich, daß wir den Herrn kennen. Ach wenn wir die Art und Weise, wie die Menschen gern die Dinge ansehen, zu Rathe ziehen, so lautet es ganz anders. Wo finden wir

denn die Leute in der Christenheit, die so in ihrem Innern gestellt sind in der Erkenntniß? Wo sind die Leute, die sagen können: Ja was ich aus dem Katechismus weiß, ist es, worauf mein Selbstgefühl und meine Freudigkeit in letzter Beziehung sich gründet, von wo sich der frische Reiz über das ganze Dasein verbreitet; die einfachen Kinderwahrheiten, die Katechismuswahrheiten sind es? An und für sich müssen wir zugeben, daß das Wort unseres Textes nicht zu den Ansichten der Menschen paßt. Doch wenn wir den Menschen nehmen, wie er ist und wie wir alle aus uns selbst ihn kennen, und wenn wir dann fragen: Wo soll er doch einen wirklich haltbaren Stützpunkt suchen für sein vielfach ermattendes und in sich unhaltbares Dasein? — was sollen wir anders sagen, als: Ja einen sichern Stützpunkt wird das Geschöpf nicht finden, es gehe denn zurück auf Den, der es geschaffen, der sein unbedingt gebietender Herr ist, in dem es lebt. Und nun dieser Mensch, der wohl weiß, daß er auf der Höhe der ganzen Schöpfungsleiter steht, und der auf dieser Höhe so leicht etwas in sich findet, was sonst in keinem Geschöpf um ihn her, und was doch so oft aus dem reinen Bild in ein Zerrbild übergeht, so daß er zweifeln muß, ob das Höchste, was er in sich findet, nicht ein Traumbild ist, — er gewinnt einen festen Halt nur in Einem, der über der Welt ist, nur in Dem, nach dessen Ebenbilde gebildet zu sein er sich rühmt; und nur wenn er diesen Halt hat, ist und hat er das wirklich, was er als seinen Vorzug betrachtet uud nicht wegwerfen möchte. Ja es stellt sich deutlich heraus, es gibt keinen in sich haltbaren Standpunkt für unser eigenthümliches Selbstgefühl, als Gott den Schöpfer, nach dessen Bilde wir geschaffen sind durch seine ewige Liebe und Macht. Wenn das nicht ist, dann ist es aus mit aller innern Freudigkeit und auch mit der äußern Freudigkeit, Frische und Kraft unseres Daseins, deren wir uns so gern freuen, und auf die wir namentlich in der Jugend so gern Hoffnungen bauen.

Aber übersehet nicht, wie ganz es in der Sache gegründet ist, wenn der Prophet nicht sagt: der rühme sich meiner, sondern: dessen daß er mich weiß und kennt. Denn das hilft uns nicht, daß es einen solchen Gott gibt; wir können uns nur dann auf ihn stützen, wenn wir darum wissen, daß es einen solchen Gott gibt; es muß uns unbedingte Gewißheit sein, daß er da ist, wir müssen ihn kennen. Es wird für unsern Zweck auch nicht gleichgültig sein, wie unser Gott beschaffen ist. Wenn wir uns seiner rühmen sollen, dann muß es ein Gott sein, auf den wir, die wir doch sündige Geschöpfe in einer sündigen Welt sind, uns wirklich stützen

können. Einen solchen Gott brauchen wir, wie ihn unser Text beschreibt, der *Barmherzigkeit, Recht und Gerechtigkeit übet auf Erden.* Wir bedürfen eines Gottes, der *Barmherzigkeit übet;* denn das ist das tiefste Gefühl, das wir im Herzen haben und nicht verleugnen können, wenn wir nicht zugleich den Adel unserer Natur verleugnen wollen, daß wir Sünder sind. Da können wir uns nur auf Gott stützen, der bei seiner Heiligkeit und unbeschadet ihrer barmherzig ist auch dem Sünder gegenüber. Und sehen wir auf die Welt als Ganzes, sie bedarf einer Macht, die unbedingt herrscht, der nichts widerstehen kann, die der Sünde entgegentritt, die Sünde überwindet; sie bedarf eines Gottes, der *Recht und Gerechtigkeit übet.* Was ist denn das für ein Gott, den das Wort unseres Textes beschreibt? Gewiß nicht ein unbekannter, sondern derselbe, der von Alters her sich in Israel offenbarte, der in vollendeter Weise im eingebornen Sohne geoffenbart ist, der Gott voll heiliger Barmherzigkeit und Weisheit, voller Macht, durch die er die Welt hindurchführt aus aller Verwirrung, aus Sünde und Tod heraus zu einer ewig segensvollen Ordnung und ewigem Leben, der jedem Einzelnen die Sünde vergibt und durch solche Vergebung der Sünde ihr ihren Stachel nimmt, und ebenso im Ganzen des Geschlechtes die Sünde überwindet und sein Reich zum Siege leitet. Wer einen solchen Gott kennt, dessen Herz schlägt hoch in Freude, dessen Mund geht über von Jubel, er rühmt sich seiner wie das Volk Israel. Wie dem Volke Israel das zur Auszeichnung gegeben war, daß Gott sich ihm offenbarte und ihm allein unter allen Völkern, wobei es freilich verblendet von der Höhe dieser Erkenntniß stolz herabsah auf die andern Völker, so haben wir doch einen ganz andern Halt an dem Gott, der uns nahe getreten ist mit der Gnade und Wahrheit in Christo Jesu und durch seinen Geist uns mit ganz anderer Stärke zuruft als durch den Mund des Propheten, daß er der Gott sei, der Barmherzigkeit, Recht und Gerechtigkeit übet. Wer diesen Gott kennt, dessen Dasein hat einen Schwerpunkt über Allem, was zeitlich und endlich, was wandelbar ist. Nur, liebe Brüder, vergessen wir ja nicht, was das sagen will, Gott kennen, wie viel dazu gehört. Gott kennen ist nicht bloß Arbeit des Verstandes, sondern des ganzen Lebens, der äußern und innern Lebenserfahrung, es ist ein Werk der Arbeit an unserer eigenen Heiligung; denn nimmer wird es uns gelingen, wenn wir nicht durch die Arbeit an unserer eigenen Heiligung unser Inneres reinigen, so daß es ein Spiegel werden kann für den Gott der Gnade und Gerechtigkeit. Wer nicht auf diesem

Wege den Gott, den er von Kindesbeinen an kennt, nun auch kennen zu lernen sucht, der gelangt niemals zum Ziel, der empfindet nie etwas von jener überschwänglichen Freude des Herzens, kann niemals jauchzen und rühmen, daß der Herr barmherzig ist.

So hätten wir denn einen Maßstab, an den wir uns halten können bei jenem prüfenden Rückblick. O gebrauchen wir diese Regel! Wir vor Allen wollen sie gebrauchen, Genossen der akademischen Gemeinde, wir vor Allen wollen sie nicht vergessen bei der Frage: Was haben wir gewirkt, was für Frucht hat unsere Arbeit gebracht? So wird denn all unsere Kenntniß nichts taugen, wenn sie nicht zugleich ein Werk neuer Erkenntniß des Gottes ist, der uns in Christo Jesu geoffenbart ist. So werden wir uns denn im Voraus sagen müssen, daß unsere Bemühuugen um Erkenntniß nicht viel bedeuten können, wenn wir nur mit dem Kopf, mit den Büchern studirt haben, wenn wir nicht zugleich an uns selbst gearbeitet haben, daß das Herz reiner werde, daß es seine Blödigkeit verliere, so gut wie der Verstand. Sonst möchten wir des Wissens noch so viel gesammelt und ausgestreut haben, es wäre doch vergebens. Aber auch ihr Andern nicht zur akademischen Gemeinde Gehörigen, haltet euch, wenn ihr auf einen vergangenen Lebensabschnitt zurückblickt, an denselben Maßstab, daß es keine wahre Kraft des Lebens gibt, die nicht in der Erkenntniß Gottes wurzelt. Welches Berufes und Standes ihr auch seid, sagt euch, diese Erkenntniß Gottes kann für jedes menschliche Leben die treibende Kraft sein, ja sie soll es sein; für Alle gilt es, sie sollen von Gott gelehrt sein; und so viel Jemand davon weiß, so viel hat er wirklich gewonnen durch seine Arbeiten und Bestrebungen im täglichen Leben. Ja heute brauchen wir das nicht zu sagen, Denen namentlich nicht, die zum Tische des Herrn gehen wollen; ihnen ist es ja im Herzen, daß es kein anderes Rühmen gibt. Und so mögen sie denn auch dessen vor allem gedenken und sich diesem Herrn ganz hingeben, damit er sich auch ihnen könne ganz zu erkennen geben nach seiner Gnade, Wahrheit und ewigen Macht. Ja dann wird es ein fröhliches Rühmen geben, ein Rühmen nicht bloß für diese Stunde; dann gibt es ein Rühmen des Herrn, das übergeht in den Lobgesang der heiligen Engel. Amen.

Lied: 440, 7: Auf deiner Huld allein beruht.

## Berichtigungen.

Seite 12 ist die Anmerkung dahin zu ändern, daß die erste Predigt über denselben Text sich unter den nachträglich hinzugefügten S. 326 befindet.

„ 28 Zeile 8 v. unten statt Es lies: Er.

„ 121 „ 7 v. unten statt der lies: dem.

„ 151 „ 4 v. unten ist verkündigenden als ein Wort zu lesen.

„ 232 ist zu verbessern: Lied 410, 1—4: Nach meiner Seelen Seligkeit; und: Gehalten am 13. Sonntag n. Trinit., den 21. August 1853; und dem entsprechend S. 240 Zeile 3: Lied 413, 4: O Herr, der du durch dein Leiden.

## Berichtigungen.

Seite 123 ist die Anmerkung dahin zu ändern, daß die erste Predigt über denselben Text sich unter den nachträglich Eingeschalteten S. 380 befindet.

" 26 Zeile 8 v. unten statt: Ch lies: Cr.

" 191 " 7 v. unten statt: der lies: dem.

" 183 " 4 v. unten ist vertilgungswürdigen als ein Wort zu lesen.

" 292 [illegible] zu ergänzen: Nach [illegible] Nach meiner Seelen Seligkeit; und: gehalten am 13. Sonntag n. Trinit., den 21. August 1863; und dem entsprechend S. 240 Zeile 3: Nro 419, a: O Herr, der du [illegible] durch dein Gebet.